345

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Vorrede.

Was von dem größeren Werke über die Geschichte der Griechischen Poesie vollendet war, ist in dem vorigen Bande geliefert worden. Mehrere dazu gehörende einzelne Abhandlungen und frühere Vorarbeiten, so wie der erste Entwurf des Ganzen, sind in diesem Bande enthalten; noch einige andere Stücke und fertig gearbeitete Ausführungen von verwandtem Inhalt und aus derselben Zeit, werden vielleicht noch in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden. Der bey weitem größere Theil des gegenwärtigen Bandes betrifft aber nicht mehr die Poesie und Kunst der Griechen allein, sondern vornehmlich die innre Sittengeschichte, die politischen Gebräuche, und die

welthiſtoriſche Entwickelung der beyden claſſiſchen Völker des Alterthums.

Für die Idee des Schönen, welche als das göttlich Poſitive, das herrſchende Princip und die ewige Grundlage in der Kunſt und den Sitten, wie überhaupt in der geſammten Bildung der Griechen war, erweitert ſich nun die Ausſicht und der Geſichtspunkt, indem hier an einzelnen, in einer oder der andern Beziehung beſonders merkwürdigen Beyſpielen entwickelt wird, wie jene Idee des Schönen auch in das Leben eingriff und einwirkte, und es ſo ganz eigenthümlich geſtaltete. Es bilden dieſe Verſuche inſofern den Uebergang von einer bloß auf das Einzelne gerichteten kritiſchen Forſchung über den Text der claſſiſchen Werke oder der hiſtoriſchen Thatſachen, zu einer allgemeinen und mehr philoſophiſchen Ueberſicht und Betrachtung, worin das Ganze der alten Kunſtbildung und Weltgeſchichte wiſſenſchaftlich

umfaßt würde, und wodurch die geſammte Alterthums-Kunde nach Einer großen Idee, feſt begründet und klar geordnet, in zureichender Vollſtändigkeit auftreten und dargelegt werden könnte. Dieſes war der Gedanke, welcher der ganzen Unternehmung in allen dieſen jugendlichen Vorarbeiten zum Grunde lag.

Für die Römer aber und den Charakter ihrer Bildung und Geſchichte, weil auf dieſe die Kunſt und Idee des Schönen nicht mehr anwendbar oder doch nicht zureichend zur Erklärung befunden wird, iſt hier die Idee des Großen zum Grunde gelegt, nachdem die Römer ſelbſt in der Kunſt, wo ſie dieſelbe eigenthümlich aufgefaßt haben, mehr nach dem Großen als nach dem Schönen ſtreben. Dieſes Große, welches die Römer in allen ihren Hervorbringungen wie im Leben, in den einzelnen Charakteren wie im Ganzen auszeichnet, beruht aber nicht immer auf einer eigentlich ſittli-

chen Gesinnung, wenigstens nach unsern Begriffen von einer solchen; sondern vielmehr auf einer freyen und vollständigen Entfaltung der großen Naturkraft, wie dieser Unterschied an einem glänzenden Beyspiele in der Charakterschilderung des Caesar besonders deutlich hervorgehoben und bemerklich gemacht worden ist. Aus solcher freyen Entfaltung glücklicher Naturanlage war bey den Griechen die schöne Kunst, in jener ihnen eigenthümlichen Vollkommenheit, hervorgegangen, wie bey den Römern ihre Thatengröße; washalb beydes noch auf verwandtem Grunde und dem gleichen Boden ruht, das Schöne in der Kunst der Griechen und das Große in dem Leben der Römer, und sich daher auch nach demselben Charakter freyer Naturbildung des Menschengeistes historisch an einander reiht.

Die Beurtheilung und Erklärung sittlicher Gegenstände und Charaktere aber, nach jenen

beyden Kunst- und Natur-Ideen des Schönen und des Großen, hat für unsere Denkart immer etwas Paradoxes und kann leicht anstößig erscheinen. Ich hoffe jedoch, indem ich bemüht war, das Alterthum nach seiner eignen Idee ganz so aufzufassen, wie es wirklich gewesen ist, nirgends der Wahrheit unserer reineren sittlichen Ideen zu nahe getreten zu seyn oder etwas vergeben zu haben; indem diese, wenn nur die gebührende Unterscheidung der Gesichtspunkte beobachtet wird, mit der Anerkennung und Bewunderung der großen Kraft in den alten Sitten und Charakteren sehr wohl zusammen bestehen kann. Die sämmtlichen in diesem Bande enthaltenen Aufsätze sind in den ersten Jahren meiner litterarischen Laufbahn, von 1794 — 1796 und dann bis 1798. abgefaßt, gegenwärtig aber im Einzelnen sehr erneuert und beynahe völlig umgearbeitet worden; indem ich jedoch zugleich bemüht war, sie im Ganzen und Wesentlichen, was nähmlich die darin herrschende und

zum Grunde liegende Idee und kritiſche oder geſchichtliche Auffaſſung betrifft, durchaus unverändert zu laſſen. Von dieſer eigenthümlichen Behandlungsweiſe und Art der Umgeſtaltung werden ſich diejenigen leicht überzeugen können, welche die frühere Geſtalt dieſer Verſuche mit der jetzigen vergleichen wollen. Mich hat dabey der Gedanke geleitet, daß alles, was in der Alterthumswiſſenſchaft einigen Werth haben ſoll, dieſen vor allen auch durch eine große Sorgfalt im eignen Ausdruck, wie durch ein Gepräge von Styl und Kunſt in der ganzen Behandlungsweiſe, bewähren muß.

Inhalt.

Seite.

Vorrede.

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794. . . . 5

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794. 25

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotiſche Bruchſtücke derſelben; und über das bukoliſche Idyll. 1798. . 46

Ueber das Idyll, und die bukoliſchen Dichter der Alten. . . 60

IV.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern. 1794. 66

V.

Ueber die Diotima. 1795. 90

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. 151

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796. Einleitung. . 166

Ueberſetzung der epitaphiſchen Rede des Lyſias. 178

Beurtheilung. 203

Beylage. Die Olympiſche Rede des Lyſias. 213

Anmerkung. 216

Inhalt.

Seite.

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates. 1796.

Einleitung 217

Charakteriſtik des Iſokrates. Aus dem Griechiſchen des Dionyſios. 230

Alle dieſe voranſtehenden Aufſätze haben zuerſt in verſchiedenen Zeitſchriften in den Jahren 1794 — 1796 und 1798. eingerückt geſtanden. Zwey derſelben, Nro. IV. und V. waren auch in dem Erſten Theil der Griechen und Römer 1797 aufgenommen. Der nachfolgende Aufſatz iſt noch nie gedruckt geweſen.

IX.

Caeſar und Alexander. Eine welthiſtoriſche Vergleichung. 1796. 263

Studien des classischen Alterthums.

Zweyter Theil.

FK2
352=5

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794 *).

Der erſte Blick des Forſchers auf alle noch vorhandnen ganzen Werke und Bruchſtücke der griechiſchen Poeſie verliert ſich in ihre unüberſehliche Menge und Verſchiedenheit, und erregt faſt Zweifel an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne die Einſicht in dieſes aber wird ſeine Kenntniß immer dürftig und unſicher bleiben müſſen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch will-

*) In wiefern die hier gegebne Eintheilung und anordnende Überſicht des Ganzen der Kunſtgeſchichte der griechiſchen Poeſie, in dieſem erſten Umriß noch viel zu beſchränkt vorgezeichnet worden, und in einem ungleich größeren Maaßſtabe aufgefaßt werden muß; das wird aus den ausführlichen, ſpäteren Ausarbeitungen über denſelben Gegenſtand hinreichend hervorgehen. Weil aber die Idee des Ganzen hier zuerſt aufgeſtellt worden, ſo habe ich dieſen Aufſatz, mit welchem meine litterariſche Laufbahn 1794 begonnen hat, nicht gänzlich umgeſtalten, wenigſtens einzelne kleine Berichtigungen ausgenommen, nichts darin verändern oder hinzuſetzen wollen, wodurch jene Grund-Idee weſentlich berührt würde. Es mag derſelbe hier, als Denkmahl zur Erinnerung jener früheren Zeit, ſeine Stelle finden, und auch noch jetzt für die Freunde kunſtgeſchichtlicher Forſchungen in dieſer Beziehung einigen Werth haben.

kührliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künſtlichen Zuſammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf auch dieſer willkührlichen Eintheilungen nicht. Die Natur ſelbſt, welche die griechiſche Poeſie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieſes Ganze in wenige große Maſſen, und verknüpfte ſie mit leichter Ordnung in Eins. Dieſe Unterſchiede und Verknüpfungen aufzuſuchen, die natürlichen Gattungen und Stufen der griechiſchen Poeſie, den Zuſammenhang derſelben, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu beſtimmen; das iſt der Gegenſtand dieſes Verſuchs.

Es ſey zu dieſem Behufe erlaubt, den Ausdruck „Schule" von der bildenden Kunſt zu entlehnen. Dieſer Ausdruck bezeichnet hier wie dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls, durch welche eine Gattung oder Reihenfolge von Künſtlern ſich von den übrigen abſondert, und ein künſtleriſches Ganzes bildet. Dieſe Gleichartigkeit des Styls braucht aber nicht immer ſo, wie bey der bildenden Kunſt, durch Unterricht fortgepflanzt zu ſeyn; obwohl bey den griechiſchen Dichtern ſelbſt eine Art von Unterricht in der Kunſt Statt gefunden haben muß, indem wir bey vielen der berühmteſten, neben ihren Lehrern in andern Künſten, oft auch ihre Lehrer in der Poeſie genannt finden. Nur zufällig darf ſie nicht ſeyn, ſondern ſie muß aus einem natürlichem innerm Grunde entſpringen, und alſo naturgemäß und unter gewiſſen Vorausſetzungen nothwendig ſeyn. Der Zuſammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Übereinſtimmung; und dieſe giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

Die Bestimmung der Schulen und ihrer Gränzen, die Kriterien dessen, was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke, welche sie umfaßt, ihre Charakteristik, die Entwickelung der Idee, welche sie beherrschte und lenkte, der wesentlichen Eigenschaften und innern Gründe, aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entsprang; dieses ist das erste und nothwendigste Erforderniß zu einer gründlichen Kenntniß der griechischen Poesie. Durch das Zusammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verständlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bey dem anhaltendsten Studium des Einzelnen über dessen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt. Die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die wesentliche Beschaffenheit und naturgemäße innre Nothwendigkeit einer jeden Kunstform und Art entdecken, und giebt uns einen festen Standpunkt, aus welchem wir es wagen dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu schließen. Wir dürfen selbst verlohrnen Theilen des Ganzen ihre künstlerische Bedeutung und Geltung nach dem geschichtlichen Zusammenhang in diesem bestimmen; und gelangen endlich, welches nur auf diesem Wege möglich ist, zur Erkenntniß des großen Ganzen der gesammten alten Kunstentwicklung. Bis zur vollständigen Ausführung einer vollendeten Geschichte der griechischen Poesie, möge der nachfolgende erste Umriß diese Idee der Prüfung der Kenner empfehlen.

Die Charakteristik einer Schule der griechischen Poesie beurtheilt und charakterisirt erstlich die Darstellung; entweder an und für sich, ihre Vollkommenheit und Richtigkeit, und strenge, naturgemäße Allgemeinheit; oder ihre Organe. Diese sind Formen, die Dichtarten; oder sie sind

materiell, und deren ſind drey: Sage und Mythus, Dichterſprache und Metrum. Ferner beſtimmt ſie, ob und inwiefern der darſtellende Kunſtgeiſt das Dargeſtellte empfangen oder erzeugt hat; ſie beſtimmt das Natürliche und das Ideale oder Erdichtete in der Darſtellung. Es giebt zwey Elemente der Kunſt; Darſtellung und Schönheit. Nächſt der Kunſt, wird alſo die Schönheit charakteriſirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erſcheinung deſſelben, und die Verhältniſſe beyder. Zu der vollſtändigen Kenntniß einer Dichter-Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe, aus welchen dieſer entſprang, fortdauerte, und unterging, und die des hiſtoriſchen Zuſammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der griechiſchen Poeſie vier Hauptſchulen: die Joniſche, die Doriſche, die Atheniſche und die Alexandriniſche. Es giebt noch außer dieſen Künſtler, welche durch Gleichartigkeit des Styls wohl eine Claſſe bilden, die aber künſtleriſch nicht wichtig genug iſt, um den Nahmen einer Schule zu verdienen. Es giebt einzelne Künſtler, welche ſich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen laſſen; es giebt eine Periode, wo es gar keinen Styl, alſo auch keine Schule, mehr gab; es giebt endlich Perioden, über welche ſich mit Sicherheit faſt gar nichts feſtſetzen läßt. Dies gilt vorzüglich von der vorhomeriſchen Zeit, die deshalb hier mit Stillſchweigen übergangen wird.

Die homeriſchen Werke, Heſiodus, und einige Fragmente, nebſt den römiſchen oder alexandriniſchen Nachbildungen verlohrner epiſcher Dichter dieſer Zeit und Gattung, ſind, was wir noch von der joniſchen Schule be-

ſitzen. Die Darſtellung in den Werken derſelben iſt noch nicht reine ſchöne Kunſt; Poeſie, Geſchichte und Philoſophie waren noch nicht getreunt. Es gab, ſtatt dieſer, nur Eines: den Mythus oder die Sage, als den Keim, aus welchem ſich ſpäter alle drey allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht bloß Stoff der Poeſie, ſondern ſelbſt Zweck; ſein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Proſa, war das Metrum, urſprünglich nichts als ein natürliches Medium des Gedächtniſſes und Träger der gemeinſamen Erinnerung aller Sage bey den alten Völkern. Man kannte nur eines, den Hexameter, welcher dem Sinne am leichteſten und dem Gedächtniſſe am faßlichſten iſt. Es gab nur zwey Formen, das Epos und den Hymnus; oder eigentlich nur eine, denn auch der Hymnus war epiſch; den ältern orphiſchen Hymnus würde ich nicht zu dieſer Schule rechnen. Dieſe Form war die einfachſte und leichteſte, die Erzählung; die epiſche Erzählung aber war früher Medium und Träger des Mythus und der Sage, als reines Medium der Schönheit und der Darſtellung, was doch Formen der Poeſie ſeyn ſollten. Die Organe der Poeſie waren unter den Griechen früher vorhanden, als die letztere ſelbſt; aber in den Hervorbringungen der joniſchen Schule, war doch Poeſie ſchon bey weitem das Überwiegende, wenn man ſie auch zu Zeiten noch nicht als Werke der Kunſt betrachten kann und ſie bloß als mythiſche Erzeugniſſe und Bruchſtücke der Sage anſehn und auffaſſen muß. Der Mythus oder der Stoff der Sage iſt in dieſen alten Gedichten im hohen Maaße poetiſirt, das Metrum erhebt ſich oft zur muſikaliſchen Schönheit oder zum pathetiſchen Ausdrucke, die Sprache iſt höchſt anſchaulich

und leicht. Die Darſtellung iſt durchaus naturgemäß, und daher allgemeingültig, richtig und unübertrefflich wahr. Die gegenſeitige Beziehung der Theile, der innre Zuſammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige künſtleriſche Selbſtſtändigkeit des Drama. Vergebens bemüht man ſich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklären, wenn man es nicht aus äußern darthut; denn in der einzelnen Rhapſodie iſt ſchon dieſelbe ſchöne Einheit, harmoniſche Fortgleitung und Zuſammenſtimmung, oder wohlbemeßne und künſtleriſch empfundne klare Ordnung der Darſtellung, wie in dem Ganzen. Das Ideale im Stoff iſt überhaupt viel ſpäter, als das in der Form; und doch findet ſich auch das erſte im Homer, in der Naturvollkommenheit ſeiner heroiſchen Charaktere. Jeder Held iſt bey ihm der höchſte in ſeiner Art, und dieß iſt nicht Natur, ſondern Ideal; allein im Ganzen war freylich das Überwiegende in der Darſtellung, Natur vor dem Ideal; eben ſo überwog, in dem hervorbringenden Dichtergeiſte, wie in dem vernehmenden Kunſtſinn, die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit; und in dem Schönen, die Erſcheinung den Inhalt. Daher iſt in den Erzeugniſſen dieſer Schule ſoviel Reichthum und Wechſel und Fülle der reizenden ſinnlichen Erſcheinung; ſoviel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz ſoviel ſchönes Leben; das höhere Geiſtige aber durchſchimmert nur noch ſanft jene Hülle, wie das ſittliche Gefühl eines ſeelenvollen Knaben. Die äußern Verhältniſſe des Künſtlers, die günſtigen Anlagen der Natur, welche in dieſer Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, ſind zur Genüge bekannt.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der

joniſchen Schule leicht beſtimmen kann, ſind Zeit und Charakter, die epiſche Form, und das Joniſche im Dialekt, den Sitten und im Styl. Nur abwärts ſind dieſe Gränzen nicht ſo leicht zu beſtimmen; denn zwiſchen der joniſchen und der darauf folgenden Schule fällt ein bedeutender Zwiſchenraum, welcher wohl viel Merkwürdiges aber auch viel Unbekanntes und manches Dunkle enthält. Der Charakter der joniſchen und der doriſchen Schule müſſen die beyden feſten Punkte ſeyn, von denen man bey der Unterſuchung ausgeht; aber kaum läßt ſich hoffen, alle Schwierigkeiten zu löſen, und alle Kunſtwerke auf eine befriedigende Art zu ordnen. In dieſe Zwiſchenzeit fallen zwey Claſſen von Dichtern, von denen ſich vermuthen läßt, daß ihr Styl gleichartig war, die mir aber den Nahmen Schule, nicht zu verdienen ſcheinen. Die erſten ſind die Gnomiker, Theognis, Phocylides, u. ſ. w. meiſtens Jonier; die andern, die ſogenannten Phyſiologen, Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten joniſch, und Empedokles vorzüglich homeriſch. Vielleicht beſitzen wir im Lukretius eine Nachbildung von dem Style des Zuletztgenannten.

Ganz verſchieden von dem joniſchen Geiſte war der doriſche. Dieſe Verſchiedenheit äußerte ſich in Gebräuchen, Sitten, Geſetzen, in dem Charakter der Sagen und Mythen, im Dialekt, der Muſikart, und auch in der Poeſie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieſer letztern ſind ſo bedeutend, ihre Unterſchiede von der übrigen griechiſchen Poeſie ſo ausgezeichnet und zuſammenhängend, ſie entſpringen ſo ganz aus dem doriſchen Stammcharakter und der beſondern doriſchen Sittenbil-

dung, daß wir genöthigt sind, eine eigne dorische Schule in der griechischen Poesie anzunehmen. Die Dorier waren der ältere, reinere, vorzüglich hellenische Stamm; und die beyden eigenthümlichen Produkte des Griechischen Geistes, Gymnastik und Musik, sind größtentheils ein Werk der Dorier. Es ist nicht von der ersten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben diesen beyden wesentlichen Formen und Bestandtheilen der hellenischen Erziehung, Gestalt, Bildung und Vollendung. Sie entfalteten sich am vollständigsten und blühten am schönsten vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf sie einschränkten, nicht so zerstreuten, wie die Jonier. Gymnastik und Musik machten die ganze ursprüngliche griechische Erziehung und Bildung aus, die von Anfang mehr nur eine Sitten- und Gefühlsbildung, als eine eigentliche Geistesbildung war; und der dorische Geist ging nie weit über diese Gränzen hinaus. Unter Musik im alten Sinne des Worts, war auch lyrische Poesie begriffen; dieser poetische Theil der Musik erhielt ganz dorische Bildung und dorischen Ton, und diese gesammte dorische Lyrik macht eben die dorische Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Idyll gehört aber nicht zu dieser Lyrik, sondern nur das gesungene Lied, oder Melos. Daß dieses ein dorisches Produkt sey, beweisen die vorhandenen Werke und Fragmente selbst; die bestimmtesten Nachrichten, daß die meisten lyrischen Dichter dorisch geschrieben haben; unter andern aber auch die Thatsache, daß selbst der Chor der atheniſchen Dramen sich in Form und Mundart noch zum Dorischen hinneigt.

Die Kriterien um die Gränzen dieser Schule zu be-

ſtimmen, ſind erſtlich die Dichtart, nehmlich eigentliche Lyrik im alten Sinne des Worts; und dann das Doriſche im Dialekt und im Charakter. Doch wird man eigentliche lyriſche Werke aus der Zeit, in welcher doriſche Kunſt blühte, wenn jene auch Aeoliſch, wie die des Alcäus und der Sappho, oder ſelbſt Joniſch, wie die des Anakreon, geſchrieben ſind, vielleicht am beſten zu dieſer Schule rechnen können; denn ſie gehören zur eigentlichen Lyrik, und dieſe iſt im Ganzen ein doriſches Gebilde. Die Zeit iſt wohl ein Kennzeichen, um von dieſer Schule auszuſchließen, wie den Leonidas und Theokrit, welche beyde aber, ungeachtet des Dialektes, auch deshalb nicht dazu gerechnet werden könnten, weil ihre Werke nicht zur eigentlichen lyriſchen Gattung gehören; aber ſie iſt kein gültiges Kennzeichen, um ein Werk dazu zu rechnen. Denn es giebt zu gleicher Zeit Poeſien und Poeten, welche man weder zur joniſchen, noch zur doriſchen, noch zur atheniſchen Schule rechnen kann, ſondern die mehr allein ſtehen, wie die joniſchen Jambendichter und Meiſter der älteren Elegie eine beſondre Abtheilung der joniſchen Dichtkunſt bilden, und noch mehr Epicharmus und die doriſchen Anfänger des Drama, welche ſich nicht in jene Ordnung der vier Hauptſchulen und Kunſtſtufen einreihen laſſen. Da die übrigen und größten doriſchen Dichter ſich aber faſt ausſchließlich der lyriſchen Kunſt gewidmet und dieſer ihre eigenthümliche Geſtalt und kunſtreiche Form gegeben und ſie vollendet haben, ſo gebühret nur ihr der Name einer doriſchen Kunſt; im Epos und Drama müſſen ſie den Joniern, oder den Athenern den Preis überlaſſen. Die älteſten Elegiker ſind Jonier, vermuthlich alſo die Elegie ſelbſt eine joni-

ſche Erfindung, beſonders da das Metrum nur ein veränderter Hexameter iſt. Bey der Betrachtung der lyriſchen Kunſt der Hellenen iſt aber vorzüglich nur von dem Melos, dem geſungenen ſtrophiſchem Liede, und dem Chor, als dem gemeinſamen größeren Melos die Rede; und dieſe ſind ein Erzeugniß der doriſchen Schule. Der Anfang derſelben iſt ſehr in Dunkel verhüllt. Das Ende der doriſchen Lyrik und Muſik aber fällt, allem Vermuthen nach, zuſammen mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten, einer Folge des Ehrgeizes beyder feindlich gegen einander ſtehenden Griechen-Stämme. Während ihrer Blüthe ſcheint die doriſche Kunſt ſich ſelbſt gleich geweſen zu ſeyn; es iſt keine beträchtliche Verſchiedenheit getrennter Kunſtepochen und weſentlicher Hauptveränderungen im Styl, ſondern nur ein ſteter regelmäßiger und ſtufenweiſer Fortgang der harmoniſchen Ausbildung in ihr ſichtbar. Außer dem Pindar, beſitzen wir von den Werken dieſer Schule noch eine ſehr beträchtliche Anzahl Bruchſtücke und römiſcher Nachbildungen. Berühmte Dichter derſelben waren: Bakchylides, Ibykus, Korinna, u. ſ. w.

Der beſte Commentar zum Studium dieſer Schule iſt der Charakter der Dorier ſelbſt während ihrer ſchönſten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt. Der Styl ihrer Sitten war Größe, Einfalt und Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten ſie in einer edeln Freude. Eben dieſer Geiſt der Größe Einfalt und Ruhe, beſeelte auch ihre Verfaſſungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine ſchöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre

Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Hang zur Verschwendung und Ausschweifung, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur der Abdruck ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles dahin.

Eben diesen Charakter der Größe, Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der dorischen Dichtkunst ganz wieder. Die dorische Schönheit ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des erfindenden und dichtenden Geistes, sondern ein freyes Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieses freye Entstehen aus bloßer Entfaltung der Natur, ohne Absicht und Zwang, aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem dorischen Geiste ist Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit im Gleichgewicht. Das Wesen der Darstellung steht hier in der Mitte zwischen Natur und Ideal, es ist Auswahl edler Natur; daher sind die Gränzen der dichterischen Welt und Sphäre enger beschränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darstellung des Sinnlichen ist weniger anschaulich als in der jonischen Schule, und die Darstellung des Geistigen weniger klar als in der atheniſchen; der Grund liegt in der sittlichen Richtung und in der anschauenden Ruhe des sinnigen Kunstgeistes. Zur Reinheit hat die Poesie große Fortschritte gemacht, und nur

ſelten darf ein poetiſches Werk bloß als mythiſches Erzeugniß angeſehen werden. Die einzig vorherrſchende Form iſt Lyrik, ſo wie das Epos eine ausſchließlich joniſche Form, und als Drama die Atheniſche iſt; und man darf nie vergeſſen, daß dieſe Lyrik ſelbſt nichts anders iſt, als der poetiſche Theil der Muſik. Die doriſche Lyrik iſt eine veranlaßte Poeſie, oder eine Kunſt des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie iſt der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik eine bloß angenehme Kunſt iſt, iſt Metrum und Sprache nicht bloß Mittel in ihr, ſondern muß an und für ſich ſchön ſeyn; das Metrum iſt muſikaliſche Schönheit, ſein Ton, wie der Ton der Sprache, iſt ſanfte Pracht. Der doriſche Mythus und Sagenſtyl iſt edler, der joniſche reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrſchten und lenkten die Kunſt; nur innerhalb dem Raume, welchen dieſe der Kunſt anwieſen, ward das Schöne erkannt und begünſtigt. Um dieſe Gränzen zu überſchreiten, hätte die Kunſt eher Widerſtand als Begünſtigung erwarten dürfen.

Im Epiſchen und Lyriſchen blieb den ſpätern Künſtlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenſte Form der Poeſie, das Drama, war noch ſo gut als gar nicht vorhanden. Es iſt das eigenthümliche Werk und Erzeugniß der atheniſchen Schule. Sollten auch die Athener die erſten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, ſo waren ſie es doch, die ihm Geſtalt, Bildung und Vollendung gaben. Vornehmlich nur dramatiſche Werke können zur atheniſchen Schule gerechnet werden; denn es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß

ſie im Epiſchen oder ſelbſt im Lyriſchen, die einzige dithyrambiſche Gattung vielleicht ausgenommen, bedeutend oder eigenthümlich genug geweſen ſeyn ſollten, um eine eigene Schule darin zu bilden; ſie werden darin mehr den Joniern und Doriern gefolgt ſeyn. Die Gränzen dieſer Schule beſtimmen ſich daher von ſelbſt, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke die wir noch beſitzen ſind, die tragiſchen Gebilde des Aeſchylus, Sophokles, Euripides, dann Ariſtophanes, die Fragmente andrer komiſcher und tragiſcher Dichter, und die römiſchen Überſetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

In Athen ward die Poeſie zu einer reinen Kunſt des Schönen; die Darſtellung war ganz ideal, und der Stoff und alles Äußerliche der Kunſt nichts als Organ, und als ſolches zur höchſten Vollkommenheit in der Form und nach dem Ideal aufſtrebend. Die metriſche Kunſt der dramatiſchen Sylbenmaaße, ſowohl in dem mehrentheils jambiſchen, dialogiſchen, als in dem ſtrophiſch geſungenen und choriſchen Beſtandtheil, ward nun ein Mittel und Werkzeug des höchſten leidenſchaftlichen, ſo wie des höchſten ſittlichen Ausdrucks für Charakterhoheit und Würde. Eben ſo die Diction, welche bey der höchſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Regſamkeit und Ausbildung des Menſchen die feinſten und verborgenſten Äußerungen ſeiner Natur bezeichnen lernte. Wenn ſie im Anfang weniger ſchön war, ſo vereinigte ſie in ihrer Vollendung, mit der Hoheit und dem Adel der Doriſchen, noch jene ſcharfe Beſtimmtheit

und den umfaſſenden Reichthum, welche dieſer fehlten. Außer dem Mythus im tragiſchen Sagenkreiſe, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben, für die Komödie und das ſpätere Drama zur Sphäre der Poeſie. Und dadurch erhielt jede erhabene, ſchöne und hinreißende Leidenſchaft, oder auch erhabener und ſchöner Charakter, was die Alten Ethos und Pathos nennen, als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie, bey den Athenern ſeinen weiteſten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die ſein Kunſtgeſetz iſt. Die Athener ſind die Erfinder des Tragiſchen und Komiſchen in der Dichtkunſt; ſie gaben den tragiſchen und komiſchen Darſtellungen die Form, welche allein den vollſtändigſten Umfang mit der höchſten künſtleriſchen Selbſtſtändigkeit vereinigt; ſie ſind die Erfinder des Drama's. Der belebende Trieb und die beſeelende Kraft der Kunſt war hier der Charakter der Athener ſelbſt, die freyeſte Regſamkeit und höchſte Entfaltung der ganzen menſchlichen Natur, die äußerſte ſittliche und geiſtige Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlaſſen. Das lenkende oder vielmehr herrſchende Princip vom Anfange der atheniſchen Schule bis zu Ende derſelben war der öffentliche Geſchmack und Kunſtſinn, und dieſer war nichts als eine reine Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren treuer Abdruck auf jeder Stufe der Kunſtſinn war. Aber er beſtimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkührliche Geſetze. Unter den Athenern allein, wie ſonſt bey keinem Volke in der alten und neuen Geſchichte, genoß die Poeſie während einer kurzen Zeit, ihr urſprüngliches und vollgütiges Recht an unbegränzte

äußre Freyheit und unbeschränkte Autonomie. Besonders die poetische Darstellung des öffentlichen Lebens, die alte Komödie, ist davon ein merkwürdiges Beyspiel. Das herrschende Princip der Kunst war ein für die besondre Form einer jeden Gattung näher bestimmtes Ideal des Schönen; und der öffentliche Geschmack, welcher dieses bestimmte, war eine reine und getreue Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren Abbild uns selbst in der Geschichte zum Maaßstab für die Steigerung oder den Verfall der letztern dienen kann. Der Gang der Poesie und der Sitten war sich also vollkommen gleich und regelmäßig, weil beyde ungehemmt der Entwicklung der eignen Natur überlassen waren. So erhält auch die Geschichte der atheniſchen Dichtkunst von der andern Seite durch die Geschichte der atheniſchen Sitten reichhaltige Bestätigungen und Erläuterungen. Der Gang der Kunst indeß erscheint einfacher und ist viel leichter zu fassen und zu beobachten, als der Gang der Sitten; denn es ist äußerst schwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geschichte, nach Absonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen.

Der beste Leitfaden dazu ist der Gang der Kunst und des in ihren Darstellungen herrschenden verschiedenen Styls. Man findet die vier vorzüglichsten Perioden desselben in der politischen und sittlichen Geschichte wieder, und beyde erläutern sich gegenseitig. Es giebt vier Stufen des atheniſchen Geschmacks. Der Charakter der ersten Stufe ist harte Größe, ein gewaltsames Streben nach dem Höchsten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Erhabenheit des Aeschylus fehlt es an schöner

Anmuth, ſeiner Darſtellung an Leichtigkeit, ſeinem Drama an innrer Vollſtändigkeit; das Tragiſche hat das Übergewicht über das Schöne. Das höchſte Streben des Kunſtgeiſtes ſeiner natürlichen Entfaltung erreichte in der zweyten Periode ſein äußerſtes Ziel, das höchſte Schöne. In den Werken des Sophokles verſchwindet die vollendete Kunſt, und ſeine Schönheit iſt der Gipfel der griechiſchen Poeſie. Nur die Abſicht kann die Werke des Triebes verewigen, für ſich erzeugt der natürliche Trieb nichts Beharrliches. Der griechiſche Geiſt wie der Kunſtſinn verlohr die Harmonie und verſank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber geſetzloſe Schwelgerey. Nicht bloß der Menſch, auch die Kunſt vergaß ihre Geſetze, und erlaubte der Rhetorik und Philoſophie einen ſchädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie perſönlichen Abſichten auf die Komödie. Die Komödie mißbrauchte ihre Freyheit, und da raubte man der Kunſt ihr angebohrnes Götter-Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die geſetzloſe Schönheit des Euripides und Ariſtophanes iſt hinreißend, verführeriſch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerey in der vierten Periode Ermattung, welche ſich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte; nur aus Schwäche iſt ſie mäßiger und ſcheint ſie ſittlicher als die vorige Periode. Die poetiſche Anmuth und geiſtreiche Feinheit der neuern Komiker iſt die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte das Ziel der Kunſt zu ſeyn, bildete ſich ein ganz neuer Styl der Poeſie, die alexandriniſche Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrſamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieſer neuen Poeſie. Da indeß in

allen poetiſchen Werken dieſes Zeitalters im Ganzen derſelbe Styl herrſcht, ſo begreife ich alle dieſe unter jenem Namen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, ſcheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrſamkeit in noch höherm Maaße, als ſie auch bey allen andern Dichtern derſelben Zeit allgemein herrſchend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt ſich am beſten aus ſeinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theokrit ſcheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als alexandriniſche Bildung vorauszuſetzen. Die entſcheidenden Merkmahle oder Gränzen dieſer Schule ſind erſtlich das Zeitalter; dieſes Kennzeichen iſt indeß nicht ganz ſicher, weil der Anfang und das Ende deſſelben ſich nicht völlig beſtimmt angeben laſſen. Deſto ſicherer aber iſt das andere Kennzeichen, der Styl; weil er ſich ſo beſtimmt und entſchieden von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den ſchon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, den Fragmenten von andern, beſitzen wir auch eine beträchtliche Menge römiſcher Nachbildungen alexandriniſcher Vorbilder, welche aber nicht immer leicht aus dem übrigen herauszufinden ſind; der Styl des Ovid, noch mehr der des Properz, Stellenweiſe und in einzelnen Beziehungen auch der des Virgil hat einen alexandriniſchen Anſtrich.

Die in gewiſſer Rückſicht ſo unnatürliche Trennung der Kunſt und des Schönen, auf welche ſich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, iſt auch das ganz natürliche Ende der Kunſt, wie alle Formen ihren Geiſt überleben. Dies war auch das Schickſal der griechiſchen Kunſt. Der überladne Ge-

ſchmack der Gelehrten und die Eitelkeit eines unſicher herumſchweifenden Geiſtes einzelner Wort- und Gedicht-Virtuoſen oder Poeſiegaukler beherrſchte die Kunſt. Kunſt ward der Zweck der Kunſt; an die Stelle der Schönheit trat die Künſtlichkeit, man ſuchte ſeine Geſchicklichkeit in der Überwindung großer Schwierigkeiten zu zeigen; daher die Wahl ſolcher todten Stoffe, wie in Nikanders medicinischem Gedicht. Eben daher abſichtliche Dunkelheit, geſuchte Gelehrſamkeit, und künſtliche Spielereyen. Außer dem Schwierigen, war alsdann Ziel der Kunſt das Auffallende oder, was irgend dem ſtumpfen Sinn noch Aufmerkſamkeit abnöthigen kann. Dergleichen iſt das Seltne, Alte und Überladene in den ernſthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyriſchen Gedichte, oder auch ſogar das Rohe einer ungebildeten Natur. Es iſt der Verderbtheit ganz natürlich in dieſes zurückzufallen, und Theokrit iſt eine ſehr begreifliche Erſcheinung dieſer Schule. Seine Einfalt iſt nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn ſie iſt ohne Gefühl für das Sittliche; ſondern ſie iſt der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es iſt zwar in den alexandriniſchen Werken ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieſer iſt doch eigentlich nichts Erfundnes, ſondern nur Nachahmung und eine neue Miſchung des ſchon Vorhandnen. Man brauchte die Formen, die Metra und die Sprachmanier aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der älteſten, nach Gutdünken durch einander. Die Werke der Alexandriner ſind zwar trocken, ſchwerfällig, todt, ohne innres Leben, Schwung und Größe; ſo wie mit der Freyheit die öffentliche Sittlichkeit verſchwand, ſo gab es auch in der Poeſie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr. Dieſe

wurden nun auch eben so trocken behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künstler am liebsten zu wählen schienen; doch findet in dieser Rücksicht vielleicht eine geringe Abstufung nach Maaßgabe der Zeit Statt. Allein obgleich von Schönheit hier gar nicht mehr die Rede seyn kann, so haben sie doch einen sehr bedeutenden künstlerischen Werth; die Darstellung ist mit festem Sinn und Fleiß vollkommen ausgearbeitet und durchgebildet, und in so fern für alle Zeiten ein bleibendes und gewissermaßen vollendetes Beyspiel solcher Art oder Abart, wie die griechische Kunst überhaupt in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung.

In den alexandrinischen Werken gab es doch noch einen Styl; der Charakter und der Ton derselben ist gleichartig und regelmäßig; er läßt sich auf allgemeine Eigenschaften, feste Kunstmaximen und einen bestimmten Charakter zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Styl, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter ist Charakterlosigkeit, ihr Name Barbarey. Daß alexandrinische Gelehrsamkeit und Künsteley sich ein anderes Feld wählte, konnte sehr zufällige Ursachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunst waren es nicht. Im alexandrinischen Styl hätte die Kunst ewig fort bestehen mögen, wenn die Geduld des Publikums eben so unermüdlich gewesen wäre, oder wenn nicht der Kunstsinn der Zeit von einer andern Seite her eine neue und bessere Richtung bekommen hätte.

Der Zeitpunkt, wo die alexandrinische Poesie aufhörte, scheint mit dem Anfange der alexandrinischen Philosophie und mit dem Ende des griechischen Reichs in

Ägypten zusammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgesetzt. Unter den griechischen Poeten aber gab es nun keinen Styl mehr, also auch keine Schule; jeder ist einzeln, und so ist es begreiflich, daß sich in dieser Zeit ein Oppian findet, der so viel mehr poetischen Werth hat, als die alexandrinischen Lehrdichter. In der lyrischen Poesie erhielt sich noch am längsten einige Manier und angenehme Form, aber sie versank in den spätern Epigrammendichtern der Anthologie größtentheils ganz in das Schlüpfrige und Gemeine einer bloß sinnlich wollüstigen Darstellung.

Der Gang der griechischen Poesie war also im Ganzen folgender. Sie ging von der Natur aus; dieß war die jonische Schule, und gelangte durch Bildung in der dorischen Schule zur Schönheit. Diese stieg in der attischen Kunst von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und sank wieder zur schwelgerischen Fülle und Ausschweifung, und dann zur bloßen Anmuth und zierlichen Feinheit hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunst bey den Alexandrinern zur Künsteley, und verlor sich endlich in Barbarey.

II.

Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. 1794 *).

Nichts ist seltner als eine schöne Komödie. Der komische Dichtergeist ist nicht mehr frey, er schämt sich seiner Fröh-

*) Daß Aristophanes, dessen dithyrambischen Reichthum dichterischer Erfindung Plato so wohl kennt und in verwandter Geistesart mitempfindend oftmahls anerkennt; dessen poetische Kraft auch der heil. Hieronymus, noch in den letzten Zeiten des Alterthums, nach dem ihm eignen classischen Sinn, hoch und werth hielt; als ein Urkünstler der ersten Größe, in andrer und ganz eigenthümlicher Art, neben den erhabensten Meistern der alten tragischen Kunst seine Stelle einnehme und verdiene; das war damahls, als dieser kleine Aufsatz, die Frucht einer langen, einsamen Durchdenkung der Werke jenes Dichters, zuerst erschien, noch durchaus nicht so allgemein anerkannt, als dieses jetzt überall zu vernehmen ist; nachdem uns auch der innige Zusammenhang dieser überschäumenden poetischen Lebensfülle mit den fröhlichen Volksfesten des alten, heidnischen Naturglaubens seither vielfältig, mythisch und geschichtlich, anschaulich und belehrend ist entwickelt worden.

Nur Eines, was sich mehr auf die Philosophie bezieht, finde ich noch zur Einleitung zu erinnern nöthig, über die Idee der Freude und der Freyheit, welche in dieser künstlerischen Betrachtung der alten Komödie und Dionysos-Spiele

lichkeit, und fürchtet durch seine Kraft zu beleidigen. Er erzeugt daher kein vollständiges und reines Werk aus sich

---

hier überall zum Grunde liegt. Es beruhet dieses auf dem Gedanken, daß nicht bloß die vollkommne Einheit und vollendete Harmonie als das allein Gute zu ehren, sondern daß auch die unendliche Fülle des Lebens, in ihrer Würde als göttlich zu erkennen und heilig zu achten sey. Und darin weicht diese sonst in der künstlerischen Begeisterung für die Idee und das Ideal zu der Platonischen hinneigende Betrachtungsart, noch wesentlich von derselben ab; da nach der Platonischen Denkweise, welche hierin viel zu sehr zum Parmenides hinüberneigt, nur das Eine und die Einheit als gut und vollkommen aufgestellt und anerkannt, alle Mannichfaltigkeit dagegen als vom Übel und als ungöttlich bezeichnet wird. Die Idee der göttlichen Fülle aber, als der lebendigen Entfaltung jenes ewigen Einen, in immer anwachsender Schöne, wie diese Idee hier vorausgesetzt, und als das Zweyte neben und nach dem Ersten, anerkannt und angenommen wird, beruht an sich auf einem eignen, andern und tiefern Grunde der Erkenntniß. Im Alterthum wird sie besonders in der früheren, noch unverdorbten, jonischen Philosophie gefunden; wie sie auch dem Geiste der alten Mythologie überhaupt entspricht, so wie dieser in dem Ganzen derselben sich kund giebt. Denn obwohl es auch in dieser nicht an einzelnen Mythen und Sinnbildern fehlt, in denen ebenfalls die Vielheit selbst als ein Übel und unglücklicher Zwiespalt oder verderblicher Abfall von der ewigen Einheit bezeichnet wird; so ist doch die gesammte Mythologie schon ihrem Wesen nach, auf die Mannichfaltigkeit des göttlichen Daseyns gerichtet, und kann der Sinn des Ganzen nicht anders bestehen als im lebendigen Gefühl von der anerkannten Schönheit der ewigen Fülle.

Sehen wir aber auf die drey verschiedenen Stufen und Sphären oder Reiche der Mythologie, in ihrer Beziehung auf die Kunst der Poesie; so ist einleuchtend, daß die Idee der fruchtbaren alten Götter in den Werken der großen tragischen Dichter vorwaltet. Die Macht der neuen, jüngeren Götter, die volle Herrlichkeit der Heldenwelt, in den heroischen Thaten

ſelbſt, ſondern begnügt ſich, ernſthafte dramatiſche Handlungen aus dem häuslichen Leben mit ſeinen Reizen zu ſchmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf; die komiſche Kraft wird unvermeidlich durch eine mehr oder minder tragiſche Wirkung erſetzt; und es entſteht eine neue Gattung, eine Miſchung des komiſchen und des tragiſchen Drama, welche ſich gewöhnlich mit beſcheidnem Stolz den erſten Platz über beyde anmaaßt. Was ihre Anſprüche gelten, iſt eine andre Frage; aber die Natur des Komiſchen kann man nur in der unvermiſchten reinen Gattung kennen lernen; und nichts entſpricht ſo ganz dem Ideal des reinen Komiſchen, als die alte atheniſche Volks-Komödie. Sie iſt eines der wichtigſten Denkmahle für die Theorie der Kunſt; denn in der ganzen Geſchichte der Kunſt ſind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es iſt ſchwer, nicht ungerecht gegen ſie zu ſeyn. Sie nur zu verſtehen, erfordert eine vollendete Kenntniß der Griechen; und mit unbeſtechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzuſondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Kunſtſinn, der über alle fremde Einflüſſe erhaben, auf das Schöne allein gerichtet iſt.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die

---

und Schickſalen zahlreicher Götterſöhne, wird in den epiſchen Geſängen, ſchon von den homeriſchen anzufangen, in reichem, dichteriſchem Glanz entfaltet. Die alte Komödie aber bezieht ſich am meiſten auf die geheime Feyer der fremden und verborgnen Götter, beſonders des Dionyſos, als des Gottes der unſterblichen Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Befreyung.

Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie ist ein Rausch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeisterung; ursprünglich nichts anders als eine öffentliche, dem heidnischen Götterdienst gewidmete und geheiligte Darstellung und Handlung, ein Theil von dem Volks-Feste des Dionysos, welcher Gott ein Bild der innern verborgnen Lebenskraft und aller Lebensfreude, für die Eingeweihten aber zugleich die Pforte und der Wegweiser eines höheren und reinen, unsterblichen Daseyns, und der allgemeine Befreyer von allen trüben, irdischen Banden war. Diese Vermählung des Leichtesten mit dem Höchsten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude ist an und für sich gut, selbst die sinnliche enthält ursprünglich nur ein unmittelbares Gefühl des gesunden Lebens und organischen Wohlseyns. Die geistige Freude aber ist nichts anders als das begeisterte Gefühl und Mitgefühl von der unendlichen Lebensfülle und überströmenden Schöpferkraft der Natur. Von dieser überströmenden Fülle des freyesten Lebens nun, giebt uns die Dionysoskunst der alten Komödie das treueste und eigenthümlichste Bild und Sinnbild. Diese Freude ist der eigenthümliche, natürliche und ursprüngliche Zustand der höhern Natur des Menschen im gesunden geistigen Zustande; der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren oder kranken und verderbten Theil seines Wesens. Rein-sittlicher Schmerz ist nichts als entbehrte Freude, und rein-sinnliche Freude nichts als gestillter Schmerz; denn der Grund des thierischen Daseyns ist Schmerz. Aber Beydes sind nur Begriffe der Absonderung; in der Wirklichkeit bilden beyde

ungleichartige Naturen in durchgängiger Gemeinschaft ein Ganzes, den Menschen, verschmelzen in einen Trieb, den menschlichen; der Schmerz wird sittlich, und die Freude wird sinnlich.

Weil reine menschliche Kraft sich in Freude äußert, so ist sie ein Symbol oder die sinnbildliche äußere Erscheinung des Guten, des gesunden Lebens oder des ungestörten vollkommnen Daseyns; sie ist das Schöne der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, sondern auch Seele. Leben und unbegränzte, reine Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf seine Wurzel und auf die Frucht seiner Vollendung; und der höchste Moment der Lebenskraft ist seine Verdoppelung, die Vereinigung mit einem gleichartigen Leben. Leben und Geist aber sind im Menschen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geister. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren sich alle Gränzen. Mit der Hoffnung ungehinderter Vereinigung, scheint die letzte Hülle der Thierheit zu verschwinden; der Mensch ahndet den Zustand des völlig befriedigten Daseyns, nach welchem er nur streben kann, ohne ihn zu besitzen. Es giebt für jedes empfindende Wesen eine Freude, welche keinen Zusatz zu leiden scheint, weil sie keine Gränzen hat, als die beschränkte Empfänglichkeit des Sinnes. In dem Höchsten, was er fassen kann, erscheint dem Menschen das Unbedingt-Höchste; seine höchste Geistes- und Seelen-Freude ist ihm ein Bild von dem vollkommnen innern Daseyn des unendlichen Wesens. Der Schmerz kann ein höchst wirksames Mittel und Element des Schönen seyn; aber die Freude ist

ſchon an ſich ſchön. Schöne Freude alſo iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönen Kunſt.

Die Poeſie kann dieſe Freude auf zweyerley Art behandeln. Sie iſt entweder Äußerung eines ſchönen Zuſtandes im Subjekte, in der lyriſchen Darſtellung; oder ſie iſt eine vollendete ſelbſtſtändige Nachahmung in der dramatiſchen Darſtellung. Schöne lyriſche Freude muß edel und natürlich ſeyn; die Äußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünſtelten würde unwirkſam ſeyn. Was wäre eine Freude, die nicht von ſelbſt ſchön wäre, ſondern wie einem Geſetze, der Schönheit aus Pflicht gehorcht? Sie darf ſich nicht einmal ſelbſt zwingen; fremder Zwang aber vernichtet ſie unvermeidlich. Schöne Freude muß frey ſeyn, unbedingt frey. Auch die kleinſte Beſchränkung raubt der reinen Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der innern, geiſtigen Freude iſt in der Darſtellung immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und des Schlechten. Eine bloße Äußerung des Gefühls, die lyriſche Darſtellung der Freude, kommt nicht ſo leicht in Gefahr, ihre äußre Freyheit zu verlieren, deſto mehr die dramatiſche. Sie nimmt den Stof zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Beſtimmung iſt eine öffentliche laute Darſtellung des Lächerlichen, und ihre Freyheit iſt dem Laſter, der Thorheit, dem Vorurtheil und geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird ſie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig. Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freyheit überraſcht; ſo wird ſie zugleich das ſchönſte Symbol der bürgerlichen Freyheit, wie ſie nach weiſen Geſetzen geordnet,

in der wahren auf Recht und Sitten gegründeten Republik waltet; und jederzeit hat eine tiefere Staatskunst, hie und da selbst in monarchischen Staaten, solche festliche Freudenspiele in sinnbildlicher Freyheit, nach altem gleichsam zum Recht gewordnen Gebrauch, gern bestehen lassen, oder auch selbst zur Erheiterung und Anfrischung des öffentlichen Lebens veranlaßt und befördert.

Überhaupt wird Freyheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargestellt. Eine Person also, die sich bloß durch ihren eignen Willen bestimmt, und die es offenbar macht, daß sie weder innern noch äußern Schranken unterworfen ist, stellt die vollkommne innre und äußre persönliche Freyheit dar. Dadurch daß sie im frohen Genusse ihrer selbst nur aus reiner Willkühr und Laune handelt, absichtlich ohne Grund oder gegen alle Gründe, wird die innre Freyheit sichtbar; die äußre aber in dem fröhlichen Muthwillen, mit dem sie äußre Schranken verletzt, während das Gesetz großmüthig seinem Rechte entsagt. So stellten sich die Römer in den Saturnalien die Freyheit dar, wo alle Bande auch für die Sklaven gelöst waren, und die sonst Herren waren, ihnen zum Schein dienten, in dem bedeutsamen sinnbildlichen Lebensspiel dieser festlichen Tage; ein ähnlicher Gedanke liegt noch jetzt bey dem römischen Carnaval zum Grunde, in welchem noch ein Rest jener alten Saturnalien zur Erinnerung aufbehalten ist. Diese festlichen Tage sind gleichsam ein komisches Spiel der Wirklichkeit, ganz im Geist der alten athenischen Volksfeste, aus denen jene eigenthümliche Dionysus-Kunst und Poesie des Witzes hervorging. Daß die Verletzung der Schranken dabey nur scheinbar sey, nichts wirklich

Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freyheit unbedingt erſcheine; das iſt die eigentliche Aufgabe einer jeden ſolchen Darſtellung, und war es alſo auch für die alte griechiſche Komödie.

Eine ſolche gränzenloſe Freyheit genoß ſie zu Athen. Schon ihr religiöſer Urſprung erzog und bildete die komiſche Muſe zur Freyheit, der Dichter und ſein Chor waren heilige Perſonen; aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter dieſem Schutze waren ſie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiöſen Inſtitut auch ein politiſches, aus dem Feſte eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Prieſters eine ſymboliſche Darſtellung der bürgerlichen Freyheit. Der Chor beſonders deutete auf das atheniſche Volk, welches in der Schönheit eines Spiels ſeine eigne, nach alter Verfaſſung der freyeſten Republik geheiligte, Idee und oberſte Gewalt erblickte. Unter dem Schutze der Religion und der Politik, erhielt die Kunſt des Schönen das, worauf ſie eigentlich an und für ſich ſchon ein unverliehrbares Recht hat, und was ihr nur der ängſtliche, ſtets an der Oberfläche klebende Scharfſinn der Menſchen ſo oft zu rauben geneigt iſt; die Freyheit, ſich ihrer Natur gemäß nach ihrem eignen Geſetz zu bewegen und zu entfalten. Wie die Wahrheit und die Tugend, iſt die Schönheit ein ächtes, erſtgebornes Kind der menſchlichen Natur, und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die Poeſie kommt leichter in Gefahr, dieß Recht zu verlieren, als andre Künſte; am meiſten die komiſche Muſe, welche nur bey einem Volke, und bey dieſem einem Volke nur auf eine kurze Zeit, frey war. Wenn irgend etwas in

dichterischen Werken, in Hinsicht auf Ursprung und Bedeutung, göttlich genannt werden darf, so ist es die schöne Fröhlichkeit und die erhabene Freyheit in den Werken des Aristophanes; nicht minder als das höchste Schöne der tragischen Kunst. Aber was die Schönheit der alten atheniſchen Komödie möglich machte, veranlaßte und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verlust ihrer Freyheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.

Daß die Freude frey und in ihrer Natürlichkeit schön sey, setzt eine Bildung des Menschen durch Freyheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freyen Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlassen sind. Dann wird der Mensch, seine Bildung und seine Geschichte, ein gemeinschaftliches Resultat seiner beyden ungleichartigen Bestandtheile und Naturen; beyde sind in unzertrennlicher Gemeinschaft, die Tugend ist mit Anmuth und Reiz umkleidet, und die Sinnlichkeit schön. Aber freye menschliche Bildung findet in sich selbst ihr Ende, weil früher oder später die Sinnlichkeit das Übergewicht gewinnen muß. Wie alle bloßen Erzeugniße des freyen menschlichen Triebes, kann auch die freye Komödie höchstens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus der Freude Ausschweifung, aus Freyheit zügelloser Frevel. Allein auch diesen Moment hat die griechische Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwey Zeitpunkte zusammen treffen müssen; der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der wo der komische Sinn und die komische Kunst schon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren schon sehr verderbt, und der komische Sinn noch roh. Der Künstler

Aristophanes schließt sich an die Geschichte vom Anfange der Kunst, der Mensch Aristophanes findet seinen Platz in der Geschichte vom Verfalle. Dies ist aus zwey Gründen sehr begreiflich; die komische Kunst bildet sich später als die tragische, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil sie mehr die Empfänglichkeit beschäftigt, als die Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, und weil sie in Athen nicht die gebildetere Erziehung voraussetzte wie die Tragödie, so war ihr Publikum schlechter als das tragische, wie die öffentliche Meynung der Alten und die Lehren der Philosophen es ausdrücklich bestätigen. Die Tragödie spannt und erhebt ihr Publikum, und hält schon dadurch das Verderben des Geschmacks so lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beschleunigt die Ausartung des Kunstsinns. Denn die Freude ist überhaupt etwas Verführerisches; sie macht leicht die Kraft nachläßig, die Sinnlichkeit berauscht und überwiegend. Die komische Kunst der Griechen ward später gebildet als die tragische; diese fand ihren Stoff in den epischen und lyrischen Dichtern schon höchst gebildet und poetisirt; jene mußte einen ganz rohen Stoff erst zur Poesie erheben, das wirkliche gesellige Leben, welches sich selbst sehr spät ausbildete, nach ihrem Ideal dichterisch gestalten. Überhaupt scheint der tragische Dichtergeist früher rege zu werden, als der komische; der erste erfordert nur die großen Hauptmassen und Grundzüge der menschlichen Bildung und des menschlichen Schicksals; zu dem letztern muß der menschliche Geist und das menschliche Leben, wenn ich mich so ausdrucken darf, schon bis in die kleinsten Einzelnheiten durchgebildet und ausgeführt seyn.

Aus der Natur des freyen Komiſchen überhaupt, und aus dem Urſprunge und Charakter der alten griechiſchen Komödie, erklären ſich ſehr leicht ihre vorzüglichen Fehler; Rohigkeit, ehe der allgemeine Sinn künſtleriſch gebildet, Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit ſchon entartet war. Beydes findet ſich im Ariſtophanes; aber es iſt weit weniger zu befürchten, daß wir uns an ſeinen Fehlern, welche unſre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Geſetze der Kunſt, den Geſchmack verderben, als daß wir ſeine unübertrefflichen, dichteriſchen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunſtwerke als Vergehungen gegen die Schönheit und gegen die Darſtellung, das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur angenommenen Begriffen und Forderungen oder Vorurtheilen gewiſſer Stände, Nationen und Zeitalter widerſpricht, iſt darum nicht ſchlechthin verwerflich. Wir insbeſondre müſſen unſre künſtleriſchen Vorurtheile in dieſem Punkte vergeſſen; wir müſſen uns erinnern, daß die ſchöne Kunſt mehr iſt als die Geſchicklichkeit, einer verzärtelten Empfindlichkeit zu ſchmeicheln; wir müſſen aufhören, eine Beleidigung eines bloß auf Gewohnheit beruhenden Zartgefühls für ſtrafbarer zu halten, als eine Verletzung der Schönheit und der Kunſt. Gewiß iſt dieſe übertriebene und eigenſinnige Empfindlichkeit, der Kunſt weit nachtheiliger als der kräftige Naturausdruck der Alten. Dieſer erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunſt ein Ende und würdigt ſie wie mehrentheils bey den Neuern, zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit nach dem Eigenſinn der Mode herab. Es iſt uns anſtößig, daß die griechiſche Komödie

zu dem Volke in seiner Sprache redet; wir verlangen, daß die Kunst vornehm sey. Aber die Freude und die Schönheit ist kein Privilegium der Gelehrten, der Adlichen und der Reichen; sie ist ein heiliges Eigenthum der Menschheit. Die Griechen ehrten das Volk; und es ist nicht die kleinste Vortrefflichkeit der griechischen Muse, daß sie auch dem ungebildeten Verstande, dem gemeinen Manne die höchste Schönheit verständlich zu machen wußte. Freylich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geist und geselliger Bildung, sondern noch weit mehr an Freyheit und Schnellkraft des sittlichen Charakters und Gefühls, alle seines Gleichen. Das beweis't uns unter andern eben der Aristophanes, welcher uns oft so deutlich überführt, daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komische richtet sich, weit mehr als das Tragische, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Fassungskraft seines Publikums, und diese hängen wieder von dem Maaße der geselligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab; daher der Unterschied unter dem niedern und edlen Komischen. Um eine nicht so reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Gegensätze, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen soll, müssen gröber und faßlicher seyn. Wie wandelbar überhaupt diese Verhältnisse sind, erläutert das Beyspiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Mensch ist gegen das Widrige, welches das Komische oft enthält, nicht so empfindlich; ihn kann auch wohl das Komische eines leidenden oder schlechten Gegenstandes ergötzen. Es ist die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Un-

vollkommne, welches ihr als Beymiſchung unentbehrlich iſt, um der Freude dramatiſche Kraft und Wirkſamkeit zu verleihen, ſo viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Wirkung zu vernichten, oder den Mangel der komiſchen durch tragiſche Eindrücke zu erſetzen; eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt iſt. An Kraft fehlt es der komiſchen Kunſt im Anfange nicht, aber ſie iſt beleidigend; von dem einem weſentlichen Element des Komiſchen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen, enthält ſie weit mehr als nöthig wäre zur Beymiſchung und als Träger der heitern Luſt und geiſtigen Freude. Für ihr roheres Publikum muß freylich das Schöne in ihren Werken über das Häßliche das Übergewicht haben, ſonſt könnten ſie ihm nicht gefallen. Aber wenn der allgemeine Kunſtſinn ſich bildet, wenn der Verſtand und die Reizbarkeit des Publikums ſich verfeinern, ſo wird es die Werke, die es ehedem ſchön fand, nur beleidigend finden. Dieſe Rohigkeit aber, welche oft auch in praktiſcher Beziehung wahrhaft und reell unſittlich iſt, muß man ſich hüten, mit der künſtleriſchen Unſittlichkeit zu verwechſeln; dieſe iſt nichts als Mangel an Harmonie und geſetzlicher Ordnung im Ganzen, Zügelloſigkeit der einzelnen Kräfte, die jenem Ganzen nur dienen ſollen, aus Übergewicht der Sinnlichkeit *).

*) So iſt zum Beyſpiel Euripides nach jenem künſtleriſchen Begriff der Alten von Sittlichkeit ein unſittlicher Dichter; weil er gegen die ſtrenge Harmonie fehlt, als dem höchſtem Geſetz erhabener Schönheit, und ſich ganz von der Leidenſchaft hinreißen läßt; wie jene neuere ausſchweifende Muſik, deren Emporkommen die Pythagoräer und nach ihnen Plato in ſo vielen Stellen ſeiner

Man darf nicht glauben, daß die attiſche Volks-Komödie dadurch, daß ſie, wie ich vorhin erwähnte, ganz die beſondre Sprache ihres Publikums redete, ihre objektive Allgemeinheit verloren habe, und zu einer bloßen Darſtellungsmanier und beſondern Charakteriſtik herabgeſunken ſey. Überhaupt widerſprechen ſich vollkommne Allgemeingültigkeit und höchſte Individualität der Kunſt nicht; ſie muß vielmehr beyde vereinigen. Als Organ der Natur und der Schönheit, hat ſie kein andres Publikum als die Menſchheit; mag ihr ſichtbares Publikum noch ſo beſtimmt, und beſchränkt ſeyn, ſie hat es in ihm nur mit dem Menſchlichen, mit dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunſt, kann nicht zu individuell ſeyn, weil ſie dadurch immer an Verſtändlichkeit und wirkſamer Kraft gewinnt; die komiſche Muſe insbeſondre kann ihre Schöpfungen nur in das Einzelne eines wirklichen Lebens hineinbilden; der Grund ihrer Gemälde, der Schauplatz auf dem ihre Perſonen handeln ſollen, muß die lebendigſte Wirklichkeit und höchſte Individualität ſeyn.

Noch ein andrer Fehler des Ariſtophanes, nicht gegen die Schönheit, ſondern gegen die Reinheit der Kunſt, erklärt ſich ganz natürlich aus den bürgerlichen Verhältniſſen der attiſchen Komödie. Entweder müßten die Rechte der Kunſt durch die allgemein verbreitete Einſicht in die Würde ihrer Beſtimmung anerkannt werden, oder es kann

---

Schriften als ein Kennzeichen von dem Verfall des Staats und der Sitten bezeichnet. In dem andern Sinne aber, der nur auf die einzelnen praktiſchen Lehren ſieht, iſt Euripides keineswegs ein unſittlicher Dichter, da er vielmehr von Moral und Sentenzen, ſo gut die Alten ſie irgend hatten und kannten, reichlich überfließt.

der Komödie die Freyheit nur durch ein Institut gesichert werden. So war es bey den Griechen; aber noch ehe sie sich aus ihrem fremdartigen Ursprunge zu reiner Poesie entwickelte und völlig bildete, entartete sie schon in persönliche und politische Nebenabsichten. Die Satire des Aristophanes ist sehr oft nicht poetisch, sondern persönlich, und eben so demagogisch als die Art, mit der er den Wünschen und den Meinungen des Volks schmeichelt. Zügellosigkeit hat zur natürlichen Folge, Erschlaffung; Mißbrauch der Freyheit, den Verlust derselben. Nach diesem, welcher sehr bald erfolgte, war der griechischen Komödie noch weit weniger möglich, was sie selbst während ihrer schönsten Blüthe und freyesten Regsamkeit nicht erreicht hat, das höchste komische Schöne. Hätte die griechische Kunst es auch erreicht, so hätte sie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müssen, wie das höchste Schöne im Tragischen, welches sie wirklich erreicht hat. Denn sie war ein Erzeugniß des freyen Kunstvermögens; und im freyen Laufe der sich selbst überlassnen menschlichen Natur, ist die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht die freye Natur in ihrer eignen, vollen Entwicklung, wie bey den Alten, sondern Absicht, ein gedachter Zweck und bestimmter Verstandesbegriff, das eigenthümliche Wesen und der bestimmende Grund der menschlichen Bildung ist, wie unter uns; so wird ganz natürlich der Anfang zuerst damit gemacht, den Menschen zu zerspalten, seine höhere Natur zu vereinzeln. Die Sinnlichkeit ist alsdann im Stande, der Unterdrückung oder der Empörung; das Natürliche ist ohne Bildung nicht schön, die Freude darf nicht frey seyn.

In andern Kunstwerken ist der Geist von seiner äußern Lage unabhängig; seine innere Freyheit kann ihm niemand rauben. Aber die komische Kunst verlangt auch äußre Freyheit, kann ohne diese sich nur bis zur Anmuth und geistreichen Feinheit, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die vollendete Verstandesbildung wieder zur Anerkenntniß und dem freyen Leben der Natur auch im Gebiete der Kunst zurückkehrt und wieder endigt, wo sie einst angefangen hatte; wenn aus Gesetzmäßigkeit Freyheit wird, wenn die Würde und die Freyheit der Kunst auch ohne den Schutz eines verjährten Vorrechts nach alter Sitte sicher, wenn jede geistige Kraft des Menschen frey und doch der Mißbrauch der Freyheit unmöglich seyn wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komischen nothwendig ist, an sich genug dramatische Wirksamkeit haben; die Komödie würde das vollkommenste aller poetischen Kunstwerke seyn, oder vielmehr an die Stelle des Komischen würde das Entzückende *) treten, und wenn es einmal vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poesie kann dies gemeinschaftliche Ziel nicht für sich allein erreichen, aber sie kann auch ohne fremde Hülfe sich ihrem Ideal nähern. Das Schauspiel muß so viel als möglich mit der dramatischen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkeh-

*) Hier liegt die Ahndung jener Idee, welche ich in der Darstellung der Litteratur, bey Gelegenheit des Calderon, als christliche Verklärung der erleuchteten Fantasie bezeichnet habe, in welcher das eigenthümliche Wesen des romantischen Lustspiels besteht.

ren und ſich der Freyheit nähern. Wenn auf einem ſolchen Wege nur einige Schritte gethan ſind, ſo läßt ſich alles hoffen; und auf dieſem Wege giebt es keinen beſſern Wegweiſer, kein vollkommneres Vorbild, als die alte griechiſche Komödie. Sie iſt ein unübertreffliches Muſter ſchöner Fröhlichkeit, erhabener Freyheit, und komiſcher Kraft, bey allen Fehlern, die ſie übrigens haben mag.

Aber noch außer denen, die ich ſchon entwickelt habe, wirft man dem Ariſtophanes vor: ſeine Stücke ſeyen ohne dramatiſchen Zuſammenhang und Einheit, ſeine Darſtellungen in bis zur äußerſten Caricatur übertrieben und unwahr, er unterbreche oft die Täuſchung. Der letzte Tadel iſt nicht ohne allen Grund; nicht bloß in jenem politiſchen Zwiſchenſpiel der Parekbaſe, wo der Chor mit dem Volke redete, ſondern auch außerdem kommen in häufigen Anſpielungen der Dichter und das Publikum zum Vorſchein. Der Anlaß liegt in den politiſchen Verhältniſſen der Komödie, aber eine andere Rechtfertigung ſcheint mir auch in der Natur der komiſchen Begeiſterung zu liegen. Dieſe Verletzung iſt nicht Ungeſchicklichkeit, ſondern beſonnener Muthwille, überſchäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht ſie vielmehr, denn vernichten kann ſie die Täuſchung doch nicht. Die höchſte Regſamkeit des Lebens muß wirken, muß zerſtören; findet ſie nichts außer ſich, ſo wendet ſie ſich zurück auf einen geliebten Gegenſtand, auf ſich ſelbſt, ihr eigen Werk; ſie verletzt nur, um mehr zu reizen, ohne wirklich zu zerſtören. In der Begeiſterung des poetiſchen Witzes, ſchadet und ſtört es nicht, wenn die Täuſchung ſcheinbar vernichtet wird; weil das Weſentliche des Eindrucks einer ſolchen

Darſtellung, nicht in dem geordneten Zuſammenhange dieſer und in der Täuſchung beſteht, ſondern in eben jener Begeiſterung des Witzes, welche alle Schranken durchbricht. Dieſer charakteriſtiſche Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch bedeutender, durch die bildliche Beziehung auf die höchſte Freyheit, als den eigentlichen Sinn und belebenden Geiſt dieſer dichteriſchen Dionyſosſpiele.

Dramatiſche Vollſtändigkeit iſt in der reinen Komödie, deren Beſtimmung öffentliche Darſtellung und deren beſtimmende Macht und leitendes Geſtirn der künſtleriſche und ſittliche Sinn der Menge iſt, nicht möglich: wenigſtens ſo lange nicht möglich, bis ſich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbſtthätigkeit im Menſchen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zuſatz von Schmerz, hinreicht, ſeinen Trieb aufs höchſte zu ſpannen. Bis dahin wird die komiſche Kunſt, um die Kraft und Lebendigkeit zu erreichen, ohne welche alle dramatiſche Darſtellung unnatürlich und unwirkſam iſt, das Schlechte und den Schmerz zu Hülfe nehmen müſſen; bis dahin bleibt alſo auch der Erbfehler der komiſchen Kunſt und Wirkung, die unvermeidliche Luſt am Schlechten. Die reine Luſt iſt ſelten lächerlich, aber das Lächerliche, ſehr oft nichts andres als die Luſt am Schlechten, iſt weit wirkſamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie iſt, mit dem kleinſten Schmerz das höchſte Leben zu bewirken; ihr beſtes Mittel dazu iſt die Stellung, z. B. in einer überraſchenden Plötzlichkeit der Gegenſätze. Ohne Nachtheil der lebendigen Kraft und Wirkung, hat ſie noch nicht allen Zuſatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch,

nach der Meinung faſt aller Philoſophen, Unvollkommenheit ein weſentlicher Beſtandtheil des Lächerlichen in der Natur iſt, welchem das Komiſche in der Kunſt entſpricht. Geiſtige Freude iſt rein und ruhig; eine Freude aber, die ſo heftig, unruhig, vermiſcht iſt, wie die, welche das Komiſche bewirkt, iſt höchſt ſinnlich. Sie erzeugt einen Rauſch des Lebens, welcher den Geiſt mit ſich fortreißt; und Schönheiten welche die Selbſtthätigkeit zu ſehr in Anſpruch nehmen, gehen verloren. Eine vollkommen durchgeführte urſachliche Verknüpfung, die innere dramatiſche Nothwendigkeit und Vollſtändigkeit, ſind viel zu ſchwerfällig für einen leichten zerſtreuenden Rauſch; und der Genuß der Harmonie erfordert Beſonnenheit, Beyſammenſeyn der ganzen Seele. Vollkommne tragiſche Ganze, oder auch wohl epiſche und philoſophiſche Ganze im dramatiſchen Gewande, welche mit allen Reizen des Komiſchen geſchmückt ſind, ſind gar nicht ſelten; aber ich zweifle, daß ſich ein vollkommnes dramatiſches Kunſtwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetiſch, und zwar nicht tragiſch, ſondern reinkomiſch wäre. Dieſe Aufgabe kann nur dadurch gelöst werden, daß der Knoten zerhauen wird; indem die Poeſie des Witzes in der Fülle ihrer Begeiſterung alle Schranken durchbricht, wie in den dichteriſchen Dionyſosſpielen des Ariſtophanes, und den Unzuſammenhang der kühnſten Fantaſie ſelbſt an die Stelle der Einheit des gewöhnlichen Zuſammenhanges ſetzt.

Nachdem die griechiſche Komödie nicht mehr frey, die komiſche Kraft und Begeiſterung der alten Dionyſoskunſt erloſchen war, die wenn ſie noch vorhanden geweſen wäre, nur den zärtlicheren Sinn beleidigt haben würde, nachdem aus

Sittenloſigkeit Erſchlaffung entſtanden, war nachdem ferner die dramatiſche Kunſt, die Sprache der Poeſie, der Philoſophie, und des geſelligen Lebens, auch das geſellige Leben ſelbſt die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte; da entſtand die neuere griechiſche Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freyheit und ohne komiſche Kraft noch haben kann; Anmuth im Styl, Liebenswürdigkeit in den Charakteren, eine zierlich gebildete Sprache und Feinheit im Dialog. Der Mangel der komiſchen Kraft und Wirkung ward, wie es überhaupt unvermeidlich geſchieht, mehr oder minder durch tragiſche Eindrücke erſetzt; die Tragödie ſelbſt war damals auch ſchon im Verfall, und die neue Miſchung mußte beyde erſetzen. Von der Tragödie entlehnte ſie die ſanfte Wärme der Leidenſchaft, welche ſich oft dem tragiſchen Ernſt nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatiſchen Kunſt, den Sinn der Hörer durch die leichte Entwicklung einer ſchöngeordneten vollſtändigen Handlung zu ſpannen. Der Ausbildung und Verſchönerung dieſer neuen Gattung war vieles ſehr günſtig; die attiſche Geiſtesbildung, der natürlich entwickelte Witz und die eigenthümliche Sprachfeinheit, alles was die Alten mit dem Ausdrucke der Urbanität bezeichnen, dann die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, und ſelbſt die übergebliebenen Erinnerungen der ehemaligen Freyheit; aber auf der andern Seite ſetzte der herrſchende Sinn, welcher ſchon ſehr verderbt war, der Kunſt enge Gränzen. Er war nur noch für Anmuth und zierliche Feinheit empfänglich. Bey einem Volke, wo das Gefühl und Urtheil der Menge noch nicht ſo erſchlafft iſt, oder wo es überhaupt die Kunſt nicht leitet, kann der dichteri-

ſche Geiſt im gemiſchten Drama ſich ohne Zweifel weit höher ſchwingen. Im Stoff der neuern griechiſchen Komödie herrſcht nicht weniger Einförmigkeit als in ihrem Ideal. Die ſittliche Anmuth des Menander war das höchſte, was der damalige Sinn noch zu faſſen fähig war. Aber dieſer Dichter liebte die Philoſophie, und bildete eine Ausnahme; ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen ſie ihre eigne erſchlaffte Sinnlichkeit und Weichlichkeit der Sitten im fein gebildeten Ausdruck und einſchmeichelnden Gewande wiederfanden.

Die Natur dieſer Miſchung der Tragödie und der Komödie zu unterſuchen, ſie mit den Geſetzen der Schönheit und der Kunſt zu vergleichen, und die Frage zu entſcheiden, ob die Reinheit des Tragiſchen und des Komiſchen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit iſt oder nicht; das iſt eine Aufgabe, die auch rein nach der Theorie betrachtet und erörtert werden könnte. Für das Gebiet der claſſiſchen Dichtkunſt aber hat die Kunſtgeſchichte der Alten hier ſchon entſchieden, indem alle großen, höchſten und eigenthümlichſten Erſcheinungen und Hervorbringungen der Poeſie in die Epoche der Trennung beyder Gattungen fallen; die Periode der Miſchung aber nur einen ſchwachen, matten Nachhall der alten Dichtergröße im Komiſchen wie im Tragiſchen bildet.

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll. 1798.

Viele Gattungen der alten Poesie sind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo sie sich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geist hat sich nach den Naturgesetzen der Metempsychose, welche auch im Reiche der Kunst gilt, in andre Gestalten verlohren, oder er ist der Erde gen Olymp entflohen, wie einst die himmlischen Gespielen des goldnen Weltalters vor der hereinbrechenden eisernen Zeit. Andern Gebilden der Kunst ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entsproßte dem Stamm, der schon verdorrt schien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächst dem Epos hat sich diese Metamorphose der sich selbst verjüngenden Poesie nirgends schöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildsamkeit dieser vielgestalteten Dichtart, daß sie seit ihrem Entstehen fast nie aufgehört hat zu blühen, und daß sie auch noch, nachdem so viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren,

den Geiſt der feinſten und edelſten Bildung athmete, und das Schönſte und Reizendſte, was das Leben und die Kunſt dieſes Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Meiſter und erſten Künſtler andrer Dichtarten huldigten ihr nicht ſelten, und eine Geſchichte der griechiſchen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poeſie nicht nennen dürfen.

Ja ſo allgemein iſt ihr Charakter, ſo weltbürgerlich ihre Geſinnung, daß ſie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verſchmähte, die härtere Sprache der großen Roma zu reden, ja ſogar aus dem ſüdlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieſer Kunſtart den Griechen näher gekommen zu ſeyn, und ſind ihren Vorbildern hier wenigſtens treuer geblieben als in vielen andern Werken. Unter den Deutſchen der jetzigen Zeit hat man das Metrum derſelben nachgebildet, und ein eben ſo großer und liebenswürdiger Dichter, hat zu ſeinen frühern ſchönen Lorbern auch den Namen eines Wiederherſtellers der alten Elegie geſellt.*

Sie iſt nun nicht mehr bloß eine ſchöne Antiquität; ſie iſt auch hier einheimiſch, und lebt unter uns. Wer mag es alſo noch wohl mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine noch ſo mannichfaltige und neue Entwicklung ſey der Elegie verſagt, und ſich in Vermuthungen über die verſchiedenen Metamorphoſen und Beſtimmungen verlöhre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahndungen der Art die Kunſtgeſchichte umſchweben dürfen und müſſen, ſo iſt es doch ſichrer, ſich vorzüglich an dieſe ſelbſt zu halten, und nur die Geſtalt eines jeden Kunſt-

gebildes gleichsam vor unsern Augen werden und wachsen zu sehen. Auch ist es hier dem Gegenstande selbst gemäß; denn die Elegie umfaßt die Gegenwart, aber sie blickt vorzüglich gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunstgeschichte ähnelt bey dieser Dichtart der Stimmung des Künstlers selbst. Man möchte sagen, es sey etwas Elegisches, bey den Bruchstücken der alten Poesie mit stiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechselnden Geschlechter der Poesie mit heiterm Ernst zu betrachten, wie sie entstehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabey fühlt oder denkt, zu sagen, sie zu uns und uns zu ihr zu versetzen.

Es ist wohlthätig, nach der großen Aussicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poesie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beschränken, sich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geschichte einzugehen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen, besonders wenn die Art selbst so mannichfaltig und umfassend ist, wie diese.

Da die Natur der elegischen Dichtart so ganz historisch ist, und ihr Wesen nur in dem Stufengange der Kunstgeschichte künstlerisch richtig aufgefaßt werden kann, so scheint es beynah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geschichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch scheint das Wesen der Elegie in klagende Empfindsamkeit zu setzen,

welche in dem weiten und mannichfachen Gebiet der alten nur eine ſehr kleine Stelle annimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine ſchöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verſtand man unter dem Nahmen der Elegie oft vorzugsweiſe Klaggeſänge, beſonders über verſtorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht ſelbſt die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, ſinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur ſittlicher und über die ſittlichen Verhältniſſe natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Die Muſe der ſpätern Elegie aber, welche die ſonſt das Ältere gern vorziehenden Griechen am höchſten ſchätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, iſt die befriedigte Sehnſucht, die glückliche Liebe. Sie iſt ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenſchaft; nachläßig hingegeben und in weiches Gefühl aufgelöſt, wie ſie iſt, liebt ſie erotiſche Tändeleyen und verirrt auch wohl in ganz ſinnliche Schilderungen.

Die Bruchſtücke dieſes letzten Zeitalters, in welchem die elegiſche Kunſt nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, verdienen zunächſt eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, weil ſie der vollſtändiger erhaltenen und uns bekanntern römiſchen Elegie näher liegen, und doch von dieſem Standpunkte aus, die Ausſicht auf die ältere griechiſche Elegie nicht mehr ſo ganz entfernt iſt. Auch ſind die Bruchſtücke glücklicherweiſe von der Art, daß ſie viel Stoff

und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der alten Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwege auszuweichen und zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das wunderſchöne Bruchſtück des Hermeſianax.

Wir bemerken zuerſt ein Bruchſtück des Phanokles von der Liebe des Orpheus zum Kalais. Das Werk, zu welchem dieſes Fragment gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sageulehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer zärtlich begeiſterten Freundſchaft und Liebe auf das männliche Geſchlecht und ſchöne Jünglinge, wie ſie ſich auch in den Liedern des Anakreon in den Oden des Horaz, ja ſelbſt in den Dialogen des Plato und andrer Sokratiker findet, und ſelbſt in die Mythologie der Alten verwebt war, wie in der Sage vom Apollo und dem ſchönen Jüngling Hyakinthos, muß man nicht immer gleich zum Argen deuten, da bey reineren Sitten oft nur eine untadliche, Platoniſch begeiſterte Freundſchaft zwiſchen Männern darunter verſtanden und gemeynt iſt, und es oft auch nur Poeſie und zur Gewohnheit gewordne, übliche dichteriſche Redeform war, ohne daß ein ſtrafbares Verhältniß wirklich und im Ernſt vorhanden geweſen wäre. Dieſes darf man bey manchen Anſpielungen in den Werken der Alten nicht überſehen, um ihre Mythologie und Kunſt ungetrübt durch dieſe Stö-

rung aufzufaſſen; wo indeſſen die ſchreckliche Verirrung und Unnatur des ſinnlichen Triebes ſichtbar, als eine wirkliche hervortritt, da fällt freylich jeder andre Eindruck und jede mildernde poetiſche Erklärung weg.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmals ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.
Sondern im Geiſte geheim, ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Häemt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im Thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe,
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die Thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beyde zuſammen genetzt ſchwommen von blaulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leyer Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkys ſogar grauſ Gewäſſer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattinn, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grauſenden Mord

Also zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erschlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welchen an ihm sie verübt *).

Die schöne Einfachheit, welche dieses Bruchstück unterscheidet, scheint ihm Ansprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben. Indessen kann die Zeit, wenn Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit bestimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, so würde ihm doch schon der in dem Bruchstücke vom Orpheus sichtbare Hang, alte Sitten sinnreich durch alte seiner Absicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeschmiegte Sagen zu erklären, seine Stelle in der Periode der elegischen Kunst anweisen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des schönen Alterthums waren, und wo die erotische Poesie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenschaft des Dichters selbst, durch eine gebildete Darstellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Ansicht verwandelte, und die Gestalten der Vorwelt mit dem Geist der reizendsten Liebesdichtung neu beseelte.

Über das Bruchstück des Hermesianax. Die griechische Poesie hat einen entschiedenen und ursprünglichen Hang die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verschmelzen. Auch wenn sie, um sich zu vervielfältigen, sich in bestimmte Arten theilt, und nur auf einen Zweig ihrer vollständigen Bestimmung beschränkt, weiß sie durch Abschweifungen, die doch immer wieder auf

*) Übersetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Ganze der Natur und mythiſchen Dichterwelt zu offenbaren. Sie ſpielt wenigſtens in Bildern, Beziehungen, Gleichniſſen und Beyſpielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt ſich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Geſetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindeſten untreu zu werden, weil ſie ſich das Fremdartigſte zu verähnlichen weiß, und alles umzubilden und ſich anzueignen ſtrebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beſchreibungen und Gleichniſſe aus der lebendigſten Gegenwart der Natur; und ſo liebt die leidenſchaftliche Elegie mythiſche Beyſpiele auszuwählen, und in ſchöne Kränze zu flechten. Sie ſpart die Blumen nicht und liebt auch hier den geſchwätzigen Überfluß, wie die weiche Empfindung ſelbſt, deren ſchöner Ausdruck ſie ſeyn will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es ſich noch ſo ſorglos im Luſtwandeln zu verirren ſcheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Epiſode genannt werden.

Auf dieſem Wege hatte ſich auch die klagende und tröſtende Elegie des Antimachos über den Tod ſeiner Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchſtücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf ſeine geliebte Nanno ſehr viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weiſe führt Hermeſianax in dieſem merkwürdigen elegiſchen Bruchſtücke, ſeiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung ſeiner Elegien in drey Büchern benannt ward, das Beyſpiel der größten Dichter und Denker in der einfachſten Ordnung an, in-

dem er das Schönste und Eigenthümlichste von dem, was die Poesie oder die Geschichte über die berühmtesten Leidenschaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutsam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geist und Dichtung die gedrängt ist, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das schöne Bruchstück dem Liebhaber der Poesie und des Schönen durch seine unbeschreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geschichte durch die Menge von geschichtlichen Anspielungen und Andeutungen ist, so merkwürdig ist es denen, welche die Kunst üben, die schriftlichen Denkmahle und Bruchstücke des classischen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch seine Verdorbenheit; daher auch die größten Philologen wie Ruhnkenius, und andre nach ihm, sich große Mühe gegeben haben, die rechten Lesarten wieder herzustellen, die zweifelhaften aber durch eine bessere Auslegung der oft räthselvollen Anspielungen geschichtlich zu deuten und verständlich zu machen.

So reich und beziehungsvoll ist diese zierliche Rhapsodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem schnellsten Sinn bey vertrauter Bekanntschaft mit dem behandelten Stoff schwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beym ersten Eindruck alle Feinheiten des Künstlers wahrzunehmen. Seiner Absicht gemäß, die unwiderstehliche Macht der zärtlichen Sehnsucht durch große und schöne Beyspiele zu offenbaren, umfaßt er gleichsam alle Zeitalter der Bildung und der Geschichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Mysterien, den dichtenden Priestern der grauen Vorzeit, bis zu seinem Freunde und Zeitgenossen, dem

alſo ſchon damahls hochgeehrten, und von Propertius und Ovidius ſo oft gefeyerten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterſtadt des Hermeſianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geiſtvollſten und ausſchweifendſten Virtuoſen des üppigſten Zeitalters und der geſetzloſeſten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegoriſche Prieſterſagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entſtanden, oder ausgeſchmückt waren, wie die Weiberfeindſchaft des Euripides durch eiferſüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon zur Sappho, vielleicht der neuern Komödie ihr Daſeyn verdankt, die auch als erſte oder zweyte Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; endlich die Werke der Dichter ſelbſt, wie bey Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gleichen Kunſtart näher waren und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſondrer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bey Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; ſo auch beym Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Liebe der Galathea gewonnen hatte, ein Gedicht von der damahls ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung abfaßte, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit

Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück, den Dionyſos als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galathea und ſich ſelbſt als Odyſſeus darſtellte. Überhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freylich nicht ſo durch die Gefühle der Ehre und die Bilder himmliſcher Reinheit, in das Gebiet des Geiſtigen geſteigert war, wie die romantiſche, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bey gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gefühl verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der alles nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bey den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch bewunderte Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie Theano, die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth in den Künſten der Verführung die berühmteſte war, in gewiſſem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beyſpiel beym Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beym Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Ge-

ſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm dieſer Dichter zu glänzend war, um in dieſer Auswahl der berühmteſten Nahmen fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung. Es iſt in dieſer ganzen Dichtung und reichen Blumenleſe erotiſcher Züge und Anſpielungen aus dem ganzen mythiſchen und geſchichtlichen Alterthum eine eigne Ironie und Anmuth bey dem zarten erotiſchen Sinn.

Der wunderbare und eigenthümliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger geiſtreichen Feinheit hervorgeht, muß freylich für die zum Theil verlohren gehn, welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bey der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müſſen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung deſſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlichen Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angebohrner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frey; aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur ein Schmuck und hinzugefügte Zierde ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſeyn, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter, der eigenſten Eigenthümlichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen könnte, die ſich

in Beyſpielen, epiſodiſchen Beſchreibungen, Bildern und Gleichniſſen entfaltet und kund giebt, darf eben ſo wohl auch an ſich gewürdigt werden. Die Bedeutſamkeit, geſetzliche Freyheit in Verhältniß zu ſeinem Ganzen, eine gewiſſe Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgeſtaltung, durch die, was uns ſchon bekannt war, nun wieder neu erſcheint, ſind Eigenſchaften, die jedes Gleichniß, Beyſpiel oder Bild beſitzen muß, ohne Rückſicht auf das Einzelne und die beſondre Art. Aus dieſem Geſichtspunkte hat das Bruchſtück des Hermeſianax noch außer ſeiner elegiſchen Vortrefflichkeit eine gleichſam eigenthümliche und ſelbſtſtändigere; denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetiſchen Mahlerey dürfte dieſe Reihe kleiner Kunſtwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beſchreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektoniſcher Feſtigkeit wie für die Ewigkeit daſtehn; wenn in der pindariſchen Poeſie oft eine hohe Geſtalt von einfachen und allgemeinen Zügen ſanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu ſchweben ſcheint: ſo möchte man dieſe Bilder des Hermeſianax an ſorgloſer Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geſchnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

Das Bad der Pallas von Kallimachos. Dieſes in der Sprache und auch durch eine gewiſſe Vorliebe für gymnaſtiſche Bilder zum doriſchen Styl ſich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Feſt von der Gattung beſtimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgeſtellt ward, bloß wie zum Spiel, wenn gleich nicht ohne Bedeutſamkeit und andeutende Beziehung auf ihre Geheimniſſe;

welche Feste der Natur nur eines Geschlechts, Alters oder Standes angemessen, und im Vergleich mit den großen Volksversammlungen und Kampfspielen, wo jeder freye Hellene seine Kraft und Geschicklichkeit versuchen und beweisen durfte und sollte, sehr eng umschränkt waren; so eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit bestand. Wenn an dem Feste selbst, dem Sinne blühender Jungfrauen von edelstem Geschlecht einer dorischen Stadt von altem Glanz alles so entsprach, wie in diesem elegischen Festgesange des sinnreichen und gelehrten Kallimachos, so war es in seiner Art wohl schön, und entsprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken und eigenthümliche Sage grade dieses Orts und dieser Veranlassung verschönernd in Erinnerung zu bringen und in lebendigem Andenken zu erhalten.

Wenn schon die Richtung des Ganzen an bestimmte Personen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters diesen elegischen Hymnus, der von allen epischen des Kallimachos von Grund aus und sehr weit verschieden ist, der lyrischen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der scheidenden Kunst bestimmten Begriffen von derselben, aneignet; so könnte eine Geschichte, welche ein so seltsames Gemisch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Absicht enthält, für die Elegie, welche so gern mit streitenden Empfindungen spielt, und Widersprüche verkettet, ein sehr angemessener und glücklicher Stoff scheinen. In jedem Fall wäre die Voraussetzung, die Beschaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poesie der Natur des Ganzen so genau und tief entspricht, könne

bey einem so absichtsvollen Künstler zufällig seyn und von keiner Bedeutung, durchaus geschichtswidrig.

Vergleicht man diese Elegie des Kallimachos mit dem Bruchstücke des Hermesianax, so kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob diese Sonderbarkeit des Kunsturtheils der Alten eben so natürlich und nothwendig war, wie das verschiedene Vorziehen der Ilias und der Odyssee bey den Alten und bey den Neuern, müssen wir nur kurz erinnern; daß dieser elegische Hymnus des Kallimachos wie seine elegischen Epigramme doch nur eine Nebenart und Ausnahme in seiner gesammten Poesie bildete, und daß wir nur aus seinen erotischen Elegien würden beurtheilen können, warum er für den besten in dieser Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überströmende Philetas leidenschaftlicher, antithetischer, ja sogar gefeilter seyn, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermesianax nie erreicht haben wird.

Über das Idyll, und die bukolischen Dichter der Alten.

Nachdem die großen Formen der alten Poesie aufgehört hatten, zeigte sich die neue zierliche Kunst gelehrter Dichter in mancherley geistreichen Versuchen neu ersonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen das Idyll noch früher blühte oder doch gleich früh mit der spätern Elegie der Hellenen, von welcher wir einige der merkwürdigsten und berühmtesten Überbleibsel erwähnt haben.

Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte, Darſtellungen nach dem Leben nennen würden; der Nahme Bildchen iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derſelben. Jede Sammlung ſolcher kleineren dichteriſchen Erzeugniße wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren. Denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem durch verwandte Sinnesart und Seelenrichtung geknüpften nur darin beruhendem Zuſammenhange, im Ganzen der geſchilderten Lebensweiſe und Natur, oder des geſelligen Kreiſes, denen ſie angehören, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen ſeiner Anſicht; und dieſe innere Gefühls-Einheit iſt ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengeſetzt, und eben das unterſcheidende Merkmahl der lyriſchen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darſtellung iſt die Liebe und die eigne Geſtalt, die ſie in jedem annimmt. Daher der urſprünglich erotiſche Geiſt des Idylls, und da dieſes nicht bloß Selbſtbetrachtungen oder freundſchaftlich dialogiſche Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyriſchen Gattung, ſondern kleine liebliche Darſtellungen, ſo iſt ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemeſſen und beynah weſentlich; ſo daß ſogar Helden und Götter, die ſie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinſel nun auch einen bukoliſchen Anſtrich bekommen.

Der älteſte unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beſte Dichter der idylliſchen Gattung war Bion. Von ihm iſt das unvergleichliche Bruchſtück aus der Liebesgeſchichte des Achilles und der Deïdamia; dieſes mag allein hinreichend ſcheinen, jenen Vorzug zu rechtfertigen. Das Liebesgeſpräch dürfte gleichfalls von ihm ſeyn; es ſteht mit ſeiner naiven Anmuth in der ſchönſten Mitte zwiſchen der unverſchönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der flachen Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt ſich in dem gemeſſen wechſelnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Überbleibſel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen ſind, athmen eine ſüße Innigkeit, ſind überaus lieblich und liebevoll. Derſelbe Geiſt lebte allem Anſchein nach in ſeinen andern Gedichten, die nun verloren ſind. Sie gehören zu denen, die mit den Geſängen der Sappho auf Anſtiften der Geiſtlichen zu Conſtantinopel wegen ihres allzu erotiſchen Inhalts vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, iſt der berühmteſte ſeiner Gattung geworden. Er gefällt ſich am meiſten in kräftiger Darſtellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er ſuchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünſtigten, deren Nachahmung für ſeine Manier entſcheidend geweſen ſeyn mag.

Wegen der gerühmten Einfalt, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unſchuldigen Natur liegt, welche er darſtellt, und nicht in der Art, wie er darſtellt, könnte es bey dem er-

ſten unreifen Nachdenken ſcheinen, Theokritos ſey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künſtler ſeiner Gattung. Forſcht man weiter, ſo ſieht man wohl, wie das allgemeine Geſetz der natürlichen Kunſtentwickelung für die künſtliche Bildung der gelehrten Epoche helleniſcher Poeſie hier noch eine nähere Beſtimmung erleidet und wir wundern uns nicht mehr den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu ſehn, da ja auch in der Elegie dieſes Zeitalters Hermeſianax, deſſen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entſcheidung der Kritiker, den claſſiſchen Gipfel ſeiner Gattung zuſprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedicht auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moſchos ſteht, in zwey Handſchriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt geleſen worden. Der Scholiaſt meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen ſey Moſchos ſein Name geweſen, Theokritos „der Gottgewählte" aber ſein Beyname. So dürfte alſo wohl der bukoliſche Moſchos mit dem Theokritos Eine Perſon, und er von dieſem nur durch ein Mißverſtändniß abgeſondert worden ſeyn, welchem die Exiſtenz eines andern nicht ſehr viel ſpätern Moſchos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung ſchon Statt findet, ein Schüler des Ariſtarchos war, und alſo doch nicht Zeitgenoſſe des Philetas und Verfaſſer des Gedichts auf Bion ſeyn konnte. In den Lebensumſtänden ſpricht nichts dagegen, und es begreift ſich, warum auch Moſchos

ein Syrakuſer war. Auch in den dem Moſchos beygelegten Gedichten und Bruchſtücken iſt nichts, was die eingebildete Verſchiedenheit des Charakters begründen könnte; man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wiſſen, daß er ſich in mauchen andern Arten verſucht hat, und das Gedicht, die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt ſchon ziemlich fern von ſeiner gewöhnlichen bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiednen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel fremdartiges eingefloſſen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meynung beyſtimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchſtücke aus der Saze des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der epiſchen Poeſie in dem Abſchnitt von dem mittleren Epos angegeben. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Kennern der Kunſtgeſchichte noch einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſeyn; es iſt augenſcheinlich ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammengenommen mit der allgemeinen Thatſache, daß Ovidius Metamorphoſen alexandriniſcher Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Bakchantinnen, Bruch-

ſtück eines epiſchen Gedichts ſeyn. In dem unzuſammenhängenden Geſang an Hieron iſt der 76te — 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, ſo ſchön man es nur irgend aus dieſer Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἄϊτης und Παιδικα überſchrieben ſind; doch geben mir dieſe zu keiner ſo beſtimmten Vermuthung Raum, wie die Europa.

Da die Sammlung ſo beſchaffen iſt, darf es nicht überflüßig und muß ſehr erlaubt ſcheinen, manche Stücke derſelben von neuem zu prüfen, ob ſie auch dem Theokritos angehören, und ob ſich nicht eines oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobey der erotiſche Geiſt des letzten und der mimiſche des erſteren, die feſten Punkte ſind, welche die Unterſuchung leiten müſſen.

IV.

Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern.

Die Art, wie die Weiblichkeit in den griechischen Dichtern behandelt wird, giebt viel Licht über den sittlichen Zustand der griechischen Frauen. Aus dem Bilde kann man das Urbild kennen und beurtheilen lernen. Eine Reihe der ausgezeichnetsten weiblichen Charaktere, aus den größten Dichtern, der Zeitfolge nach entworfen, wird uns ein Gemählde des griechischen Ideals der Schönheit im weiblichen Charakter geben, wie es sich allmählig bildete, vollendete, und wieder ausgeartet ist. Wem indessen einfache Natur und bescheidne Schönheit nicht genügen, der wird weder die Charaktere, noch die poetische Darstellung derselben sehr anziehend finden. Beyde sind nur einfach, wahr und naturgemäß.

Schon im heroischen Zeitalter, von dessen Sitten uns die homerischen Gedichte ein so reichhaltiges, und beynahe vollständiges Gemählde geben, war das weibliche Geschlecht in einer weniger günstigen Lage, als das männliche, im Ganzen ungebildet und unterdrückt. Die Kräfte des Mannes hatten einen ungleich größern Spielraum, zu wirken und sich zu entwickeln. Auf Abentheuern und

in fast unaufhörlichen Fehden begriffen, zwang ihn die Noth, in sich selbst Hülfe zu suchen, und so erlangte er Kühnheit, schnelle Erfindungskraft, Selbstständigkeit und Zuversicht. Die ältesten, tapfersten und reichsten Männer einer kleinen Völkerschaft berathschlagten gemeinschaftlich über ihre Angelegenheiten. Eine neue Gelegenheit den Verstand und das sittliche Gefühl zu entwickeln! An geheiligten Festen wurde durch Musik und Poesie das Herz des Mannes gebildet, Helden- und Götter-Sagen erfüllten seine Einbildungskraft mit großen Bildern, die oft die großen Gedanken alter Weisheit umhüllten. Gemeinschaftliche Freude war der Keim, aus dem sich die Blume schöner Geselligkeit bald entfalten sollte. Den Frauen fehlten alle diese Veranlassungen zur Bildung; selbst vom Umgange und der Geselligkeit mehr entfernt, waren sie auf das häusliche Leben beschränkt. Unterdrückung und Geringschätzung brachten das weibliche Geschlecht dahin, zu entarten, und diese Mißhandlung vielleicht endlich zu verdienen. Wenn die weibliche Seele nicht durch einen höhern Geist edel erhoben wird, so sinkt sie leicht in Erniedrigung. Daher erklärt sich so mancher auffallende Zug im Homer und besonders im Hesiodus, der uns vermuthen läßt, daß Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und Mißtrauen gegen dasselbe schon in diesem Zeitalter beynahe allgemeine Denkart war; denn in der hesiodischen Periode des epischen Zeitalters war die Lebensordnung und Sittenverfassung der alten heroischen Zeit schon völlig entartet. Die homerischen Helden scheinen von keiner andern Vollkommenheit eines Weibes zu wissen, als Jugend, Reitze, Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und Verständigkeit;

denn so kann man vielleicht am besten einen sehr unbestimmten Ausdruck des Dichters übersetzen, mit welchem er aber mehr Abwesenheit großer Thorheiten und Laster, als eigentliche Sittlichkeit und höhere Eigenschaften des Gemüths zu bezeichnen scheint. Er ist so reich an Ausdrücken für männliche Größe, und männliche Tugenden; wie äußerst selten aber redet er so von seinen Heldinnen? Am besten kann man sich von der Überlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche schon in diesem Zeitalter überzeugen, durch die Vergleichung der Liebe und der Freundschaft desselben. Man vergleiche nur alles, was Homer von jener dargestellt hat, mit der Freundschaft des Achilles und Patroklus! Es ist dieses auch nicht etwa bloß eine Eigenthümlichkeit des Dichters, sondern es ist Charakter des ganzen Zeitalters. Allerdings finden sich einzelne schöne Züge vom Gegentheil, im Ganzen aber ist die Frauen-Liebe der homerischen Helden nichts als eigennützige Sinnlichkeit und daneben Geringschätzung; sie reden von ihren Geliebten nicht selten wie von Sklavinnen, und wie von einer Waare. Nur übertreibe man diese Vorstellung nicht, und vergesse nicht, daß dieß nicht bloß die herrschende Denkart in einem noch rohen Zustande menschlicher Entwicklung, sondern daß es auch die der Sittenverderbtheit ist! Der Geist der weiblichen Liebe war im Ganzen in diesem Zeitalter noch nicht zum Edlen und Schönen entfaltet. Die heroische Freundschaft hingegen ist die schönste Vermählung männlicher und kriegerischer Größe und zarten Gefühls. Sie ist die edelste Frucht dieses Zeitalters, und so sehr Charakter desselben, daß schon aus dem Dunkel der ältesten Sagen, die Helden

uns Paarweise entgegen strahlen, Kastor und Pollux, Herkules und Jolaus, Theseus und Pirithous. Alle hervorstechenden Helden der Iliade sind von einem tapfern Genossen freundlich begleitet. Daß solche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig sind, liegt schon in der Natur der Sache; wie edel und zart sie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemählde hinterlassen in der Freundschaft des Achilles und Patroklus.

Die homerische Poesie ist nicht sowohl eine ideale Schönheit, als ein getreues Abbild der Natur; so wie diese selbst in der Wirklichkeit damahls, so ist auch der Dichter, als wahrhafter Wiederschein seiner damahligen Welt und ganzen Umgebung, der Schönheit in männlichen Charaktern ungleich näher, als in weiblichen. In diesen finden sich nicht selten beleidigende Züge von Rohheit und Gemeinheit, besonders an seinen Göttinnen. Es erinnert an unedle Sitten, und dünkt uns gemein nach unsern Begriffen, wie Pallas die Aphrodite im Zank schlägt, ihr die Hände zusammen hält, und Köcher und Pfeile ums Gesicht wirft, sie bitter verhöhnend. Es ist aber auch wieder rührend und anmuthig, wie die weinende Schöne schüchtern zum ehrwürdigen Vater flüchtet, ihr Leiden klagend; und dieser sie lächelnd tröstet, ihr sagt, daß nicht Krieg und Streit, sondern die Werke der Liebe ihr Amt seyen. Es ist nicht lobenswerth, und beleidigt das sittliche Gefühl, wenn Here ihren Gemahl, der auf dem Ida sitzend den kämpfenden Trojanern Glück und Sieg sendet, durch heuchlerische Liebkosungen absichtlich in ihre Arme lockt, und dann schlau den Augenblick seiner Schwäche nutzt, um den Trojanern den Sieg zu entreißen. Bey

ſolchen Zügen und Scenen, welche Göttinnen zugeſchrieben und in die Götterwelt verlegt ſind, könnte man wohl leicht durch die ſymboliſche Bedeutung das wegnehmen oder mildern, was ſonſt dem feineren Sinn rauh auffält; aber es findet ſich ähnliches auch in der Menſchenwelt und dem Sittengemählde der heroiſchen Frauen. Der unverhohlene Eigennutz der Penelope, die ihren Liebhabern durch allerley Künſte Geſchenke abzulocken weiß, erſcheint faſt nur als eine kindliche Schalkheit, durch die Unbefangenheit, mit der ſie ſich noch ihrer Klugheit rühmt. Um ſo mehr ſieht man daraus, wie die allgemeine Sitte, und wie fern vom Ideal dieſe ganze Heldennatur noch war.

Es finden ſich aber auch ſehr ſchöne weibliche Charakterſchilderungen und Züge in dieſem Gemählde der Heldenzeit. In der That, Homers Heldinnen ſind ſelten edel, doch wenn ſie es ſind, ſo ſind ſie dann um ſo mehr hinreißend. Eben weil ihr Weſen ſo ganz beſchränkt und ihr Charakter ſich ſelbſt überlaſſen war, ſo iſt der kleinſte zarte oder ſchöne Zug, den wir hier finden, gewiß aus reiner Weiblichkeit entſprungen, und nicht von fremder Bildung entlehnt. Ihre Tugend iſt freye Natur, ihre Einfalt iſt vollkommen, und bezaubernd dieſe ungezwungene Anmuth der Seelen. Hier iſt keine durch Bildung zerſtörte Weiblichkeit! Die ungewiſſe Hoffnung vollkommner Charakter-Schönheit durch eine ideale Seelen- und Sittenbildung hatte die Menſchen noch nicht von dem Wege der Natur abgeführt. Einige haben in der Sittenſchilderung Homers bemerken wollen, er ſtelle die Trojaner feiner, gebildeter und liebenswürdiger dar, als die Griechen. Und wohl fühlt man ſich geneigt, dieß zu glauben bey dem Ab-

ſchiede der Andromache, welche alle Wonne und Rührung treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit in einem lebendigen Gemählde vereinigt. Hektor geht in den gefahrvollen Kampf, und nimmt Abſchied von ſeiner Gemahlinn, und von ſeinem kleinen Sohne. Wie reizend und wie bedeutend iſt die Schilderung des Kleinen! und wie bezeichnet der beſondere Zug ſo natürlich den Charakter des Knaben! Er fürchtet ſich vor dem Helmbuſch des Vaters, und flieht ſchüchtern in den Schoos ſeiner Amme. Der Vater entwaffnet ſich, nimmt ihn, ſpielt mit ihm und küßt ihn. Hier werden beyder Herzen des Helden ſelbſt, wie ſeiner edlen Gemahlinn getroffen und begegnen ſich; alle zärtlichen und rührenden Gefühle werden rege in unausſprechlich ſchöner Miſchung, und ergießen ſich in ein wehmüthiges Lächeln liebevoller Thränen. Es war dem Hektor beſtimmt, von der Hand des Achilles zu fallen, und die Klagen der Andromache, die Klagen der Mutter Hekuba bey ſeinem Tode ſind ſo wahr und kraftvoll, wie die Ausbrüche der Leidenſchaft beym Homer überhaupt. Aber in der Wahrheit und Kraft leidenſchaftlicher Darſtellungen ſind ihm vielleicht andre Dichter gleich. Weit mehr ihm allein eigen iſt die Zartheit, mit der er oft die feinſten Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit ergriffen, den leiſeſten Laut der Natur verſtanden, oder errathen hat, und die Schonung, mit der er das Verſtandne andeutet. Der weibliche Charakter wird ſo oft nicht verſtanden, eben weil es die ſchöne Natur des Weibes iſt, ſeine Seele zu verhüllen, wie ſeine Reize; ſelbſt die offenſte weibliche Hingebung iſt noch ſcheu und zart. Aus dieſem Hange und dem Unbewußtſeyn der Unſchuld entſpringt eben jene

ſittliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche in der Nauſikaa durch den Zuſatz von Verſtändigkeit und Güte zur Schönheit der Seele erhoben iſt. Der irrende Odiſſeus iſt von dem ſtürmiſchen Meere erſchöpft und hülflos, an eine fremde Inſel ausgeworfen. Er bereitet ſich für die rauhe Nacht ein armſeliges Lager im Walde, und ſo verläßt ihn der Dichter. Dieſe Inſel bewohnte ein glückliches, gaſtfreyes Volk, Freunde und Lieblinge der Götter, die in Spielen und Feſten ihr Daſeyn leicht und fröhlich verſcherzen. Die Tochter des Königs, Nauſikaa iſt nach den Sitten der Einfalt in der Zeit der Altvordern, gerade mit ihren Jungfrauen zu einer großen Wäſche ans Ufer des Meeres gefahren, wie ſie ihrem Vater ſagte, für ihre zwölf Brüder, die täglich zu Tanze gingen; wie uns aber der Dichter verräth, dachte ſie an die Zeit, die ihr vielleicht nahe war, und an eine ſchöne reinliche Ausſteuer. Sie iſt am Ufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Spiel beſchäftigt; ihr Geräuſch weckt den Odyſſeus, er nähert ſich ihnen, ihre Geſpielinnen fliehen bey ſeinem Anblick ſchüchtern zurück, ſie allein bleibt mit unbefangner Zuverſicht. Er fleht ſie um Hülfe an, und erſcheint ihr wohlgefallend; ſie räth und hilft ihm, wie ſie kann. In allem, was Nauſikaa ſagt, und in ihrem ganzen Benehmen iſt die ſchönſte Miſchung von Offenheit und Furchtſamkeit, von ſich entwickelndem Verlangen und von zartem Gefühl. Ohne an ſich zu denken, und um ſich zu wiſſen, ohne die geringſte Abſicht, handelt ſie nach dem reinen Eindrucke auf ein unſchuldiges Herz.

Homer iſt überhaupt ſehr reich und abwechſelnd an Charakteren; der Geiſt und die ganze Art ſeiner weib-

lichen Charaktere ist im Allgemeinen schon durch das vorhergehende hinlänglich bestimmt. In jedem einzelnen Charakter wird er näher bestimmt, durch die Stelle, welchen dieser im Gedichte und in dem Ganzen desselben einnimmt; und wenn man einzelne Charaktere aus einem Gedichte heraushebt, darf man nicht vergessen, daß der Dichter die Erfordernisse dieser einem jeden zugetheilten Stelle befriedigen muß, daß er viele Angaben und Umrisse der Sage nicht ändern darf, und daß er also nicht ganz frey ist, den Charakter zu dichten, wie er will. Hier kann der Dichter vorzüglich seine überlegne Kraft zeigen, wenn er auch in diesen Gränzen frey zu seyn weiß, und mit dem, was die Nothwendigkeit erfordert, noch die sittliche Schönheit vereinigt. Der Charakter der Helena war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine äußerst schwierige Aufgabe, welche durch die Kunst und den glücklichen Sinn des Dichters vollkommen befriedigend aufgelöst ist. Die Heldin des Gedichts lief Gefahr, verächtlich zu werden, und dadurch die Theilnahme zu verliehren; sie entläuft mit dem Paris ihrem Manne und ihrem Vaterlande. Der Dichter konnte dieß nicht verstecken; er hat es nicht beschönigt, und auch nicht verschleyert, und dennoch beleidigt sie nie unser Gefühl. Sie ist ganz, wie sie seyn muß, um unsre Theilnahme erregen zu können; unglücklich, denn das Herz der Armen ist getheilt; sie kann von den alten Freunden nicht lassen, und hängt doch an den neuen; welche auch fallen, es fallen die Ihrigen. Ihre Schwäche und tiefe Reue ist mit so wunderbarer Schonung behandelt, daß sie nicht nur nicht verächtlich dadurch wird, sondern gerade dadurch unsre ganze Theilnahme und Rührung er-

regt. Wie schön wird ihre Klage und ihr Bedauern erregt, durch Rückerinnerung an das Vaterland, bey dem Anblick des gesammten griechischen Heeres! Die trojanischen Greise schauen eben dorthin, sitzend auf Troja's Mauern, unter ihnen Priamus. Er ruft die liebe Tochter Helena zu sich, und fragt nach dem Nahmen, Geschlecht, Charakter und den Thaten dieses und jenes Helden. Noch zuvor, wie Helena unter sie tritt, erregt ihre Schönheit das Erstaunen der ehrlichen Greise. Troja habe unendlich viel erlitten, meinen sie, und daran sey Helena Schuld; aber sie sey auch schön, wie eine Göttin, es verlohne sich ihr Besitz des großen Kampfes. In diesem Zuge liegt eine Spur von der beynahe gränzenlosen Bewunderung und Verehrung weiblicher Schönheit, welche den Heldenvölkern der alten Zeit so natürlich und gleichsam eingebohren ist, und überall in das Sagenhafte hinüberschreitet.

Man erinnert sich hiebey an die Nymphe Kalypso, und die Zauberin Circe, die den Odysseus auf seiner wundervollen Fahrt aufhalten, und an ihre Liebe fesseln. Es scheint nicht ohne Bedeutung, daß beyde übermenschliche Wesen sind, um zu bezeichnen, daß die Macht weiblicher Reize, und die Bande weiblicher Liebe stärker als alle irdische Gewalt und Einwirkung und von durchaus wunderbarer und magischer Art sind, wie es sich an diesen mährchenhaftem Wesen zeigt. Noch schöner aber und sinnvoll für das Gefühl des Menschlichen erscheint es dagegen, daß Odysseus in den Armen der Göttin Kalypso nicht zufrieden, und nicht glücklich ist, und sich nach seiner sterblichen Genossinn, Penelope, sehnt. Alle ihre Freuden und ihre Unsterblichkeit bleiben ihm fremd; am Felsenufer

ſitzend, ſchaut er weinend und klagend über das unermeßliche Meer nach ſeiner geliebten Heimath. Dieſe geliebte Heimath und die treue Penelope geben allen Schickſalen und Wundern des Odyſſeus erſt einen umgränzenden Hintergrund, gleichſam einen heimathlichen Boden, worauf ſie ruhen. Sie geben dem Gedichte Beſtandheit und Zuſammenhang. Der friedliche und häusliche Genuß des ruhigen Lebens am eignen Heerd, und die reizenden Wunder und anziehendſten Gefahren des umherirrenden Helden leihen ſich gegenſeitig die ſchönſten Reize. Die Sehnſucht des herrlichen Dulders wird endlich befriedigt; er kehrt zu dem Beſitz ſeines Hauſes und ſeiner Penelope zurück. Der Charakter derſelben beſteht nur aus wenigen einfachen Zügen beharrlicher Treue, häuslicher Vorſorge, und weiblicher Klugheit; man darf die verſtändige Ehefrau nicht trennen von der häuslichen Welt, in der ſie lebt, ſo wie dieſe nicht von dem ganzen Gedichte und Gemählde altväterlicher Heldenſitten.

Die lyriſche Dichtkunſt der Griechen, welche erſt nach der epiſchen zur Blüthe gelangte, war die Äußerung feſtlicher Freude, oft auch die Götterſprache einer ſchönen Liebe. Selbſt der erhabene Pindarus beſingt die Anmuth holder Frauen, im zarten Gefühl des Schönen, mit der ihm eignen Weichheit und freundlichen Hoheit. Doch bilden dieſen einzelnen Zug lyriſcher Anmuth und Schönheit keine vollſtändigen Charakterſchilderungen.

So wie Homer ganz Natur iſt, ſo iſt die attiſche Tragödie ganz ideal und geht durchaus auf die ſittliche Schönheit. Wir können vorzüglich aus ihr das griechiſche Ideal der Schönheit in weiblichen Charakteren kennen ler-

nen. Wir dürfen aber dabey den wichtigen Unterſchied der Charakter-Schönheit und der Charakter-Güte nicht vergeſſen. Nur im zweyten Styl der Tragödie ſind beyde in Harmonie, das höchſte und vollkommene Schöne des Charakters kann nicht ohne ſittliche Güte Statt finden. In dem erſten und dritten Styl aber finden wir zwiſchen beyden nicht ſelten den ſchneidendſten Widerſpruch.

Die weiblichen Charaktere im Aeſchylus ſind wie ſeine Werke überhaupt, hart aber groß. Außer einigen nur wenig angedeuteten Charakteren, iſt nur ein ganz durchgeführter auf uns gekommen, nähmlich der der Klytemnäſtra; er iſt ſchrecklich und ſchauderhaft. In dem Trauerſpiele Agamemnon ermordet ſie ihren von Troja ſiegreich rückkehrenden Gemahl, am Tage ſeiner Rückkehr. Ihre Beweggründe ſind Rache für die vom Vater geopferte Tochter Iphigenia, Eiferſucht über die Kaſſandra, Furcht wegen ihrer heimlichen Verbindung mit dem Aegiſthus, und Herrſchſucht. Die überlegne Kraft, mit welcher ſie ihr Verbrechen nicht nur ausführt, ſondern auch erträgt, machen ſie zu einer großen heroiſchen Verbrecherin. Zwar iſt das Weib in ihr vertilgt; nachdem ſie den Gemahl mit freundlicher Würde heuchleriſch empfangen und in das Netz gelockt hat, zückt ſie ſelbſt das Schwerdt. Ruhig und kühn offenbart ſie ihre That, wie ſie iſt, ohne ſie zu verſchleyern. Aber ſie iſt wenigſtens menſchlich geblieben; ſie triumphirt nicht, wie der feigherzige elende Aegiſthus. In dem darauf folgenden Stücke derſelben tragiſchen Trilogie kehrt der verſtoßne Sohn Oreſtes, der von frühſter Kindheit an verbannt war, weil ſie ſeine Rache fürchtete, auf das Geheiß des Apollo in das väter-

liche Haus heimlich und unbekannt zurück, und ermordet sie und ihren neuen Gemahl Aegisthus. Auch in dieser Tragödie hat der Dichter ihre schreckliche Größe mit mächtiger Hand dargestellt. Die stärkste Stelle des Stücks ist das erschütternde Flehen der knienden Mutter vor dem rasenden Sohne, der schon das Schwerdt schwingt, um seinen Vater zu rächen. Vom Apollo gesandt, an dem Grabe des Ermordeten von Unwillen und Rachlust entflammt und überwältigt, stürzt er sinnlos in die schreckliche That. Umsonst ist das mütterliche Flehen! Aber kaum ist es vollbracht, so erscheinen ihm auch die Eumeniden, immer näher und schrecklicher dringen sie auf ihn, und fassen endlich ihren Raub.

Die übrigen weiblichen Charaktere des Aeschylus sind nicht so vollständig ausgeführt, es sind nur einzelne große Umrisse, wie die erhabene Weissagung der sterbenden Kassandra, die königliche Würde der Atossa, die weibliche Heftigkeit des Chors in den Sieben Helden und andere. Vielleicht sind wir mit den weiblichen Charakteren dieses Dichters nicht glücklich gewesen; es ist möglich, daß die Zeit uns das Beste geraubt hat. Die Niobe des Aeschylus ist verlohren. War sie vielleicht ein Gegenstück zum Prometheus? Wie jener, hat sie nach der Sage, im Bewußtseyn ihrer Kraft den Göttern getrotzt. Der Dichter wird also in ihr ein Bild erhabnen Übermuthes entworfen haben, der Überlegenheit menschlicher Kraft über das Schicksal im höchsten Schmerz; und hatte hier wohl Veranlassung einen großen Charakter zu schildern.

Die Größe ist der Anfang der Schönheit; wenn die Natur in ihrem Gange nicht gestört wird, so geht aus

harter Erhabenheit Vollendung hervor. Nach dem Aeschylus läßt sich Sophokles gleichsam erwarten. In ihm hat die griechische Dichtkunst das äußerste Ziel ihrer Kräfte erreicht. In ihm finden wir daher auch das höchste Schöne des weiblichen Charakters, und zwar nicht blos des tragischen, sondern selbst in ganz allgemeinem Sinne. Wenn einige seiner weiblichen Charaktere, wie Jokaste, Dejanira nicht so sehr hervortreten, so sind sie dennoch nicht minder nach demselben Ideal gedacht und entworfen. Aber das Schöne ist in den Tragödien des Sophokles über das Ganze der Handlung und aller Personen gleichmäßig verbreitet; kein einzelner Theil ist schöner als er im gegenseitigen Verhältniß zu den andern seyn darf; mit erhabener Leichtigkeit dient jeder dem Gesetz des Ganzen, und ist doch für sich bestehend, frey. In dieser Vertheilung des Schönen, in der Harmonie des Ganzen ist Sophokles durchaus vollkommen. Zum Beyspiele kann der Charakter der Dejanira dienen, welcher auf das Schönste durchs Ganze bestimmt ist. Die kleinste Änderung selbst willkührlich scheinender Züge würde unsre Rührung schwächen, oder die Schönheit stören. Grade daß der Dichter ihr nicht mehr gab, als verständige Gutmüthigkeit, Treue und ein redliches Herz, macht für diese Lage die stärkste Wirkung. Ihr rührendes Mitleid mit der Jole, welches bald schrecklich auf sie selbst zurückkehren soll, und ihr Tod, welcher den tiefsten Schmerz mit der höchsten Wonne vereinigt, gehört zu dem, was nur dem Sophokles eigenthümlich ist, und sich in diesem Maaße von sittlicher Schönheit unter allen alten Dichtern nur bey ihm findet. Der Charakter der Elektra ist eine hinreißende Mischung von leidenschaftlicher jugendlicher Er-

zürnung, tiefem verhaltnen Unwillen über ihr eignes und des Vaters erlittenes Unrecht, von ernster Größe und zärtlicher Empfindsamkeit. Wie tief dringen ihre hohen Klagen in das Herz! Man versuche es nur, den kleinsten Zug anders zu denken, ohne das Ganze zu zerstören. Die höchste Anmuth weiblicher Unschuld und Sanftheit hat der Dichter in der Ismene erreicht; sie dient ihrer Schwester Antigone wie zum Gegensatz. Ismene leidet im Stillen bey dem Unglück ihres Hauses, bey der Beschimpfung eines unglücklichen erschlagenen Bruders. Antigone handelt, sie will nur das reine Gute; und vollbringt es ohne Anstrengung; mit Leichtigkeit geht sie selbst in den Tod. Alle Kräfte sind in ihr vollendet und unter sich Eins; ihr Charakter ist der einer Heldin von göttergleicher Güte; und wenn das Göttliche dem Menschen sichtbar wird, so erscheint die höchste Schönheit.

Das dichterische Ideal des weiblichen Charakters hat bey den Griechen im Sophokles seine Vollkommenheit erreicht. Nicht lange erhielt sich die griechische Bildung auf dieser Höhe; die Sitten und die Kunst verlohren Ebenmaaß und Ruhe, und mit diesen die strenge Tugend im Leben und das höchste Schöne im Styl der Kunst. Der Übergang von der Vollkommenheit zur äußersten Zügellosigkeit, zu der üppigsten Schwelgerey der Seele, geschah nicht allmählig und stufenweise, sondern mit einemmale und plötzlich. Es war ein Sprung, nach welchem kaum noch eine Rückkehr zu der strengen Harmonie der großen Zeit möglich war. Den Charakter dieser Periode kann man am besten im Alcibiades kennen lernen. Sein Charakter ist gewissermassen der Charakter seiner Zeit; so wie er selbst

der Abgott und das Ideal seiner Zeit war. Und für alle Zeiten kann er als ein Ideal eines sittlichen Schwelgers gelten; er vereinigte mit der Zügellosigkeit so viel Güte und Kraft, als möglich ist; er verlieh dem Laster verführerische Reize, ja er wußte ihm durch seine großen Eigenschaften Bewunderung zu erregen. An Bildung und Kraft fehlte es seinen Zeitgenossen noch nicht; im Gegentheil blühten alle Kräfte des Menschen in der üppigsten Fülle; nur das rechte Maaß und die geordnete Ruhe, Harmonie und Gesetz fehlten. Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung änderte sich auch der allgemeine Sinn in der Kunst. Dieser beherrschte bey den Athenern die Poesie so sehr, daß sie immer den Sitten folgen mußte, und nicht leicht der einzelne Künstler sich über seine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geschmacks und der Dichtkunst wurde ein künstlerischer Überfluß, und dies ist der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragödiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke besitzen. Unter einer ganz verschiedenen Außenseite, finden wir dennoch das Wesentliche aus dem Charakter des Alcibiades und dieser ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunstgeist und sittlichen Styl seiner Werke bestätigt. In seinem Ideal, in seinem Dichtergeiste und seiner Kunst ist alles übrige im größten Überflusse vorhanden; nur Übereinstimmung, Gesetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu spannen, bis ins Mark der Seele zu dringen, und durch den reichsten Wechsel zu reizen. Die Leidenschaft, ihr Steigen und Fallen, besonders ihre heftigen Ausbrüche stellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger

als Leidenſchaft, nur in leidenſchaftlichen Charakteren gefällt er ſich; wie in dem der Medea, welche aus Eiferſucht und Rache ihre eigenen Kinder ermordet, oder einer Phaedra, welche eine raſende Liebe zu ihrem Stiefſohn faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorſichtige Vertraute, ſich ſelbſt umbringt, und durch einen zurückgelaſſenen Brief, voll falſcher Beſchuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbſt Edelmuth und Größe iſt bey dem Euripides nicht beharrliche Natur, wie beym Sophokles, ſondern heftiger Ausbruch einer Leidenſchaft, plötzliche Begeiſterung. So ſtürzt ſich Evadne, trunken von dem ſie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alceſtis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt; mit jugendlichem Widerſtreben trennt ſie ſich von dem ſchönen Leben, deſſen letzten Hauch ſie ſchon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polyxena, welche von den Griechen am Grabe des Achilles geopfert wurde, iſt mehr Leidenſchaft als Charakter. Aber nicht ſelten verdirbt er ſelbſt ſolche ſchöne Stellen. Denn ſo wie ſeinem Ideale, ſo fehlt es auch ſeinem bildenden Geiſte und der Darſtellung ſelbſt an Harmonie und Geſetzmäßigkeit. Er weiß ſich ſelbſt als Künſtler nicht zu zügeln und zu beherrſchen, vergißt ſich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsſtoffes ſo ſehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt zum Beyſpiel ſeine Perſonen gern philoſophiren, und thut es zu oft; denn nicht ſelten hört man aus ihnen nur den philoſophiſchen Dichter reden. Er liebt lange, glänzen-

de Reden; sie sind immer schön, aber er verschwendet sie oft am unrechten Orte. Zum Beyspiel, Makaria, welche sich freywillig für ihre Geschwister dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhören zu reden, und Abschied zu nehmen. Am meisten verführt ihn seine Neigung, so viel Leidenschaft als nur möglich in sein Werk zu bringen, bis zu Unwahrscheinlichkeiten. So ist es widersprechend, daß Kreusa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnsucht nach dem verlohrnen Sohn, so edel dargestellt ist, den Sohn, der ihr als Stiefsohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieser grausame Entschluß ist nicht hinlänglich begründet und herbeygeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerspruch zu verhüllen. Die schönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreusa über das Mislingen dieser Absicht, und die freudige Überraschung bey der Entdeckung, daß Jon ihr rechter Sohn sey, verführten den Dichter zu diesem Widerspruch und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgerissen. Sophokles verlieh seinen Charakteren so viel Schönheit, als das Gesetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunst erlaubten; Euripides legt in seine Personen so viel Leidenschaft als möglich, gleichviel ob diese edel oder unedel ist, oft ohne Rücksicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunst. Am vortreflichsten ist er, wenn er in seinem Stoffe die Schönheit des Charakters schon gegeben findet, oder wenn er gezwungen ist, schön zu seyn, um zu rühren. So ist in der Iphigenia in Aulis die Leidenschaft edel, und die Rührung schön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unschuld das Mitleiden steigt. Eine

beleidigte Göttin forderte von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, seine Tochter zum Opfer, und nur unter dieser Bedingung ward der griechischen Flotte der günstige Wind verheißen, auf welchen sie schon so lange umsonst gehofft hatten. Agamemnon läßt Mutter und Tochter ins Lager kommen, unter dem Vorwande, die letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bey dem Wiedersehen des Vaters ergießt sich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigsten Liebkosungen, die den unterrichteten Zuschauer, zusammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, schon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz ist geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das schöne Leben es ganz durchdringen könne. Da sie endlich einsieht, daß ein Versuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilles mit in ihr Verderben ziehen würde, entschließt sie sich zu leiden, edel und frey für ihr Vaterland zu sterben. So löset sich Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es ist ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem sie gewogen scheint, und die Hülfe, die er ihr auf seine Gefahr bietet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Aber Schönheit des Charakters gehört beym Euripides unter die Ausnahmen; sein eigentliches Gebiet und Wesen ist die Leidenschaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirksam ist nicht die Unentschlossenheit der Medea, ihr Hin- und Herwanken zwischen dem Entschluß, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Übergang der Hermione von der heftigsten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche sie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefsten

Beſchämung und Reue, in welcher ſie kaum vom Selbſtmorde abgehalten werden kann! Es kann kein reicheres und erſchütternderes Gemählde des weiblichen Schmerzens geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einſt blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erſchlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetiſche Raſerey der Kaſſandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverey und Schande, die emporſteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! Es bildet das alles ein herrliches Ganzes in dieſem elegiſchen Trauerſpiel. Aber in demſelben Stücke iſt der Streit der Hekuba mit der Helena äußerſt unedel. Dies ſind ſolche Zank-Scenen faſt allemahl beym Euripides, und doch liebt er ſie ſehr, als Anlaß zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen, worin er ſich vor allem gefällt, und zu langen kunſtvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunſtſinnes erſchöpfen; beſonders trifft die Hekuba immer das Schickſal, gemein zu ſeyn. Aber eigentlich ſind doch ſelbſt dieſe Stellen nach demſelben Ideal entworfen, wie die ſchönſten; der Dichter ſcheint nur ſich ſelbſt ungleich zu ſeyn, er iſt es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er ſich nie erhoben, in der Leidenſchaft iſt er aber immer unübertreflich.

Noch ein beſondrer Charakterzug des Euripides darf hier nicht übergangen werden, über den man ſehr viel geſagt hat, nur das nicht, warum er eigentlich merkwürdig iſt.

Euripides ist ein Weiberfeind, und nimmt, wo er kann, Gelegenheit, gegen das weibliche Geschlecht auf die härteste Weise zu deklamiren. Er gab dadurch seinem gewaltigen Feinde, dem großen Komödiendichter Aristophanes, Gelegenheit zu den bittersten Spöttereyen. Aber beynahe möchte man sagen, die Werke des Aristophanes enthalten selbst die Rechtfertigung des Euripides. Sehr viele Gründe lassen uns im voraus vermuthen, das allgemeine Verderben des Zeitalters habe sich bey dem weiblichen Geschlechte vorzüglich frühe und heftig geäußert. Aber dieses Maaß von weiblicher Zügellosigkeit und Sittenverderbniß, wie es uns Aristophanes darstellt, überrascht uns doch und übersteigt allen Glauben. Zwar ist die Natur in seinen Darstellungen nach dem Bedürfnisse der Komödie verändert, ins Komische idealisirt, also mit Übertreibung und Caricatur ins Schlimmere ausgemahlt. Aber dennoch ist die Komödie des Aristophanes in allen Einzelnheiten ein Spiegel des öffentlichen Lebens und insofern wie ein Gemählde nach der Natur zu betrachten. Wenn gleich die persönlichen Anspielungen und Nachbildungen darin zur Parodie umgestaltet und das Ganze, nur als ein Spiel der kühnsten Fantasie angeordnet ist, oder vielmehr scheinbar ungeordnet überströmt aus der Fülle des dichterischen Witzes; die Darstellung enthält dennoch unzählige Züge, die aus der Wirklichkeit entlehnt sind, und ist in vielen Stücken ein Denkmahl für die Sittengeschichte der damahligen Zeit. Vollständig durchgeführte weibliche Charaktere fanden in der alten Komödie nicht Statt, und finden sich nicht in ihm; aber die Sitten der Weiber, die er aufführt, so manche einzelne Züge, Geist und Farbe des Ganzen

geben ein nur zu vollständiges Gemählde weiblicher Sittenlosigkeit. Denn wenigstens die einzelnen Züge zu diesem hat der Dichter aus der Wirklichkeit entlehnt, wovon sie auch das unverkennbare Gepräge an sich tragen; wenn auch die komisch erfundenen Begebenheiten selbst, welche jenem Sittengemählde zur dichterischen Einfassung dienen, und denen schwerlich etwas in der Wirklichkeit entsprechen konnte, auf die Rechnung des Dichters kommen, als ein muthwilliges Spiel seiner Fantasie. Der bloße Inhalt einiger Stücke kann schon errathen lassen, was unsere Sprache kaum genauer ausführen dürfte. In einem derselben rotten sich alle Weiber einer Stadt zusammen, unzufrieden über den schon lange geführten Krieg, verschwören sich zu der strengsten Enthaltsamkeit, und zwingen durch die standhafte Befolgung ihres Beschlusses die Männer, Frieden zu schließen. In der weiblichen Volksversammlung bemächtigen sich die Weiber, als Männer verkleidet, durch List, des Marktplatzes und der Regierung, beschließen die Herrschaft der Weiber und Gehorsam der Männer, Freyheit und Gleichheit auch in der Liebe, Gemeinschaft der Güter und der Männer. Durch ein andres Gesetz erhalten die Häßlichkeit und Alter gleiche Rechte auf die Liebe und den Besitz der Männer, als Schönheit und Jugend; und hier wie dort gewinnt der poetische Muthwille des Dichters den freyesten Spielraum, dem er sich auch in reichlichem Maaße überlassen hat.

Die neuere attische Komödie, so wie wir sie in den römischen Nachbildungen des Plautus und Terentius noch kennen und haben, ist ein treues Bild des häuslichen Lebens der spätern Zeit von Athen, und stellt uns dieses

noch anſchaulicher dar, als die alte Komödie das öffentliche. Sie gibt uns ein deutliches und ziemlich vollſtändiges Bild von der häuslichen Lage des weiblichen Geſchlechtes im Ganzen; enthält aber faſt gar keine vollendete Ausführung eines weiblichen Charakters von einiger Bedeutung, führt überall nur ſehr wenige weiblichen Perſonen auf, am wenigſten verheirathete Bürgerinnen, oder Töchter freyer Bürger. Die handelnden und redenden weibliche Perſonen ſind faſt allein aus der Klaſſe der von den Alten im Staat geſetzlich geduldeten Hetären und Concubinen oder öffentlichen Mädchen, welche zu Athen oft mehr Bildung beſaßen, als die Frauen von höherem, bürgerlichen Stande, die ganz auf die häuslichen Pflichten beſchränkt waren. Daher die komiſchen Dichter den Charakter der Hetären auch keineswegs immer ganz verwerflich oder ſittenlos darſtellen, ſondern im Ganzen weit beſſer als es nach ihrem Stande, ſo wie wir dieſen beurtheilen, zu erwarten wäre. Oft ſchildern ſie ſolche Charaktere auch mit liebenswürdigen Eigenſchaften vereint, und der edleren Empfindungen fähig, und die Darſtellung ſelbſt iſt mehrentheils edel gehalten und bleibt in den Gränzen des Anſtändigen.

Obgleich überhaupt nicht ſelten in der poetiſchen Anmuth der neuern Komödie, auch eine ſittliche Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters ſichtbar wird, und obgleich Geiſt, feines Gefühl und eine wohlwollende Stimmung des Gemüths, faſt allen dieſen Charaktern eigen iſt, und nur ſelten die Gränzen dieſes Ideals durch etwas Beleidigendes überſchritten werden; ſo herrſcht dennoch eine große Einförmigkeit in dieſen Charakteren, beſonders in den weiblichen, welche überraſcht, und eine Erklärung verlangt.

Da die Erziehung und die Lebensart der Mädchen jener Klasse so ganz ähnlich war, so ist es zwar ganz natürlich, daß sich diese Ähnlichkeit auch auf ihren Charakter und auf dessen Darstellungen in der Kunst erstreckte. Dieselbe Einförmigkeit aber findet sich in einem geringeren Maaße auch in allen Charakteren der neueren attischen Komödie wieder und wohl mag es auf den ersten Anblick befremden, daß in einem Zeitalter, wo die Geschichte uns noch die glänzendsten Beyspiele männlicher und weiblicher Tugend darbietet, die Kunst unsrer Erwartung, diese unter einer andern Hülle in ihr wieder zu finden, so schlecht entspricht. Allein, wie schon oben gesagt worden ist, der öffentliche Geschmack beherrschte das Theater zu Athen ganz; nur nach dem allgemeinherrschenden Ideal bildete der Künstler seine Werke. Wo es noch große männliche oder weibliche Tugend in diesem Zeitalter gab, da war sie eine Ausnahme von dem öffentlichen Charakter; lebte entweder ganz einsam und unbekannt wie in den Schulen der Philosophen, oder wenn sie öffentlich hervortrat, in dem entschiedensten Streite mit der öffentlichen Meinung, mit den Sitten ihrer Zeit, wie es dem Phocion und andern Patrioten erging, die zu spät gekommen waren, um den Verfall des Staats noch abwehren oder aufhalten zu können. Diese Bemerkung gilt auch schon für die vorhergehende Periode, für das Zeitalter des Alcibiades; wo die Philosophie wenigstens höher stand, und einen strengeren Styl behauptete, als wir ihn im Leben oder in der Kunst gewahr werden.

In Alexandrien sank die Poesie zu einer gelehrten Kunst herunter. Unter der macedonischen Soldatenherr-

schaft verschwand die höhere Sittlichkeit und die erhabene Gesinnung aus dem öffentlichen Leben, und dadurch auch aus der Dichtkunst. Das Schöne hörte auf, der Zweck der Poesie zu seyn; und der sittliche Mensch war nicht mehr ihr Gegenstand. Charakter und Leidenschaft, deren äußere Gestalt und Umrisse oder Andeutung wenigstens manche Dichtarten gar nicht entbehren können, wurden gerade so trocken, so künstlich und so gefühllos behandelt, als die todten Stoffe, welche die alexandrinische Poesie am liebsten zu ihrem Gegenstande wählte, um an überwundnen Schwierigkeiten ihre Kunst sehen zu lassen. Die Geschichte auch dieses Zeitalters ist noch nicht ganz leer von Beyspielen sittlicher Kraft und Größe, aber das sittlich Große lag nunmehr schon außerhalb dem Gebiete der Poesie.

V.

Ueber die Diotima. 1795. *)

In dem Platonischen Gespräche, das Gastmahl, unterredet sich Sokrates mit seinen Freunden über die Liebe;

*) Diese Abhandlung aus der Sittengeschichte des weiblichen Geschlechts im griechischen Alterthume, enthält manche Züge und Thatsachen, die uns Gelegenheit geben würden, wenn wir nach unsern christlich gereinigten Begriffen urtheilen wollten, uns weit über die Alten zu erheben. Würde man dabey aber nicht auf die Grundsätze und Ideen der neuern Völker, sondern auf die wirklich bestehenden Sitten unserer Zeit sehen, so würde der Vergleich doch bey weitem nicht immer so sehr zu unserm groſsen Ruhm und Vortheil ausfallen. Wollen wir aber, da bey so ganz verschiedenen Grundbegriffen eigentlich gar kein Vergleich Statt findet, mit der Zusammenstellung in der gleichen Region der verschiednen heidnischen Völker des Alterthums stehen bleiben; so dürfen wir es wohl dankbar erkennen, daſs bey unsern germanischen Vorfahren das wahre Naturverhältniſs und die Würde und Bestimmung der Frauen, so wie das Heiligthum einer edlen Liebe und treuen Ehe, viel tiefer erkannt und aufgefaſst worden, als solches in allem künstlerischen Glanz der schönen Griechenwelt Statt gefunden, von welcher die ungünstige Lage des weiblichen Geschlechts, und aller seiner Verhältniſse, so wie der darauf sich beziehenden Sitten, vielmehr die Schattenseite bildet. Um jedoch diese an sich richtige Bemerkung von aller einseitigen Übertreibung und unwahren Beymischung rein zu erhalten, darf es auch nicht verkannt werden, daſs demungeachtet, zwischen der asiatischen Unterdrückung des

und als ihn die Reihe trifft, seine Meynung zu sagen, so erzählt er statt dessen ein Gespräch, welches er mit der Diotima einer Seherinn gehabt. „Sie besaß, heißt es daselbst, in der Seherkunst und in vielen andern Dingen

---

Geschlechts, und eigenthümlicher hellenischer Unsitte und Entartung, doch auch bey den Griechen, und besonders bey den dorischen Völkern, so wie nach der Pythagorischen Lebensweise und nach den Platonischen Grundsätzen, eine hohe Idee von sittlicher Schönheit des weiblichen Charakters sich hervorgethan hat und in ganz eigenthümlicher Gestalt wirklich geworden ist.

Jene Idee des Schönen auch in diesem Verhältniß und in Beziehung auf die weibliche Bildung hervorzuheben und durch alle Einzelnheiten und auffallenden Verschiedenheiten der griechischen Sittengeschichte in diesem Punkte zu verfolgen; das war der Zweck dieser Abhandlung, dem alle jene Einzelnheiten nur zur Unterlage dienen sollen, die hier keineswegs bloß um den Sinn durch ein, von den unsrigen so abweichendes Sittengemählde zu ergötzen, angehäuft sind. Dieses mag leicht von andern mit reicherer Belesenheit weit unterhaltender und gelehrter geschehen. Jene Idee des Schönen in der weiblichen Bildung aber, welche hier durchgehends als das Ziel festgehalten und aufgesucht wird, kann dem kleinen Werke, welches bey seiner ersten Erscheinung bey manchen Freunden des Alterthums eine günstige Aufnahme fand, auch jetzt noch einigen Werth beylegen. Denn nachdem das classische Alterthum in diesen ersten Studien und jugendlichen Versuchen durchaus nach diesem Standpunkte aufgefaßt wurde, der auch für das Ganze derselben immer der wahre und rechte bleiben wird, was war natürlicher und was lag näher, als diese Idee des Schönen in der Kunst und in den Sitten, welche der eigentliche Geist des griechischen Alterthums ist, nun auch auf die weibliche Bildung anzuwenden, und in wiefern dieselbe bey den Alten erreicht worden oder nicht, durch alle verschiedenen Lagen, Stände und Entartungen des weiblichen Geschlechts in Griechenland hindurch, geschichtlich genau zu untersuchen; wozu die Frage, wer die Platonische Diotima gewesen, die erste Veranlassung so wie den letzten Schlußstein darbot.

hohe Weisheit, verschaffte einst den Athenern, als sie zehn Jahre vor der Pest [1]) opferten, Aufschub der Seuche, und lehrte mich die Kunst zu lieben [2])." Im Gespräche selbst nennt sich Sokrates ihren Bewunderer, ihren Schüler [3]). Die reichhaltigen Gedanken über das Verlangen und das Schöne, welche der Platonische Sokrates ihr in den Mund legt, sind eben so umfassend als scharfsinnig, eben so bestimmt als zart. Die sanfte Größe, mit der er sie reden läßt, verräth eine Seele, welche dem hohen Verstande entsprach, und stellt uns ein Bild nicht nur schöner Weiblichkeit, sondern vielmehr vollendeter Menschheit dar. Ihr Gespräch mit dem Weisen ist eines der vortrefflichsten Überbleibsel des Alterthums; was aber den Gegenstand desselben betrifft, so darf es kaum erinnert werden, daß der Platonische Sokrates, wie in einigen andern Gesprächen, so auch hier, unter der Liebe, welche er von ihr gelernt zu haben bekennt, nicht vergängliche Freuden versteht, sondern nichts andres als die reine Güte eines vollendeten Gemüths.

Die vielleicht an sich geringfügige Frage, wer diese Diotima war, welche Plato so hohe Dinge sagen läßt, und wie diese Griechin zu einer Bildung gelangte, welche unsrer gewöhnlichen Meynung von griechischen Frauen so sehr widerspricht; erregt zuerst dadurch die Aufmerksamkeit, daß sie als eine Paradoxie der Geschichte erscheint, welche dem Scharfsinn des Alterthumsforschers zu schaf-

---

1) Olymp. 85, 1. 2) Sympos. Plat. vol. X. edit. Bip. p. 227.
3) ibid. p. 237, 239.

fen macht. Dann wird ſie Veranlaſſung, die gewöhnlichen Vorurtheile über die griechiſchen Frauen zu berichtigen, und dadurch über das öffentliche und häusliche Leben der Griechen ein neues Licht zu verbreiten. Was die Unterſuchung auf dieſem Wege ſammelt, wird ſich von ſelbſt zu einem Bilde der griechiſchen Weiblichkeit ordnen, in welchem zwar noch Lücken bleiben, deſſen geſchichtlicher Zuſammenhang jedoch den Freund der Griechen aufs angenehmſte überraſcht. So wie es oft nicht unmöglich geweſen iſt, aus den kleinſten Bruchſtücken einer zerſtückelten Statue, und bey beträchtlichen Lücken, das Ganze des Bildes wieder herzuſtellen; ſo zeigt ſich auch hier ein Leitfaden, das Verlohrne zu ergänzen, das Zerſtückte wieder zuſammenzuſetzen, und die Ausſicht zu einer nicht ganz unvollſtändigen Geſchichte der griechiſchen Frauen.

Plato ſagt uns von der äußern Lage der Diotima nichts weiter, als daß ſie aus Mantinea war [4]); er erwähnt ihrer in keinem ſeiner noch vorhandnen Geſpräche, außer dem genannten. Bey ältern Schriftſtellern finde ich keine Spur, und die ſpätern begnügen ſich meiſtens ſie zu nennen. Wir müſſen alſo zu Vermuthungen unſre Zuflucht nehmen. Eine ſchlüpfrige Bahn, auf der uns die ſorgfältigſte Prüfung leiten muß! — Die gewöhnliche Meinung iſt: daß geſittete Frauen bey den Griechen ohne Bildung, vom Umgange mit Männern ganz ausgeſchloſſen, ja unterdrückt und verachtet waren, und daß nur die Buhlerinnen höhere Bildung hatten und Umgang mit Män-

4) Sympos. p. 248.

nern genoſſen. Wer von dieſer Meynung voll iſt, und Plato's Geſpräch nur flüchtig lieſt, der wird unſre Frage ſehr raſch entſcheiden, und die Diotima ohne Zweifel für eine Hetäre erklären 5), weil ſie eine ſehr ausgezeichnete Geiſtesbildung haben ſoll, und mit einem Manne Geſpräche wechſelt. Eine Erklärung, welcher ſich ſo wichtige Einwürfe entgegen ſtellen, daß wir ſie durchaus verwerfen müſſen.

Das griechiſche Kleinaſien war das Vaterland der Hetären, das üppige Korinth ihr reichſter Sammelplatz und Athen die hohe Schule, wo ſie ihre höchſte Bildung und im Umgange mit den erſten Staatsmännern, wie Perikles oder Alcibiades, ſogar einen politiſchen Einfluß erreichten. Nach den heidniſchen Sitten und Gebräuchen ward hierin nichts anſtößiges gefunden; da ſelbſt die Tempel, wie zu Korinth voll von ſolchen Hierodulen waren. Die allgemeine Grundlage des alten Götterdienſtes war einmal eine Vergötterung des materiellen Lebens; die höheren, geiſtigen Ideen, welche auch zerſtreut darin liegen, bilden nur die einzelne Ausnahme, das geheime, beſſere Saatkorn des Göttlichen auf dem wilden Acker der heidniſchen Sinnlichkeit. Jener Naturglauben mußte dahin führen, die Wolluſt als etwas ganz unverfängliches oder gleichgültiges zu betrachten; inſofern nur die bürgerlichen Geſetze, welche gegen den Ehebruch ſehr ſtrenge waren, nicht dadurch verletzt wurden. Die bürgerlichen Geſetze aber gingen die Hetären und Hierodulen nichts an, weil dieſe nicht

5) Dieß ſcheint unter andern in der bekannten Schrift: Über die Weiber, S. 27. zu geſchehen.

frey waren, und am Staat keinen Theil hatten. In Jonien vornämlich schien die Natur, der Himmel selbst, zum Genuß einzuladen, zur Weichlichkeit zu verführen; und das Beyspiel benachbarter üppiger Völker, wie der Lydier war kaum nöthig, um den Hang zur Sinnlichkeit noch mehr zu entwickeln. Die jonische Bildung ging mehr auf die Einbildungskraft und den Verstand, vernachlässigte dagegen die Sitten, welche daher schnell entarteten. Die älteste städtische Verfassung der Jonier war frey, aber die Freyheit des Einzelnen war durch keine weise Gesetzgebung in Schranken gehalten und zur Einheit geordnet. Diese Verfassung war frühe, ja eigentlich ursprünglich, oligarchisch; und schon Aristoteles hat bemerkt, daß die Weiber in Oligarchieen sittenlos sind 6). Sie artete bald in Tyranney aus, und endigte schnell in Sklaverey unter fremden asiatischen Völkern; wo alsdann die ausschweifende Wollust noch um so mehr üppige Pflege und bereitwillige Diener fand. Selbst die Bürgerinnen lebten im griechischen Kleinasien sittenlos, wie das übereinstimmende Urtheil die Lesbierinnen beschuldigt. Natürlich fand sich dann keine größere Strenge bey solchen, in denen der Verlust der bürgerlichen Freyheit vielleicht das Gefühl der sittlichen Freyheit und der innern Würde schwächte, welche durch Abhängigkeit der Verführung preis gegeben waren, oder denen schändlicher Eigennutz die Unschuld noch unmündig raubte. Es darf uns daher nicht befremden, in den reichsten Städten Joniens, und überhaupt in den bevölkerten See- und Handelsstädten des festen grie-

6) Polit. IV., 15.

chiſchen Landes, eine zahlreiche Zunft von Weibern zu finden, die von dem Erwerbe ihrer Reize lebten und im Staate nicht nur förmlich geduldet wurden, ſondern noch unter dem beſondern Schutz der Geſetze ſtanden, inſofern ſie, wie die Hierodulen, mit zu dem Tempeldienſt gehörten und gebraucht wurden.

Die griechiſche Bildung aber, welches nur eine Bildung des Geiſtes und des Körpers zum Schönen und nach der Idee des Schönen war, mehr auf einen alten Naturbegriff gegründet, als nach dem innern Sittengeſetz eingerichtet, erſtreckte ſich über das ganze Leben in ſeiner freyeſten Entwicklung, und umfaßte alle Seiten der menſchlichen Natur; daher das Edle in ihr ſich ſo frey und groß entfalten konnte, während auch das Gemeine und Niedrige noch durch jenen eigenthümlichen Schimmer und künſtleriſchen Anſtrich von ſinnlicher Schönheit wenigſtens äußerlich veredelt ward. Dieſes findet denn auch ſeine Anwendung auf den Stand der Hetären, wie die Alten uns denſelben ſchildern, nach den einzelnen Sittenzügen und den allgemeinen Urtheilen über denſelben, ja es erklärt ihre ganze Anſicht davon. Der Stand ſelbſt erſchien wohl auch ihnen, als zum Looſe der Sklavinnen gehörend, als ein nicht geehrter, und erniedrigter; außerdem aber und an ſich fanden ſie nichts Naturwidriges oder gar die innere, göttliche Stimme des Rechts Beleidigendes darin. Dieß konnte auch um ſo weniger der Fall ſeyn, weil der ganze Stand und Zuſtand der Hetären bey den Alten genau mit ihrem Sklavenweſen zuſammenhing; und es doch ſelbſt für eine reinere und ſtreng ſittliche Beurtheilung einen großen Unterſchied machen würde, ob der

unglückliche Zufall einer unfreyen Geburth, oder die eigne schlechte Wahl zu jener erniedrigten Lebensweise der Hierodulen geführt habe.

Wie alles, was die Natur und das Leben hervorbringt, das Edle und Große, und das Niedrige und Verwerfliche, so war denn auch der Stand der Hetären in dem sinnlichen Alterthum nicht ganz ausgeschlossen von der Bildung des Schönen, obgleich diese in ihrer ganzen Fülle nur ein Eigenthum der Freyen seyn konnte; ja selbst einiger Annäherung zum Edlen, und der bessern sittlichen Eigenschaften wurden sie, wie in den Schilderungen des Menander, nicht ganz unfähig geachtet. Treue Anhänglichkeit und Aufopferung gegen ihre Beschützer, und liebenswürdige Bildung und gesellige Eigenschaften wurden an den Hetären gerühmt, die sinnliche Verbindung aber selbst für etwas ganz Erlaubtes gehalten, wo die Ehe selbst nur bürgerlich, und die innere Bedeutung und Heiligkeit eines solchen Bandes nach dem sinnlichen Naturglauben noch gar nicht erkannt oder verstanden war. Gleich tief unter dem freyen Erguß eines begeisterten Herzens, und gleich weit über gefühllose Nichtswürdigkeit, war das Leben der Hetären einer schönen sinnlichen Kunst zu vergleichen. Diese Lebensweise und Hetären-Kunst empfing ihre erste Ausbildung vielleicht in dem üppigen weichlichen Milet, ihre letzte Vollendung zu Athen. Schon Solon, der gerechteste, weiseste, menschlichste aller griechischen, ja vielleicht aller Gesetzgeber des Alterthums, der was er nicht zu ändern vermochte, statt kraftloser oder verderblicher Verbote, gesetzmäßig zu ordnen versuchte, sicherte zwar die Sitten der Bürgerinnen durch strenge Straf-

geſetze gegen Ehebruch, Verführung und Verkupplung der Freyen; gewährte aber den Hetären Duldung und Schutz. Ja er kaufte zuerſt Mädchen für öffentliche Häuſer, und ſtiftete der Venus Pandemos den erſten Tempel in Attika. „Eine herrliche, eine patriotiſche Erfindung!" ruft der Komiker Philemon [7]) mit ſcherzhaftem Pathos aus. Die gleiche Abſicht, das mindere Uebel zu dulden, um das größere zu verhüten, hat für dieſen Fall wohl auch in andern Geſetzgebungen obgewaltet; und unverkennbar hatte auch Solons Hetärenduldung den Zweck, daß die Ehe deſto ſtrenger und unverletzt erhalten würde. Auf der andern Seite aber müſſen wir ſeine Hetärengeſetze auch in Verbindung ſtellen, mit der im ganzen Alterthum ſo auffallend ſeltnen, milden Schonung, welche der Soloniſchen Geſetzgebung gegen den Stand der Sklaven, der Fremden und Unfreyen überhaupt eigenthümlich war; da das ganze Kapitel von den Hetären nach der Anſicht und Eintheilung der alten Geſetzgeber, mit zu dem Sklaven- und Fremdenweſen gehört. Der menſchenfreundliche Solon gewährte den Unglücklichen, welchen die Geburt die Rechte der Bürgerinnen verſagte, oder ein Zufall ſie entriß, das einzige was in ſeiner Macht ſtand, wenigſtens öffentliche Duldung. Der menſchliche Geiſt des Attiſchen Volks beſtätigte das Geſetz Solons, und gewährte ihnen öffentliche Schonung; und ſo fiel wenigſtens ein Grund der Nichtswürdigkeit weg, indem rettungsloſe Verachtung nicht zur ſittlichen Abſtumpfung führte. Das öf-

---

7) Athen. Deipnos. ed. Casaub. lib. XIII. p. 569. fin.

sentliche Urtheil zu Athen erkannte das Gute und Schöne unter jeder Gestalt, und ließ keinen menschlichen Zustand als ganz fremd und von der menschlichen Theilnahme ausgeschlossen betrachten. Wie oft und wie leicht konnte, bey der Art der alten Kriege, ein grausamer Zufall Mädchen, die im Bewußtseyn der bürgerlichen Freyheit und in edeln Sitten erzogen waren, in das Schicksal und die Lebensart der Sklavinnen stürzen! Und auch bey diesen war die erste Veranlassung ihrer Lebensart nicht sowohl eigne Schuld, Sinnlichkeit oder Eigennutz, als das Unglück der Geburth.

So wird es begreiflich, wie es eine Eigenthümlichkeit des feinen Menander, des Philosophen der neuen Komödie, seyn konnte, die Hetären fast immer gut und edel darzustellen; so wird es begreiflich, daß wir sie oft in einer dauernden Verbindung mit Männern antreffen, in welcher sich, mit der Anmuth der Geliebten, die ernste Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter vereinigt, und welcher zur Ehe nur die bürgerliche oder priesterliche Weihe fehlte, da die bürgerliche Ehe ein Vorrecht der Freyen blieb. So lebten fast die meisten spätern attischen Philosophen in einer Art von natürlichen Ehe mit Hetären. Wenn gleich nicht alles wahr ist, was nachlässige, stumpfsinnige, oder lügenhafte Sammler nach unbestimmten Geschichten des Tages erzählen, oder Komödiendichtern, welche sagten, was das Volk, das den Philosophen sehr abgeneigt war, gern hörte, nachgeschrieben haben; wenn gleich die Sitten nicht aller Philosophen gleich strenge waren, obwohl ohne Vergleich reiner, als die der übrigen Menge; so bleibt diese Thatsache an und für sich doch im-

mer befremdend. Der Grund dieſer Sonderbarkeit aber iſt dieſer: die Philoſophen hatten die größte und gerechteſte Abneigung gegen bürgerliche Heirathen. Eine Familienverbindung war von einer politiſchen unzertrennlich; wer häusliche Geſchäfte führte, konnte den öffentlichen nicht entſagen. Und ſo wurden ſie denn durch eine Heirath in den trüben Strudel des öffentlichen, geſchäftigen Lebens fortgeriſſen, wo damahls wenigſtens Eigennutz und Sinnlichkeit, Betrügerey und Zwietracht, ſich in ewigem kleinlichem Kreiſe drehten. Um ungeſtört zu denken, und nach ihren Grundſätzen zu leben, mußten ſie ſich dem vergifteten Strome der politiſchen Thätigkeit entreißen; und dies konnte nur auf ſolche Weiſe ganz geſchehen.

Im Allgemeinen waren zwar die, welche der Rechte der Bürgerinnen entbehrten, auch frey von ihren Pflichten; aber Geſetzloſigkeit war zu Athen nicht auch Sittenloſigkeit, und ſelbſt Sittenloſigkeit kann bey jedem gebildeten Volke noch ſo viele Bruchſtücke des Guten und Schönen retten, daß ſie ein der Achtung nicht ganz unähnliches Gefühl einflößt. Römiſche Laſter ſind nicht ſelten noch mit einer Willensſtärke, einer ſelbſtſtändigen Kraft gepaart, welche die urſprünglich große Anlage und Geſinnung verräth, die nur einer beſſern Richtung bedurft hätte. Die griechiſche Bildung zeigt dagegen auch in ihrer Verderbtheit eine Regſamkeit jeder einzelnen, eine Vollſtändigkeit aller Kräfte des Gemüths, eine Fülle in freyer Einheit, gegen welche die römiſche Große nur roh und dürftig am Geiſte erſcheint.

Die mileſiſche Aſpaſia war es vorzüglich, welche die

attiſchen Hetären lehrte, ſich durch Geiſt und Schönheit, Unabhängigkeit, durch die feinſte Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; ſie, deren Umgange die größten Männer ihres Zeitalters ſelbſt ihre ſchönſte Bildung verdankten. In dem Menexenus des Plato, nennt Sokrates dieſe Freundinn des Perikles, „ſeine Lehrerinn in der Beredſamkeit; ſie habe viele andre große Redner gebildet, und auch den vollkommenſten, den Perikles [8])." Durch die Aſpaſia ward dieſe geſellige Lebensweiſe ganz zur Kunſt des ſchönen Umgangs ausgebildet; und wie etwa ein Meiſter der Mahlerey oder Plaſtik ſeinen Geiſt nicht nur in eignen Werken ausdrückt, ſondern auch in ſeinen Schülern fortpflanzt, ſo ging auch von ihr eine ganz neue Form und Sittenweiſe des geſelligen Lebens zu Athen aus. Wie in den Werken der Poeſie oder der Beredſamkeit, wie in der bildenden Kunſt und Muſik, wie in jedem Theile der ſittlichen Bildung und des öffentlichen Lebens, ſo entſpricht auch dieſes geſellige Verhältniß in dem Gange ſeiner Entwicklung dem Charakter und Styl der verſchiedenen Zeitalter und Stufen des atheniſchen Staats und des herrſchenden öffentlichen Geiſtes, die wir auch in dem Charakter der berühmteſten Hetären wieder finden und deutlich gewahr werden, ſo ſonderbar dieß auch Anfangs ſcheinen mag. Aſpaſia verſetzt uns in das würdevolle Zeitalter des großen Perikles; Lais fällt zuſammen mit der ſchwelgeriſchen Zeit des Alcibiades; Thais aber, und die andern Charaktere, wie ſie Menander geſchildert hat, tra-

8) Plat. Vol. V., p. 277.

gen ganz das Gepräge jenes Zeitalters der feinsten Geistescultur, die aber schon in das Schwächliche herabgesunken war. Von den Hetären aus dieser letzten Zeit haben wir die vollständigsten Darstellungen im Terenz und Plautus; und die Hetärengespräche Lucians stimmen mit ihnen so sehr überein, daß man wohl annehmen darf, Lucian, oder der Vorgänger, welchem er folgte, hatten Schriftsteller der neuen Komödie vor Augen. Die neue attische Komödie fiel in das Zeitalter des feinen Styls; und nachdem der komischen Dichtkunst die Darstellung des öffentlichen Lebens entrissen war, blieb ihr nur die Darstellung des einzelnen Lebens übrig, an dessen Leidenschaften, und Verwicklungen die Hetären eigentlich mehr Antheil hatten, als die Matronen; nachdem das ganze Eheverhältniß im Alterthum einmahl so ganz irrig gestellt war.

Plato und Xenophon bezeugen es, daß Sokrates mit der Aspasia umgegangen ist; auch wird ihr ein scherzendes Gedicht an den Sokrates, über seine Neigung zum Alcibiades, zugeschrieben 9). Man könnte denken, dieß sey nur eine Ausnahme gewesen; weil Aspasia durch ihre Freundschaft mit dem mächtigen Perikles ein öffentliches Ansehn, ja sogar einen Einfluß in die Staatsgeschäfte erhielt, welcher dem mancher königlichen Geliebten in einigen neuern Monarchieen nicht ganz unähnlich ist. Es findet sich aber noch ein andres Beyspiel, welches diese Auslegung nicht zuläßt. Als man mit Sokrates einmal von der Theodote sprach, „einer schönen Frau, die mit ihrer Gunst freygebig, und deren Schönheit unbeschreiblich

9) Athen. V, p. 219.

ſey; die Maler drängten ſich herbey, um ſie zu zeichnen, deren Auge ſie ihren ſchönen Körper ſehen ließ," ſo beſuchte auch er ſie mit ſeinen jungen Freunden, indem er ſagte: „das Unbeſchreibliche könne man ja aus Beſchreibungen nicht kennen lernen 10)." Auch zu unſrer Zeit mögen die Künſtler der ſchönen weiblichen Modelle nicht wohl entbehren; indeſſen gehört doch die volle Sittenfreyheit des Alterthums dazu, welche aus einem durchaus verſchiedenem Grundbegriff von dieſem ganzen Verhältniſſe und Stande hervorging, um dieſe Unbefangenheit des weiſen und unſtreitig auch in ſeinen Sitten ſehr ernſten und ſtrengen Sokrates in dieſem Falle nicht unſchicklich oder auch nur erklärbar zu finden; ohne daß man ihn desfalls eines beſondern Cynismus beſchuldigen oder etwa mit dem Diogenes zuſammenſtellen dürfte, „jenem weiſen Hunde," wie ihn ein Alter nennt, „der mit männlichem Sinn ſein nacktes Leben ausarbeitete."

So wenig aber von dieſer Seite nach den Sitten des Alterthums etwas im Wege ſtehen würde, da Sokrates ja ſogar dieſe Theodote, eine anerkannte Hetäre, zu ſehen nicht für unanſtändig gehalten hat; ſo kann man doch der Meynung durchaus nicht beyſtimmen, daß auch jene vom Plato hochgeprieſene Seherinn Diotima eine Hetäre geweſen.

Wäre aber dieß der Fall, ſo wäre es ſchon ſonderbar, daß der Name der Diotima in keinem von den ziemlich weitläuftigen Hetärenverzeichniſſen zu finden iſt, und daß Plato von einer Buhlerinn, die ſo unbedeutend war,

10) Xenoph. Memor. III, p. 618. ed. Leuncl.

daß kein Anekdotenſammler, kein Litterator von ihr wußte, ſo viel Weſen macht. Vollends unmöglich konnte ſie aber von der Liebe dann ſo reden, und Plato ſie ſo reden laſſen. Von der Lais, welcher eben jener Diogenes den Preiß der Üppigkeit unter den griechiſchen Hetären zuerkannte [11]), ſagt uns ein Epigramm ausdrücklich, „daß ſie ihre allerverbreitete Gunſt nach dem Gewinn ordnete" [12]). Wenn wir aber auch von dieſem üblen Umſtande hinwegſehen, und uns das ſittliche Verhältniß der Hetären ſo denken, wie es nur immer in den beſſern Ausnahmen am allergünſtigſten geſchildert werden kann; ſo bleibt doch für eine bloß ſinnliche Liebe des Schönen immer nur die unterſte Stufe Diotimens das höchſte Ziel. Die Schönheit der einzelnen Geſtalten nähmlich iſt, nach der Lehre der Seherinn, die unterſte Stufe auf der Leiter zum Ziele der Liebeskunſt, dem unvergänglichen und allgemeingültigen Schönen, in deſſen Genuß das Leben erſt Leben genannt zu werden verdient. Der Strom ihrer Rede ergießt ſich mit der heiligen Begeiſterung, die keine Venus Hetäre gewähren kann, und mit welcher der Gott der Seher und Künſtler allein ſeine liebſten Günſtlinge erfüllt. Auch war ihr Leben, nach dem Zeugniß des Platoniſchen Sokrates, dem Gotte der Harmonie geweiht; ſie war die Prieſterinn des unſterblichen Sehergottes und verkündigte huldreich den Sterblichen, was der göttliche Jüngling ihrer reinen Seele vertraute. Mit dieſem prieſterlichen Amt war keine Hetäre bekleidet, dieſe heilige

11) Schol. ad Aristoph. Plut. v. 179. 12) Anthol. Graec. cur. Jacobs, II, p. 29.

Kunst Apollo's übte keine Sklavinn! Man wird viele Beyspiele finden, daß Seher herumreisende Fremdlinge waren, aber keines, daß sie Sklaven gewesen. Nichts widerspricht den griechischen Sitten so sehr. Die kleinste heilige Handlung war bey den Griechen öffentlich und bürgerlich, und schon ein gottesdienstliches Fest war ein bürgerliches Vorrecht. Die Hetären waren von den eignen Festen der Bürgerinnen ausdrücklich ausgeschlossen. Es wird als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß zu Korinth, wo Tausend solcher Mädchen von auserlesener Schönheit den Tempel der Venus schmückten 13), nach einer alten Sitte, wenn der Venus ein großes Fest gefeyert ward, die Hetären Theil an demselben nahmen 14); die aber dennoch von den Bürgerinnen abgesondert gewesen zu seyn scheinen, und außerdem ihre eignen Aphrodisia hatten 15). Überhaupt vergißt man es oft, oder bezweifelt es wohl gar, daß die Hetären fast nie Freye waren. Die Mädchen wenigstens, welche Solon kaufte, oder deren eine bestimmte Anzahl der Göttinn zu weihen, korinthische Bürger nicht selten das Gelübde thaten 16), waren doch nicht frey? Zu Athen verlor jede freye Person, welche um Geld feil war, die Bürgerrechte, und der Kuppler ward am Leben gestraft; auch durch den Ehebruch verloren die Frauen das Recht, an den Festen der Bürgerinnen Theil zu neh-

13) Strab. libr. VIII., p. 580. seqq. ed. Casaub. Amst. 1707. fol. 14) Athen. libr. XIII., p. 573. fin. 15) Athen. ibid. p. 574. 16) Wie jener Xenophon, an dessen der Göttinn gelobte und geweihte Hetären Pindar einen Gesang dichtete, von dem noch ein Bruchstück vorhanden ist. Athen. p. 574.

men; und wir können von dieſer Seite der atheniſchen Geſetzgebung keinen Vorwurf machen, daß ſie nicht hinreichend ſtrenge geweſen.

Diotima iſt alſo keine Hetäre. Entweder ſteht ſie unerklärlich und einzeln in der griechiſchen Geſchichte da; oder es gab, gegen die gewöhnliche Meynung, noch außer den Hetären, eine andre Klaſſe von griechiſchen Frauen, in welcher jene Geiſtesbildung möglich war, welche ihr Geſpräch vorausſetzt; und es iſt das Vorurtheil ungegründet, als ob bey den Griechen von dem weiblichen Geſchlecht nur die Hetären eine ausgezeichnetere Geiſtesbildung gehabt hätten.

Da Proklus, ein ſpäter aber nicht unbeleſener Schriftſteller, in ſeinem Commentare zu der Republik des Plato, über deſſen Lehre von der weiblichen Erziehung redet, ſagt er; der Satz, daß die Vollkommenheit und Beſtimmung beyder Geſchlechter nur eine und dieſelbe ſey, habe den Platoniſchen Sokrates bewogen, für beyde Geſchlechter die gleiche Erziehung zu beſtimmen; die Veranlaſſung dazu habe ihm aber die Erfahrung gegeben. Hier beruft er ſich auf das Leben der Pythagoriſchen Frauen, und nennt unter denſelben, neben der Theano und Mycha, auch die Diotima [17]). Aber durch dieſe Erklärung iſt unſre Frage, ſcheint es, nur allgemeiner und verwickelter geworden; denn die Nachrichten vom Pythagoras und ſeinem geheimen Bunde ſind zwar zahlreich, aber eben ſo unſicher als unbeſtimmt. So ſind auch die Nachrichten von

17) Proclus in Polit. Platonis, p. 420., lin. 9. seqq. ed. Basil. 1534. fol.

dieſen Pythagoriſchen Frauen, über welche der attiſche Philochorus geſchrieben hatte, theils ſehr unbeſtimmt, theils haben ſie nur ſpäte Gewährsmänner. Anerkannt aber iſt es, daß unter den Freunden und Nachfolgern des Pythagoras nicht nur Männer, ſondern auch Frauen ſehr berühmt wurden, deren Jamblichus ſiebzehn nennt [18]). Seiner Tochter Damo ſoll Pythagoras ſeine Schriften hinterlaſſen haben. „Der Leidenſchaft, welche ihn an die Theano" — eine Philoſophinn, der man auch Gedichte zuſchrieb [19]) — „feſſelte," erwähnt der Dichter Hermeſianax in der merkwürdigen Elegie [20]), deren hiſtoriſcher Theil jedoch nicht ohne dichteriſche Freyheit oder Nachläſſigkeiten iſt. Einigen dieſer Pythagoriſchen Frauen wurden in ſehr ſpäten Zeiten wiſſenſchaftliche Werke untergeſchoben, aus denen ſich Bruchſtücke beym Stobäus finden. Von andern erzählt man Heldenthaten, die an das Wunderbare gränzen, treffende Antworten, oder philoſophiſche Sittenſprüche. Die Prüfung des Einzelnen geht uns hier nichts an. Das Allgemeine aber, was alle jene Nachrichten übereinſtimmend, entweder ausdrücklich beſtätigen, oder ſtillſchweigend vorausſetzen, hat einen ſehr glaubwürdigen und einſichtsvollen Zeugen für ſich, den Dikäarchus [21]); daß nähmlich Pythagoras auch eine Geſellſchaft von Frauen vereinigte, und daß nicht Männer allein, ſondern auch Frauen ſeine Schüler waren. Er unterrichtete bey ſeiner Ankunft zu Kroton auch die Weiber [22]). Sie genoſſen al-

18) Cap. ult. 19) Clem. Alex. Strom. I., p. 133. 20) Athen. XIII., p. 599, A. 21) Vit. Pythag. Porphyr. ed. Küst. p. 21., ex Dicaearcho. 22) Jambl. cap. XI.

ſo eine höhere Bildung, als ſonſt griechiſche Frauen, ja ſogar eine wiſſenſchaftliche. Daraus ſcheint nothwendig zu folgen, was auch andre Nachrichten ſtillſchweigend vorausſetzen, daß ſie vom Umgange mit Männern nicht ausgeſchloſſen waren. Alſo ſchon Ein Beyſpiel gegen die gewöhnliche Meynung! Über ihre öffentlichen Verhältniſſe, und ihre häusliche Lebensart, haben wir ſo wenig wie über die Geſetzgebung des Pythagoras überhaupt, beſtimmte Nachrichten. Waren ſie etwa nicht bloß in ihrer Erziehung, ſondern auch in ihren Rechten und Pflichten, von den andren griechiſchen Frauen verſchieden?

Es ſpringt in die Augen, daß dieſer, wenn gleich unbeſtimmte, Begriff mit unſrer Diotima ſehr gut übereinſtimmt. Er erklärt ihre wiſſenſchaftliche Bildung, ihren philoſophiſchen Geiſt. Das Amt der Seherinn, ihre Sprache, die ſich zwar ganz in die reinſten Ideen auflöſen läßt, aber doch nicht ohne einige Ähnlichkeit mit der Sprache der Myſterien iſt, verträgt ſich recht wohl mit der Eigenthümlichkeit des Pythagorismus, wie er kurz vor oder auch noch zur Zeit des Plato ſeyn mochte. Auch davon, daß es um die Zeit des Sokrates und Plato noch Pythagoriſche Frauen ſelbſt in Griechenland geben mochte, findet ſich eine Spur. Unter den vielen Komödien über die Pythagoräer, die auf der attiſchen Bühne gegeben wurden, führt Athenäus ein Stück unter dem Nahmen der Pythagorizuſen von Kratinus an, ohne jedoch zu bemerken, ob es der ältere, der Aeſchylus der alten Komödie, oder der jüngere Dichter gleiches Namens geſchrieben habe; und eine Komödie mit derſelben Benennung vom Alexis erwähnt Diogenes.

Aber selbst Dikäarch ist ein später Zeuge; und da die Resultate der Untersuchung so unbestimmt sind, so kann es nicht überflüssig scheinen, ihnen durch Analogie eine doppelte sehr starke Bestätigung zu geben. Diese finden wir erstens in den Meinungen der Philosophen, vorzüglich des Plato, über Weiblichkeit und weibliche Erziehung; und nächstdem auch in den lakonischen Sitten, dem zweyten Beyspiele gegen die herrschende Vorstellung von dem Mangel aller höheren Bildung bey dem weiblichen Geschlecht im griechischen Alterthum. Man denke sich den Pythagorischen Bund etwa als einen frühen noch rohen Versuch, die Sitten und den Staat den Ideen einer höhern Vernunft gemäß einzurichten, Philosophie mit dorischer Politik und Musik zu vereinigen, und dem überwiegenden Hang zur Demokratie entgegenzutreten, nicht ohne Vorliebe für ägyptische Kasten-Absonderung. Nur Gesetzgebung und öffentliche Erziehung sichern gegen Oligarchie, und öffentliche Tugend ist die einzige Aegide der Demokratie gegen Ochlokratie und Tyranney; drey Ungeheuer, welche damals Griechenland verheerten. Pythagoras gründete die Verfassung seines philosophischen Bundes, am meisten auf die dorischen Sitten, und die damit verbundene Aristokratie. Ein Versuch, welcher aus der dreyfachen Ursache mißlang, weil erstlich der griechische Charakter überhaupt mit ägyptischer Kasteneinrichtung, und auch das dorische Leben mit dieser Philosophie nicht recht vereinbar war, und endlich weil der Strom des demokratischen Zeitgeistes alles unaufhaltbar mit sich fortriß. Was ist demnach die politische Philosophie Plato's, in welcher wir alle diese Züge wiederfinden, anders als die reife, voll-

ständige Ausbildung des Pythagoriſchen Keimes? In der Platoniſchen Politik werden wir alſo die Erläuterungen und Beſtätigungen der Pythagoriſchen zu ſuchen haben.

Wenn ſich irgend etwas aus der Geſchichte des Pythagoras und ſeines Bundes als gewiß oder wahrſcheinlich annehmen läßt; wenn es einen Leitfaden giebt, den Weg aus dieſem Labyrinthe zu finden, ſo iſt es dieſer: die Pythagoriſche Lehre und Lebensordnung war ganz im doriſchen Styl, für doriſche Sitten, und für doriſche Staaten entworfen. Die geſchichtlichen Züge von den Sitten und dem Leben des Pythagoras und ſeiner Nachfolger verrathen unverkennbar jene milde Großheit, als das unverkennbare Merkmahl des doriſchen Sitten-Styls. Zu Kroton hatte er ſelbſt ſeinen Sitz, hier ſtiftete er ſeinen Bund, hier war der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Die höchſte Blüthe der Gymnaſtik aber zu Kroton ſcheint auf doriſche Sitten, und die nach dem Zeugniß des Dikäarchus ariſtokratiſche Verfaſſung der tauſend Geronten [23]) auf doriſchen Urſprung zu deuten. Darf man annehmen, daß dieſe, nach den Berichten des Herodot und Strabo's, achäiſche Kolonie, an welcher jedoch nach andern Berichten auch die Spartaner einen Antheil hatten, in Folge dieſer Beymiſchung und dieſes daher vorherrſchenden Einfluſſes in Sitten und Charakter eine doriſche geweſen, oder mehr und mehr geworden ſey; ſo wird ſich auch der heftige Nationalhaß von Kroton gegen Sybaris, beſſer begreifen laſſen. Sybaris war halb [24]) achäiſch und ganz

23) Ap. Jamblich. 15. Porphyr. 18. 24) Arist. Polit. V. 3.

demokratiſch, wie die Verjagung der Reichen zur Zeit des Pythagoras beſtätigt; und der König Telys bey Herodot [25]) war, nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck, ein demagogiſcher Tyrann, deſſen Herrſchaft geſtürzt und deſſen Anhänger ermordet wurden [26]). Sybaris ſcheint der Geſellſchaft des Pythagoras abgeneigt geweſen zu ſeyn, wie der Krieg mit Kroton, während der Weltweiſe daſelbſt herrſchte, und die Sage zu beweiſen ſcheint, er ſey zuerſt bey Sybaris ans Land geſtiegen, habe aber ſeinen Entſchluß bald geändert [27]). Der andre Staat, wo der Pythagoriſche Bund hauptſächlich blühte, Tarent, war eine lakoniſche Kolonie, und ward erſt ſpät, kurz nach dem perſiſchen Kriege, demokratiſch [28]). Da nun die doriſchen Sitten zu Sparta ſich am reinſten erhielten, und die höchſte Bildung und Blüthe erreichten, da auch die Nachrichten hier wenigſtens zahlreicher ſind; ſo dürfen wir hoffen, auch in den lakoniſchen Sitten Erläuterung für die Geſchichte der Pythagoriſchen Frauen zu finden.

Die verſchiednen Syſteme der griechiſchen Philoſophie, das joniſche, welches auf die Natur gegründet war, das ſkeptiſche, welches in die Sophiſtik entartete, und das geiſtige, welches auf der innern Anſchauung der Idee beruhte, entſtanden nicht auf einmal, ſondern bildeten ſich allmählich und zuſammenhängend aus, indem auch der Phi-

---

25) Terpsich. 44. 26) Athen. XII., p. 521. fin. ex Heracl. Pont. 27) Jamblich. 36. 28) Aristot. Polit. libr. V., cap. 3.

loſoph, wie der Dichter oder der Bildner ſeinem Meiſter folgte, und ſo das angefangene Werk ſeines Vorgängers vervollkommnete. Daher ſind in der Lehre von der weiblichen Beſtimmung und der weiblichen Erziehung, die größten Sittenlehrer und Staatsdenker von jenem Syſtem, welches von der Idee ausgeht, unter den Griechen von den früheſten Zeiten bis in die ſpäteſten ſo übereinſtimmend. Daher hat vielleicht ſchon Pythagoras, der Vater jener tiefſinnigen Ideenlehre und des darauf gegründeten idealen Staats und Lebens unter den Griechen, den erſten Keim dazu erfunden, die erſten Umriſſe entworfen, aus denen nachher die Meynungen und Lehren des Plato und der Stoiker ſich gebildet haben. Nicht nur Plato verwarf in ſeinem Entwurfe eines vollkommenen Staates die Ehe, und forderte Gemeinſchaft der Weiber wie der Güter; ſondern auch Diogenes der Cyniker, Zeno, und Chryſippus, die Fürſten der Stoa, ſtimmten dieſer Meynung bey [29]; welche von uns darum, weil ſie unſre Eigenthümlichkeit beleidigt, noch nicht ſogleich für vernunftwidrig gehalten und erklärt werden ſollte, ehe wir die eigenthümlichen Sitten, die ganze Lage des weiblichen Geſchlechts bey den Griechen, und ihre in dieſer Hinſicht ſo durchaus fehlerhafte Lebenseinrichtung zur Genüge erkannt und geprüft haben, aus welchen, als das andre Extrem, die entgegenſtehende Idee der Philoſophen eigentlich hervorging. Es iſt aber leichter, dieſe zu verſpotten oder geringzuſchätzen, als ihren tieferen Sinn zu verſte-

29) Diog. Laert. libr. VII. cap. 7. §. 65.

hen; die Forderung nähmlich, daß die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höhern Menschlichkeit untergeordnet seyn soll; und die von jenen Philosophen so tief erfaßte, dem ersten Grunde nach aber schon in der dorischen Verfassung liegende Lehre und Idee, daß eine vollständige Gemeinschaft des ganzen Lebens das Wesen des Staats ist, deren erste Bedingungen nur Gesetzmäßigkeit und Freyheit sind. Was aber widerspricht dieser so schneidend, als die Absonderung der Ehe und des Eigenthums? Es lag in der Natur dieser Idee, daß sie niemals wirklich werden konnte; und nach Plato's eignem Geständniß gehört dieß für die Zeit, „wo die Weisen herrschen, oder die Herrscher Weise seyn werden;" eine Zeit, welche aber in diesem Sinne wohl niemahls erscheinen, noch auch wünschenswerth ausfallen dürfte. Ich erwähne dieses nur, weil es in Verbindung steht mit den Meynungen Plato's und der Stoiker über weibliche Bestimmung und weibliche Erziehung, welche uns die Nachrichten von den Pythagorischen Frauen erläutern und bestätigen können; indem man die solchen eigenthümlichen Meynungen zum Grunde liegende Idee in ihrer ganzen Schärfe und nach dem auffallenden Extrem, wohin sie geführt hat, auffassen muß, um auch jene richtig zu beurtheilen. Zwar fand noch eine Verschiedenheit zwischen der Lehre des Plato und der Stoiker 30) Statt, die aber für unsern Zweck gleichgültig ist. Genug beyde behaupteten, die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechtes sey die

30) Proclus in Polit. Plat. p. 416.

nähmliche; und der Stoiker Kleanthes schrieb ein eignes Werk darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieselbe sey [31]). Plato fordert in seinem Entwurfe eines griechischen Freystaates, daß die öffentliche Erziehung sich auf die Frauen erstrecke; sie sollen an der Gymnastik und Musik, an den öffentlichen Gesellschaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Die griechische Geschichte hat die Rechtmäßigkeit dieser Forderung vollkommen bestätigt, und die Ideen und gesetzgebende Weisheit Plato's nach der damaligen Lage der Welt und der Dinge insoweit wenigstens gerechtfertigt; indem der sittliche Zustand und Charakter des weiblichen Geschlechts in den dorischen Staaten unstreitig viel edler entfaltet und glücklicher eingerichtet war, als in den jonischen Ländern oder nach den atheniſchen Sitten. Die Vernunft sagt uns, daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freyheit der Bürger nur auf Kosten und mit der sittlichen Unterdrückung und Vernichtung der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts erreicht wird, sehr unvollkommen sey; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menschen umfaßt, nothwendig sehr bald entarten muß. Die Peripatetiker waren der entgegengesetzten Meynung [32]); Aristoteles tadelt nicht nur die Platonischen Grundsätze und die lakonischen Sitten in dieser Rücksicht, sondern er kann sich auch über den geringern Werth und die mindere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug aus-

31) Diog. Laert. libr. VII. cap. 5, §. 6. 32) Procl. ibid.

drücken 33). Eine ähnliche Stelle beym Lucretius 34) ist doch vielleicht nicht hinreichend, um vermuthen zu dürfen, daß Epikur in diesem Stücke wie Aristoteles dachte, obwohl es sonst nicht unwahrscheinlich ist.

Mit den Meinungen Plato's, der die spartanischen Sitten in diesem Stücke nur insofern tadelte, weil sie auf halbem Wege stehen blieben, und mit dem Versuche des Pythagoras, stimmen die Sitten der lakonischen Frauen sehr gut überein. Die Jungfrauen hatten Theil an der öffentlichen Erziehung 35), und an der Gymnastik und Musik, welche den Umfang auch der männlichen Bildung in Sparta erschöpften. Die Frauen entsagten zwar den gymnastischen Übungen, und führten die Aufsicht über die häuslichen Geschäfte, ohne jedoch mit weiblichen Arbeiten sich so sehr zu beschäftigen, wie etwa die attischen Frauen; nahmen auch keinen Antheil an den bürgerlichen Gastmahlen, aber doch an der Gesellschaft der Männer, und genossen auch die öffentliche Achtung in sehr hohem Maaße. Die spartanische Sittengeschichte konnte aus bekannten Ursachen sehr leicht verfälscht werden, welches frühe geschah, indem schon ältere Philosophen durch ihre Vorliebe für dorische Gesetzmäßigkeit und dorische Kraft den spätern Declamatoren Anlaß dazu gaben. Wer also alle Geschichten Plutarchs vom Heldenmuthe der Spartanerinnen unbedingt annehmen wollte, der würde nur beweisen, daß er nicht prüfen könne; wer alle unbedingt verwerfen woll-

33). Aristot. Poët. cap. 15; Hist. animal. libr. IX. cap. 1.
34) Lucret. V. 1354. seq. 35) Plat. de legg. VII. p. 357.

te, daß er nicht zu unterscheiden wisse. Auch lassen sich nicht selten ohne Sehergabe, die alten ächten Erzählungen von den spätern Schulübungen, bey diesem Schriftsteller unterscheiden, welche letztern nach Art der ältern erfunden wurden; wie z. B. die älteste einfache Sinnschrift auf eine lakonische Mutter, die ihren in der Schlacht flüchtig gewordnen Sohn selbst umbrachte, von den beyden spätern 36). Worin alle Nachrichten mit den ältesten und besten übereinstimmen, das läßt sich wohl als wahrscheinlich voraussetzen: daß nähmlich die lakonischen Frauen zu der Zeit, da die Sitten noch nicht entartet waren, von hoher Vaterlandsliebe beseelt, und sogar fähig waren, derselben die Muttergefühle aufzuopfern. So einzig dies in der Geschichte bleibt, so ist es dennoch nicht unwahrscheinlich. Denn zu Sparta ward überhaupt die Natur dem Gesetz und der Liebe aufgeopfert. Kein Trieb der Natur und keine sittliche Gewohnheit ist wohl so mächtig als die Schaamhaftigkeit; daher kann man es als den eigentlichen Moment betrachten, wo sich die Eigenthümlichkeit der hellenischen Sitte und des dorischen Lebens, von der ältern mehr asiatischen oder auch jonischen Gewohnheit völlig losriß, und in eigner Gestaltung abgesondert hinstellte, als die Spartaner in ihrer Begeisterung für diese gymnastischen Feste, die Kleidung abwarfen, und nackend ihre Kampfspiele feyerten; und der große Historiker selbst hat es gar wohl, als eine entscheidende Epoche hel-

36) Plutarch. Apophth. Lacon. et Brunkii Analecta, II., p 115.

leniſcher Sittenentwicklung deutlich bezeichnet [37]). Anfänglich ſchien dieſe öffentliche Nacktheit der Männer ſelbſt den Griechen, wie den andern Völkern und Aſiaten jederzeit, unanſtändig und lächerlich, bis dieſe künſtleriſche Begeiſterung und eigenthümlich doriſche Idee des Schönen ſiegte und nun überall zur Gewohnheit wurde [38]). Die andern Völker und auch die Jonier hielten die Männerliebe für ſchändlich, welche ſie nur als Laſter kannten [39]); bey andern doriſchen Völkern, wie zu Elis und bey den Böotern war es, wie Plato und Xenophon tadelnd bemerken [40]), nur die ſinnliche Liebe ſchöner Geſtalten, was in jenen gymnaſtiſchen Spielen der Jünglinge dabey vorwaltete. Die Lacedämonier aber, rühmt man, unterſchieden den himmliſchen Amor von dem irdiſchen, und die Seele ihrer Liebe war Tugend und Bildung.

Die gymnaſtiſchen Übungen der Mädchen, mit leichter oder ohne alle Bekleidung, widerſprachen allerdings den joniſchen und aſiatiſchen Sitten, und mit unſern Begriffen und Gewohnheiten ſteht jene Sitte ſo ſehr im Widerſpruch, daß man ſie kaum noch glaublich findet, und die Thatſache ſelbſt, obwohl mit großem Unrecht, hat in Zweifel ziehen wollen [41]). Der Geſundheit aber und der

37) Thucyd. I., 6. 38) Plat. Rep. V. vol. VII. p. 9. 39) Sympos. Plat. p. 186. 40) Sympos. Plat. p. 185. Xenoph. Rep. Lac. p. 536. Leunclav. 41) Das gewöhnliche Beywort der ſpartaniſchen Jungfrauen, φαινομηριδες, deutet ſchon auf eine ſehr leichte und freye Bekleidung. Noch mehr beweiſt aber für die Allgemeinheit der doriſchen Sitte, die Erklärung, welche ein Scholiaſt von dem Worte Δωριάζειν gibt: το γυμνας φαινεσθαι γυναικας.

Gestalt waren jene gymnastischen Übungen des weiblichen Geschlechts wohl nicht nachtheilig; denn die Schonheit, Gesundheit und große Bildung der lakonischen Frauen ist aus vielen Zeugnißen der Alten hinreichend bekannt. In spätern Zeiten hingegen konnten sie die ohnehin eingerißne Sittenlosigkeit vielleicht verdoppeln. Der römische Kallimachus [42]) beneidet Sparta um die günstige Gelegenheit, die zwanglose Freyheit, welche die gymnastischen Spiele der Mädchen den Liebenden gewährten, und wünscht Rom ähnliche Sitten. Es ist nehmlich bekannt, daß die Lakonischen Frauen, nachdem ihre Sitten entartet waren, an Ausschweifungen, Herrschsucht und Habsucht alle andre griechische Frauen übertrafen, und das Übermaaß ihrer Laster entsprach ihrer ursprünglich großen sittlichen Kraft. Aristoteles hat ein kräftiges Gemählde davon entworfen [43]), welches in seinem Zeitalter vermuthlich sehr treu war. Hatte er aber die Absicht, unbedingt zu tadeln, und vermischte er die Zeiten, so läßt er sich eher entschuldigen, als rechtfertigen. Nachdem die Eigenheiten der griechischen Stämme sich verwischten, nachdem die Blüthe dorischer Tugend verwelkte, welches schon im peloponnesischen Kriege geschah, ging auch bald die bestimmte Kenntniß davon verloren. Da konnte man von der dorischen Tugend überhaupt sagen, was schon Eupolis von den dorischen Gesängen des Thebanischen Adlers sagte: „Sie sind verstummt, durch die Gefühllosigkeit des Haufens [44])." War

42) Propert. Eleg. III. 12. 43) Aristot. Polit. libr. II. cap. 9. 44) Athen. libr. I. p. 3.

ſie auch nur kurz, ſo hat es doch eine Zeit gegeben, wo man in der Blüthe der doriſchen Sitten und Tugend behaupten konnte, daß lakoniſche Frauen männliche Kraft und Selbſtſtändigkeit, lakoniſche Jünglinge aber weibliche Beſcheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmuth beſaßen 45); nach dem Ideal des doriſchen Lebens von der innern harmoniſchen Einheit der edelſten Menſchennatur und Bildung.

Aber mußten nicht dieſe männlichen Übungen der ſpartaniſchen Mädchen, wie die wiſſenſchaftliche Bildung der Pythagoriſchen Frauen, die Weiblichkeit vertilgen? Sie ſcheinen uns ſo vernunftwidrig, wie die Behauptungen Plato's, und beleidigen unſre ganze Eigenthümlichkeit. Manche Eigenheit jener Sitten und Meynungen findet ihre Entſchuldigung in der frühern Stufe der Wiſſenſchaft und noch ſehr mangelhaften Erkenntniß; manche andre, ihre völlige Rechtfertigung in der Beſchaffenheit und Natur der griechiſchen Freyſtaaten. Trennen wir aber das Weſentliche vom Zufälligen, ſo iſt der Grundſatz an ſich wohl nicht verwerflich; die Weiblichkeit ſollte wie die Männlichkeit zur höhern Menſchlichkeit gereinigt werden; und der Verſuch, wenn er gleich mißlang, bleibt immer ruhmwürdig, in den Sitten und im Staate das zu erreichen, was die Idealkunſt der attiſchen Tragödie wirklich erreicht hat: das Geſchlecht, ohne es zu vertilgen, dennoch der Gattung unterzuordnen. Die Richtung der griechiſchen Sitten ging auf das Nothwendige; die der unſrigen, auf

45) Xenoph. Rep. Lac. g. 537.

das Zufällige und Einzelne. Nach der Idee des Alterthums sollte der Adel der Menschennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, die innere Kraft der Gesinnung und des Geistes, der Charakter der Gattung sollte die Oberhand haben über die besondern und abweichenden Eigenschaften der beyden Geschlechter. Bey den Neuern ist es dagegen grade umgekehrt; man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich oder weibisch genug schildern, und nimmt es auch so, als ob es so seyn müßte und gar nicht anders gebildet und gestaltet werden könnte; eben so übertrieben, rauh und roh schildert und nimmt man auf der andern Seite die Männlichkeit. Was ist aber wohl nach jener Idee von sittlicher Schönheit und Harmonie, häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was ist widriger als die übertriebne Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meynungen, ja auch in unsrer bessern Kunst, herrscht? Auch auf die künstlerischen Darstellungen, welche idealisch seyn sollen, wie auf die Versuche, den Begriff der Weiblichkeit rein zu entwickeln, äußert diese neuere Denkart und Ansicht ihren störenden Einfluß. Man betrachtet dabey die Bestandtheile und besondern Eigenschaften der Weiblichkeit oder der Männlichkeit als nothwendige Eigenschaften, welche die Freyheit des Gemüths vernichten würden. Sie sind aber nur Hinleitungen oder Erleichterungen der Natur; und diese zu lenken, ohne sie zu zerstören, mit Schonung der Natur der Nothwendigkeit gehorchen, das ist das höchste Kunstwerk der Freyheit. Man nimmt überdem in den Begriff der Weiblichkeit zu viel Merkmahle auf, die zwar aus der Erfahrung geschöpft sind, aber nur einer übertriebenen Weiblichkeit

zukommen; indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anschmiegen an den allein selbstständigen Mann, ohne allen eignen Willen und innern Bestand, als den eigentlichen Vorzug des Geschlechts aufstellt und betrachtet. Man versteht darunter nichts anders als die innere Charakterlosigkeit, welche das Gesetz ihrer Sitten von einem fremden Wesen empfängt; und welche niemals Tugend seyn kann, da nur freye Liebe und die Festigkeit der innern Gesinnung diesen Nahmen verdienen. Zwar ist die von Außen gegebne Einheit hier freylich vollendeter, als die selbstthätige von innen mühsam erkämpfte Beharrlichkeit des Mannes. Aber eben der herrschsüchtige Ungestüm des Mannes, und die selbstlose Hingegebenheit des Weibes, sind schon übertrieben und häßlich. Nur selbstständige Weiblichkeit mit sittlicher Stärke vereint, nur sanfte Männlichkeit in milder Kraft, ist gut und schön. Dieses ist die wahre und gereinigte Idee der sittlichen Schönheit im weiblichen Charakter, so wie dieselbe in den Platonischen Verfassungsidealen und in der dorischen Sittenbildung zum Grunde lag; welche wir auch ungeachtet mancher Sonderbarkeit der spartanischen Einrichtungen und der platonischen Gedanken, für jene Zeit und ganze Umgebung des Alterthums wohl als eine in ihrer Art große und gediegene, obgleich wie alle sittlichen Begriffe des Alterthums, nicht bloß unvollendet gebliebne, sondern auch in sich selbst schon ungenügende und einseitige Lebens Idee erkennen müssen, sobald wir sie richtig verstanden haben.

Gegen die gewöhnliche Meynung haben wir also nun schon zwey Beyspiele von griechischen Frauen kennen lernen, welche von der Gesellschaft und der Bildung der

Männer nicht ausgeschlossen waren. Es gibt deren noch zwey; noch zwey Klassen von mehr als andre gebildeten griechischen Frauen. Die erste ist so bekannt, daß ich nur an sie zu erinnern brauche; die macedonischen Fürstinnen, vom Anbeginn der griechischen Weltherrschaft bis zur Zerstörung aller Griechisch-Asiatischen Reiche durch die Römer. Sehr häufig zwang diese Fürstinnen die Noth, oder verführte sie die Herrschsucht, an den Streitigkeiten, den Geschäften und Verbrechen des Ehrgeitzes, und also auch an der Bildung ihrer Männer, Brüder und Söhne, Theil zu nehmen, oder wohl gar über große Völker selbst zu herrschen. Nach dem Tode Alexanders des Großen, wurden Sieg und Macht ein Preis des Tapfersten, des Kühnsten, des Verschlagensten. Im steten Kampf der heftigsten Triebe, im Überfluß aller Mittel, konnte sich alles Große entwickeln, was mit so unglücklichen Verhältnissen einer ganz ungeordneten Despotie, nach der wechselnden Militärgewalt in ununterbrochenem Partheyenkrieg, irgend bestehen kann. Denn nur zu oft war die ungerechte Herrschaft auch der Preis des Schlechtesten unter allen den streitenden Partheyen. „Wer seine Eltern oder Kinder nicht ermordete," sagt Plutarch, „dessen frommen Sinn bewunderte man; der Brudermord ward gleichsam als ein königliches Postulat, wie die Postulate des Geometers, und als allgemeingültig und zur Sicherheit nothwendig, von jedermann zugestanden 46)" Die glänzenden Verbrechen, die Seelengröße der Olympias, die hohe Bildung

46) Plutarch Vit. Demetr. vol. V, p. 7. edit. Reisk.

und der Geist der Kleopatra, sind allgemein bekannt. Andre Fürstinnen, die selbst im Mittelpunkte der Verderbtheit gut und einfach blieben, verdienten bekannter zu seyn.

Die zweyte Klasse begreift die lyrischen Dichterinnen, deren Griechenland nicht wenige und nicht unberühmte hatte. War es nicht eben so wohl Sappho und Erinna, wie Alcäus, welche in der Blüthezeit der lyrischen Kunst, Lesbos zum schönsten Garten der Musik machten? Aber auch außer Lesbos, konnte Korinna Nebenbuhlerinn, Freundinn, Meisterinn des Pindarus seyn. Die schöne [47]) lesbische Sappho nennt Strabo ein Wunder; in der Poesie nähere sich ihr keine andre Frau auch nur von ferne. Von ihren Bruchstücken kann man sagen, wie Meleager von den lyrischen Blumen derselben, die er in seinen dichterischen Kranz flocht: „von der Sappho wenige nur, aber Rosen." Die dichterischen Beynamen eines „weiblichen Homerus," einer „sterblichen Muse," sind geschichtliche Wahrheit [48]). Sie liebte zärtliche Lust [49]), und ward die Stifterinn einer Schule des Schönen und der Kunst unter den lesbischen Mädchen, ihren jüngeren Freundinnen; die Verläumdung sagt, einer Schule der Sittenlosigkeit [50]).

---

47) Plat. Phaedr. tom. X. p. 295. 48) Anthol. Gr. ed. Jacobs. II, 25. 101. 49) Athen. XV, p. 687, init. 50) Suid. in Σαπφ. Ovid. Heroid. XV. Vortrefflich ist die edle Dichterinn gegen die Anekdotensucht, welche alles Hohe so gern schmähen und in die allgemeine Unwürdigkeit herabziehen möchte, gerechtfertigt in Welckers Schrift über die Sappho.

Was verſteht man nicht alles unter Bildung? Die Poeſie allein ſcheint vielleicht manchem kein gültiger Anſpruch dazu. Allerdings war auch die griechiſche Poeſie und die griechiſche Bildung ganz verſchieden von der unſrigen; von den griechiſchen Frauen darf man keine andre als griechiſche Bildung erwarten. Und was kann wohl im Alterthum ſo genannt zu werden verdienen, als die Poeſie der Griechen, der Keim aus welchem der Baum ihrer ganzen Bildung entſprang, und die ſchönſte Frucht, mit der er ſein Wachsthum vollendete? Auch ſcheint es, die Dichterinnen gingen freyer mit Männern um, als andre griechiſche Frauen. Von der Sappho iſt dieſes unſtreitig; außer der Liebeserklärung des Alcäus und ihrer freymüthig edeln Antwort darauf [51]), ſetzen es manche andre Bruchſtücke und Nachrichten ausdrücklich oder ſtillſchweigend voraus; der Geiſt ihres Lebens und ihrer Geſänge verräth es. Auf ihre Liebe zum Phaon möchte ich dabey keine Rückſicht nehmen, weil ein alter Schriftſteller der Meynung war, es ſey eine andre Sappho geweſen, die den Phaon liebte [52]). Obgleich ihre Gedichte ſich in aller Händen befanden, und die Vorliebe für ſie ſehr groß war, ſo läßt es ſich doch begreifen, wie ſolche Verwechslungen veranlaßt werden, und überhaupt die größten Unrichtigkeiten in ihre Geſchichte ſich einſchleichen konnten. Die Komiker brachten ſie nehmlich nicht ſelten aufs Theater, und bedienten

---

51) Arist. Rhetor. libr. I, cap. 9. 52) Athen. libr. XIII, p. 596, D. Hierüber iſt alles nöthige in Welckers Schrift beygebracht und berichtigend auseinandergeſetzt.

ſich ihrer dichteriſchen Freyheit ſo ſehr, daß Diphilus ſogar 53) den kecken Archilochus und Hipponax, die Fürſten der jambiſchen Poeſie, zu ihren Liebhabern machte; und mit entgegengeſetztem Anachronismus, dichtet Hermeſianax von ihrer Liebe zum Anakreon 54). Auch von der Korinna iſt Veranlaſſung da, vorauszuſetzen, daß ſie mit Männern freyer umging; und wahrſcheinlich war es mit den übrigen Dichterinnen eben ſo. Entweder verließen ſie mit einer männlichen Kunſt auch die gewöhnliche Sitte und häuslich beſchränkte Lebensweiſe der übrigen griechiſchen Frauen; oder es iſt überhaupt nicht unwahrſcheinlich, daß zu Lesbos, und vielleicht in einigen anderen kleinen aeoliſchen wie in den doriſchen Freyſtaaten, die Frauen zwar nicht an der öffentlichen Erziehung Theil nahmen, wie zu Sparta, aber doch auch nicht durch Geſetzgebung vom öffentlichen Leben und vom männlichen Umgange ausgeſchloſſen waren, wie zu Athen; daher es mehr von der Willkühr und Lage der Einzelnen abhing.

Die Lebensart der Künſtlerinnen hat Mißverſtändniſſe veranlaßt; und ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Schrift eines Neuern, ſogar die Sappho als Hetäre angeführt gefunden. Allein die griechiſchen Dichter waren ehrwürdige Lehrer eines freyen Volkes, und nach deſſen Glauben, geweihte Lieblinge der Götter; die heilige Mu-

---

53) Id. ibid. p. 599. A. 54) Außer dem Antiphanes und Diphilus, ſchrieben auch Ephippus und Timokles eine Komödie, Namens Sappho; welches höchſt wahrſcheinlich die Dichterinn war, wie auch in dem Luſtſpiele gleiches Namens der beyden erſten; und der Komiker Plato hat einen Phaon gedichtet.

ſik war ein Vorrecht der Freyen. Selten werden die Fälle ſeyn, daß Sklaven oder Hetären die Kunſt übten; wenigſtens läßt ſich als ausgemacht feſtſetzen, daß diejenigen, welche an öffentlichen Muſenſpielen Theil nahmen, beydes nicht ſeyn konnten. Sappho war aus einer, wie es ſcheint, wohlhabenden Kaufmannsfamilie; ihr Bruder Charaxus handelte zu Naukratis mit Wein; und darüber daß er eine ſehr ſchöne Hetäre, welche er liebte, frey kaufte, ſcherzte und ſpottete vielmehr die Schweſter in manchem Gedicht [55]), als daß ſie ſelbſt eine Hetäre geweſen wäre, und auf einen Befreyer gehofft hätte.

Das Beyſpiel der Sappho und der andern griechiſchen Dichterinnen widerſpricht der Meynung, welche Rouſſeau mit ſo mächtiger Beredſamkeit vorgetragen hat, daß die Weiber der ächten Begeiſterung und hoher Kunſt ganz unfähig ſeyen. Eine Meynung, die aus Vernunftgründen nicht bewieſen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünſtigt, da uns die Geſchichte ſo große und ruhmvolle Ausnahmen gegen dieſe allzu allgemein ausgeſprochene Behauptung aufſtellt; zu geſchweigen, daß eine unvollſtändige Erfahrung keinen vollſtändigen Beweis geben kann. Bemerkenswerth iſt es, daß bey ſo vielen, ſo berühmten Künſtlerinnen in Muſik und Lyrik, keine griechiſche Frau in der dramatiſchen oder der bildenden Kunſt bekannt geworden iſt. Man hat es vielleicht überſehen, daß es, wie zwey Arten der Kunſt, ſo auch

---

55) Herodot. Euterp. cap. 134, 135. Strab. XVII. p. 1161. fin. Anthol. Gr. II, 52.

zwey wesentlich verschiedene Arten der Begeisterung gibt, die dramatische und die lyrische. Man hat den Wink des Plato nicht beachtet, der im Jon die Eigenthümlichkeiten der plastischen und der musikalischen Begeisterung scharf und zart bestimmt. Diese musikalische Begeisterung ist mit der lyrischen eins; und wenn man von der vollständigen dramatischen, welche freylich auch die lyrische umfaßt, diese letztere trennt, so bleibt die plastische übrig. Vielleicht hat die Natur dem weiblichen Geiste wohl jenen Umfang und die Bestimmtheit, welche die dramatische Kunst erfordert, zwar nicht versagt, eine Macht, welche ihr über das freye Gemüth nicht zusteht, aber doch unendlich erschwert. Dagegen stimmt die Natur der lyrischen Begeisterung mit dem Begriff der Weiblichkeit und mit der Natur der weiblichen Seele so ganz überein, daß man sie auch die weibliche Begeisterung, wie die dramatische die männliche, nennen könnte. Vielleicht hat man aus einer ähnlichen Verwechslung den Weibern allen philosophischen Sinn abgesprochen, weil ihnen der systematische Geist fehlt, der doch nur ein Theil von jenem ist. Aber die Gabe, die tiefsten und zartesten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, ist doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unschätzbarem Werth; und wer mag sie den Weibern absprechen? So lange noch kein vollendetes System des Wahren in allumfassender Klarheit entfaltet und vollendet dasteht, bleibt das systematische Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig; und das systemlose lyrische Philosophiren zerstört wenigstens das Ganze der Wahrheit nicht so sehr, als die einseitigen, unvoll-

kommenen Syſteme. Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet ſind, bey weitem die meiſten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter ſein Syſtem iſt, um deſto weniger den Werth der lyriſchen Philoſopheme einer Diotima verkennen.

So viele Ausnahmen leidet alſo die gewöhnliche Meynung, daß nur ſittenloſe Frauen bey den Griechen an höherer Bildung und an männlichem Umgange Theil gehabt hätten. Aber war nicht dennoch in einigen oder wohl gar in den meiſten griechiſchen Freyſtaaten, wenn gleich nicht in allen, ſchlechte Erziehung, ungerechte Unterdrückung, rohe Verachtung, das Loos der Bürgerinnen? Und wenn die einmüthigſten Zeugniſſe, wenn Beweiſe aller Art, keinen Zweifel übrig zu laſſen ſcheinen, daß dieß zu Athen der Fall war, Athen aber der Gipfel der griechiſchen Bildung und Geſelligkeit geweſen iſt; was ſoll man von der Geſelligkeit, dem ſittlichen Sinn, der Liebe der Griechen überhaupt denken?

Einige, die von der Lage der attiſchen Frauen ganz übertriebne und unbeſtimmte Begriffe hatten, und dieſe auf die Griechen überhaupt ausdehnten, haben es unternommen, die Griechen gegen eine falſche Anklage aus falſchen Gründen zu vertheidigen; weil ſie nähmlich die Rechtfertigung der attiſchen Sitten als Unterlage für ihre Satire auf die Sitten des Jahrhunderts brauchen konnten. Es ſcheint ihnen wohl gar ein Vorzug der Alten, daß die verführeriſche Anmuth des reizenden Weibes, und die ernſte Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bey denſelben ganz getrennt war, daß die

zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, ſich auch in zwey verſchieone Stände und Lebensarten ſchied. Auch iſt es wahr, daß dadurch die ſeltſamen, bald empörenden, bald lächerlichen, Miſchungen unſrer Sitten vermieden wurden, wo ſich oft die Neigungen einer Buhlerin und der äußre Anſtand einer Matroue in ſcheinbarer Würde, die Anſprüche der letztern, und der Leichtſinn der erſtern, beyſammen finden. Allein, wie eine höhere Sittenkunſt auch bey uns die Anmuth mit der Würde, ſo wie Zartheit und Größe der Seele verbinden und zu einem Ideal der vollſtändigen Weiblichkeit in ſich vereinigen kann, ſo konnte eine edlere Naturbildung auch bey den Griechen daſſelbe Ziel erreichen. Auf dieſe Weiſe wäre die griechiſche Eigenthümlichkeit vielleicht gegen die unſrige, aber noch nicht gegen die höhern Forderungen der Vernunft, gerechtfertigt. Bey uns iſt es überdem jener höhern ſittlichen Kunſt doch unbenommen und frey, nach vollſtändiger weiblichen Bildung zu ſtreben; wie läßt es ſich aber rechtfertigen, daß die Bildung der höhern weiblichen Natur in dem freyen Athen durch die Geſetze ſelbſt gehemmt, und die trennende Beſtimmtheit der Natur zur Zerſtörung der Vollſtändigkeit gemißbraucht ward? Die eigentliche Meynung jener Schriftſteller ſcheint dieſe zu ſeyn: die Weiber können und ſollen nur nützlich ſeyn; macht die beklagenswerthe Üppigkeit eines Volkes nun einmal angenehme Weiber unentbehrlich, ſo iſt es am beſten, ſie ſind eines von beyden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten, die Weiber ſeyen nur um der Männer willen da; es heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Beſtim-

mung ausschließen, worüber die Griechen jedoch ganz andrer Meynung waren.

Andre hingegen, und bey weitem die meisten, bleiben bey eben so unbestimmten und übertriebenen Begriffen von den attischen oder überhaupt von den griechischen Frauen, der Denkart des Jahrhunderts treu, und tadeln die Sitten der Griechen und diese selbst aufs heftigste. Es fehlte den Griechen, nach ihrer Meynung, wohl an Sinn für weibliche Anmuth und Schönheit in Wesen und Sitten, ihre gesellige Bildung war gegen die unsrige nur sehr roh, das Schöne vermochte ihr stumpfes Gemüth nicht zur Liebe zu reizen, oder sittenlose Üppigkeit, ungerechter Eigennutz, erstickten frühzeitig den zarten Keim. Viele, welche dieß nicht sagen, denken es doch. Zum Beweise, daß die Griechen für weibliche Anmuth und Schönheit nicht weniger reizbar waren als die Neuern, ja auch für die höhere Liebe in ihrer Art empfänglich; berufe ich mich erstlich auf die Überbleibsel der bildenden Kunst, weil doch hier der untrügliche Augenschein das Vorurtheil für gesunde Sinne am leichtesten und schnellsten entwaffnet. Ist nicht der Kreis der idealischen Gestalten der weiblichen Göttinnen, wie ein voller Kranz, aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten 56)? Auch die wenigen Überbleibsel der griechischen bildenden Kunst beweisen nicht nur, daß wie überhaupt, so auch in der Darstellung der weiblichen Gestalt, während der

56) Man sehe die meisterhafte Charakteristik derselben, in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im 3ten Stück der Horen. 1795.

guten Zeit, das Reizende dem Schönen untergeordnet, und auch nach dem Verfall des Kunstgefühls, selbst in Werken mittelmäßiger Künstler nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine dargestellt ward; was mehr ist, als man oft von den besten neuern Künstlern aller Art, aus Zeitaltern, die man goldene nennt, sagen kann; sondern sie beweisen auch die feinste Gabe, die zartesten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur aufzufassen und wiederzugeben. Es bezeichnet die griechische Sage und Sprache, in vielen der schönsten sinnbildlichen Dichtungen und Ausdrücken und anmuthsvollen Ideen das Wesen der Weiblichkeit und die Begeisterung der Liebe, eben so bestimmt als zart; so daß sich auch hier die griechische Eigenthümlichkeit als eine allgemein menschliche bewährt und es kann auch in diesem Sinne das Griechische immer noch, wie beym Isokrates [57]), als alle höhere Bildung bezeichnend gelten [58]).

Ich berufe mich ferner zum Beweise des Sinns der Griechen für weibliche Anmuth und sittliche Schönheit auf die dichterischen Kunstwerke, auf die schöne Natur in Homers Darstellung weiblicher Sitten und Leidenschaften.

---

57) Isocr. cur. Battie. Panegyr. p. 144. tom. I. 58) Barbaren sind, nach dem Sinne des Strabo, Völker, in deren Masse die Natur und rohe Gewalt über die Vernunft und Freyheit das Übergewicht hat (βια λογου κρειττων εστι). Griechen wären also Völker, in deren Masse die Sitte und Bildung über die Natur das Übergewicht hat. So legt sich jede gebildete Nation im Gefühle und auf dem Gipfel ihrer Bildung, den allgemeinen Charakter der gesammten Menschheit bey. Strab. lib. I, fin. lib. IX, p. 615, B.

Zwar ist die Seele seiner Darstellung, Natur und nicht das freye Ideal, er stellt nicht das Allgemeine im Einzelnen dar, sondern er erhebt das Einzelne zum Allgemeinen. Die Darstellungen der weiblichen Seele in den charaktervollsten und der Natur getreuesten neuern Dichtern, wie Shakspeare und Goethe, sind mannichfaltiger, und reichhaltiger für den Geist, aber auch die Einfalt des alten jonischen Sängers hat ihre Schönheit und ist oft nicht ohne Anregungen eines tieferen Zartgefühls. Die Schönheit der weiblichen Sitten und Leidenschaften in den Darstellungen des Sophokles aber, ist ein vollkommnes Ideal, dem sich bis jetzt kein neuerer Dichter auch nur von ferne nähert. Denn was haben wir vom dichterischen Ideal, wie überhaupt, so auch in der Darstellung der Weiblichkeit, aufzuweisen, als Theorien die nicht fertig, und Versuche die mißglückt sind? Man erinnere sich ferner an die idealische Schilderung der edelsten Frauen in den Sokratischen Geschichtsdichtungen des Xenophon, an die Darstellung der Liebe in der bessern lyrischen Kunst und so manches andre [59]). Wer überdem den Griechen hier das Gefühl absprechen wollte, müßte es ihnen durchgängig absprechen. In dem Charakter neuerer Völker findet sich wohl hier Bildung und feines Gefühl, und dicht daneben in andrer Beziehung eine große Stumpfheit und Unbildung oder Mißbildung; aber nur eine gänzliche Unkenntniß kann dieß auf die Griechen übertragen. Ihre Bildung und ihr Geist war in durchgängiger Berührung, und ununterbrochnem Zu-

59) Siehe über alles dieses die vorstehende Abhandlung über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern.

ſammenhang; ihre Geſchichte iſt ein lebendiger Stoff durch Eine Seele zu Einem Ganzen vereinigt. Eine höchſt lebendige, ſinnliche und ſittliche Reizbarkeit iſt die Grundlage ihrer Bildung, der Geiſt ihrer Geſchichte; nicht nur ihre Tugend und Größe, ſondern auch ihre Schwächen und Laſter entſpringen aus dieſer außerordentlichen Lebendigkeit des Sinns und Beweglichkeit des Charakters, die nicht nur unſern Glauben, ſondern faſt die Gränzen unſrer Einbildungskraft überſteigt, und doch der feſteſte Leitfaden des griechiſchen Alterthumsforſchers iſt, der ſich ohne eine jener griechiſchen Lebendigkeit ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird. Könnte man nicht überhaupt den Beweis auch von der andern Seite gegen die Neuern umkehren? Wer für ſchöne Männlichkeit in Weſen, Geſtalt und Sitten gar kein Gefühl hat, und gar keinen Werth darauf legt, wie dieſes wohl in ſo manchen Gebilden und Hervorbringungen der neuern Zeit vermißt wird; deſſen erheuchelte Huldigung für ſchöne Weiblichkeit iſt verdächtig, und vielleicht nichts andres, als nur eine durch Kunſt und Verfeinerung übertünchte Sinnlichkeit. Wer aber auch die ſchöne Männlichkeit lebhaft empfindet und richtig würdigt, der hat überhaupt Sinn und Reizbarkeit für das Schöne und Gute, welches in beyden Geſchlechtern nur ein und daſſelbe iſt.

Mehrere Urſachen äußern einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf unſre Urtheile über die Weiblichkeit, die Liebe und die geſellige Bildung der Alten überhaupt. Erſtlich vermiſcht man die rohe Einfalt der älteſten, die Sittenloſigkeit der ſpätern Zeit, die Verderbtheit der ſchlechteſten Menſchen, mit der ſchönen Bildung der beſſern

Menſchen in der guten Zeit. Dann wirft man Griechen und Römer unter einander. Auch auf die römiſche Bildung in Hinſicht auf den geſelligen Geiſt und Witz kann man anwenden, was Horaz von der römiſchen Dichtkunſt ſagt: „Es ſind noch Spuren vom Landleben d. h. von der urſprünglichen Rohigkeit übrig 60).“ Die Römer waren urſprünglich, wie die Sabiner und andre italiſche Völker der alten Zeit, ein kriegeriſches Land- und Bauernvolk geweſen, welches dann ſehr ſchnell zu unermeßlicher Macht in der großen die Welt beherrſchenden Stadt emporgeſtiegen iſt. Dagegen iſt die attiſche Geſelligkeit gegen die kräftige und erhabene Art der Römer beynahe kleinſtädtiſch; denn der Sinn und die Art dieſes Volks ging in allen Dingen auf das Große, ſo wie der Sinn der Griechen ausſchließend auch im Leben auf das Schöne gerichtet war und in allem von dieſer Idee ausging. Wenn man die Freyheit von allen beſchränkten Anſichten und kleinlichen Sitten im Umgange und in der Lebensart, große Welt nennen will, ſo haben die Römer eine Höhe derſelben erreicht, der ſich kein altes und in mancher Beziehung vielleicht auch kein neues Volk nur von fern genähert hat. Drittens vergißt man das Weſentliche, und hält ſich an das Willkührliche und Unbedeutende, indem jedem ſeine beſchränkte Eigenthümlichkeit ein unbedingtes Geſetz der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheint. Die größere Keckheit der Leidenſchaften und ihrer Äußerungen in wärmern Ländern bey einem kräftigen Volk, iſt zwar eben ſo wenig allgemeingültig wie die nordiſche Kälte, hat doch

60) Manent vestigia ruris.

aber wenigstens gleiche Rechte. Die republikanische Offenheit und Entschiedenheit in den Sitten und im Umgange der Griechen und Römer hingegen könnte von einer Seite betrachtet, sogar als ein Vorzug erscheinen, indem sie die männliche Tugend beförderte, wenn auch das weibliche Zartgefühl nach unsern Begriffen dadurch verletzt ward. Vor allen Dingen aber muß, wer die alte Geschichte richtig fassen, ja wer den Menschen und das menschliche Leben überhaupt bestimmt und klar erkennen will, nur auf das Wesentliche in der Tugend und in den Sitten sehen, nicht aber zufällige Gewohnheiten und die Vorurtheile seiner Zeit zum Maaßstabe nehmen. Eine chinesische Ängstlichkeit der Sitten in dem Umgange und Verhältniß mit dem weiblichen Geschlecht ist bey weitem noch keine Reinheit; und die freyere Derbheit der antiken Sitten und Denkart in diesem Punkte der sinnlichen Natur und ihrer Regungen, ist der wahren Tugend vielleicht weniger nachtheilig gewesen, als oftmahls die verstohlne Lüsternheit in den Sitten wie in der Kunst der Neuern, wo die bösen Gedanken wie ein heimliches Gift im Verborgnen nur um so weiter fortschleichen. Auf der andern Seite aber wollen wir mit dieser Bemerkung auch die Grundsätze der Cyniker keineswegs rechtfertigen, welche auch im Alterthum nur eine Ausnahme bildeten, und deren Schaamlosigkeit oft ins Unglaubliche stieg, wie beym Krates; nach dem falschen Grundsatze, daß nichts, was die Natur gebeut, schändlich sey. Dieses ist aber so wenig in der Wahrheit gegründet, daß selbst manche der edleren Thiere in dem Geschäfte der Fortpflanzung das Verborgne suchen, und nur die Hunde, von welchen die Secte den Na-

men trug, dem Krates in seiner öffentlichen Unverschämtheit zum Beyspiel dienen konnten [61]), in welcher die verirrte und überweise oder aberwitzig gewordne Vernunft wieder auf den Punkt zurückführte, auf welchem wir die roheste Natur, als eine selbst unter Wilden seltne Ausnahme, bey einigen Bewohnern der Südseeinseln wie in Otaheiti finden. Es ist belehrend, solche Verirrungen zu bemerken, um den schneidenden Gegensatz der überhaupt im Alterthum herrschenden sittlichen Grundbegriffe desto strenger zu fassen. Die bessere Denkart des edleren Alterthums aber war etwa folgende. Das Gesetz soll die Natur im Menschen nicht zerstören aber ordnen; und so soll auch die Schaamhaftigkeit nicht vertilgt werden, aber den Gesetzen des Verstandes und der Sitten untergeordnet seyn; so war es die Meynung des Plato, und ein solcher Gedanke lag auch den dorischen Sitten zum Grunde, auf welche wir hier überall als auf die edelste Entfaltung der Menschennatur im Alterthum, in dieser Untersuchung der Sittengeschichte zurückgeführt werden *).

---

61) Diog. Laërt. lib. VI, cap. 7. Κυνογαμια.

*) Wenigstens eine Sittenlehre, welche nur von dem Standpunkte der Vernunft ausgeht, wird ihre Forderungen in dem Adel der dorischen Sitten mehrentheils befriedigt finden, da die Alten einmahl auch die Schaam nur für ein Gefühl der Natur hielten, welches der Vernunft unterzuordnen sey. Der eigentliche Begriff der Unschuld und innern Reinheit ist ihnen auch in der höhern Philosophie fremd geblieben, da er auf dem Geheimniß der Seele und ihrer göttlichen Bestimmung beruht. Darin besteht die wesentliche Verschiedenheit der antiken Denkart von der unsrigen; die Offenheit der Sitten aber soll man ihnen nicht so sehr zum Tadel anrechnen, da sie nur das Zufällige betrifft.

Hatte nun die Unterdrückung der übrigen griechiſchen Frauen etwa ihren Grund in alten Stammesgebräuchen, wie bey einigen nicht unedeln Völkern des Orients? Es iſt wahr, daß ſolche Urgebräuche oft zur andern Natur werden, daß ſie auch gegen die höchſte Bildung der edelſten Völker die Unſitte und das Unrecht ſchützen, und die ſchönſten Blüthen der Menſchheit zerknicken können. Wer aber mit der älteſten Geſchichte der Griechen bekannt iſt, weiß es, wie begünſtigt ſie überhaupt in dieſem Stücke von der Natur und dem Schickſale waren. Ihr unſcheinbarer Urſprung, der ſich vom gewöhnlichen nur durch wenige zarte, groben Augen ganz unſichtbare, Merkmahle unterſcheidet, enthält doch ſchon den vollſtändigen Keim ihrer allbewunderten höchſten Blüthe; und in den Gedichten Homers findet ſich noch keine Spur von dieſer Unterdrückung, die alſo ſehr neu ſeyn mußte. Die Frauen nahmen Theil an den Geſellſchaften der Männer, und wurden mit Achtung behandelt in jenem heroiſchen Zeitalter; ganz das Gegentheil von der morgenländiſchen Einſperrung und deren Folgen. Ja ſie nehmen Theil an der heroiſchen Bildung dieſes Zeitalters der Helden und Sänger, wenn gleich die Bildung der Männer vom Zeitalter mehr begünſtigt ward, als die der Frauen 62).

Die ſcheinbarſte Erklärung wäre es, den Mangel

62) Man ſehe darüber Lenz Geſchichte der Weiber im heroiſchen Zeitalter; eine kritiſche unter manchen unkritiſchen Arbeiten über die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts bey den Alten. Barthelemy iſt darüber etwas kürzer als man wünſchen möchte; und Pauw iſt faſt in keinem Abſchnitte ſeines übereilten Werks ſo unendlich reich an Fehlern als in dieſem.

von dem Überfluße, den Fehler von der ſittlichen Kraft und eigenthümlichen Bildung der Griechen ſelbſt herzuleiten, etwas auf ihren Republikanismus, das meiſte aber auf ihre Gymnaſtik und Muſik zu ſchieben! Denn dieſe drey waren gleichſam die Blätter, die ſich aus der zarten Knoſpe der griechiſchen Bildung, wie wir ſie im Homer finden, entwickelten, ſobald dieſe ſich zur vollendeten Blume der geiſtigen und ſittlichen Freyheit entfaltete. Was der höchſte Ruhm und der höchſte Genuß der griechiſchen Männer war, daran hatten die Frauen keinen Theil. Dieſe Erklärung enthält ſehr viel Wahres, befriedigt indeß nicht über alles, da ſogar viele griechiſche Frauen an der Gymnaſtik und Muſik Theil nahmen; am wenigſten aber gibt ſie Aufſchluß über die Abweichungen der atiſchen Sitten. Ohne Zweifel war in allen alten Republiken der geſellige Umgang mit den Weibern ſehr verſchieden von dem in alten und neuen Monarchien, und dadurch war es auch wenigſtens die Außenſeite, gleichſam die äußern Zuthaten, in dem Verhältniß der Liebe und der Ehe. Allerdings würde es einer Frau, gewohnt an aſiatiſche Sitten und Huldigungen, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta verſetzt, Anfangs etwas herbe dünken; wäre ſie aber edler Natur, ſo würde ſie bald einſehen, daß ſie eigentlich dort entweiht und verachtet ward, wo man ſie zwar vergöttert, aber ohne ſie um ihrer ſelbſt willen zu achten, als ein bloßes Werkzeug ſchlaffer Wolluſt. Die Gymnaſtik vollends, die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie bey den doriſchen Völkern, oder nicht, mußte eine weſentliche Veränderung und völlige Umwälzung in der Lage und in den Sitten

des weiblichen Geschlechts verursachen. Im letztern Falle, dem der meisten griechischen Staaten, wo nicht aller außer Sparta, gewiß aber aller jonischen, entfernte sie die Frauen von dem Umgange und der Gesellschaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnäsien nahm. Sie schwächte auch allmählich die Achtung derselben, und dadurch selbst ihren Werth, indem sie das weibliche Geschlecht von demjenigen ausschloß, was die höchste Blüthe des männlichen Lebens und die erste Liebe des Jünglings war; schöne Spiele nämlich und freye Thaten in männlicher Freundschaft.

Die Rechtfertigungen oder Erklärungen der griechischen Sitten, welche ich bis itzt anführte, setzen unbestimmte oder unrichtige Begriffe von dem voraus, was erklärt werden soll. Ich werde mich weiterhin in diesen Berichtigungen nur noch auf Athen beschränken, einen ganz allgemeinen aber doch bestimmteren Umriß der Thatsache entwerfen, und die Gründe derselben entwickeln. Haben wir nur erst hier, wo die Nachrichten doch am vollständigsten sind, Grund und Boden gewonnen; so kann bey der Untersuchung, in wie fern die Lage und die Sitten des weiblichen Geschlechts in den andern griechischen Staaten denen zu Athen und Sparta ähnlich waren, die Voraussetzung, daß die jonischen sich dem ersten, die dorischen dem letzten näherten, vielleicht zum Leitfaden dienen, die kleinen noch vorhandnen Bruchstücke zu einem Gemählde zu ordnen, dem es an einer schönen Einheit nicht fehlen würde. Die abweichendsten Eigenthümlichkeiten in der Lage und den Sitten der attischen Frauen, sind diese. Ihre Erziehung wurde erstens, außer

ſo viel Orcheſtik und Muſik als etwa zu öffentlichen Feſten unentbehrlich war, auf weibliche Handarbeiten eingeſchränkt, worin ihr Fleiß und ihre Kunſt gleich ſehr bekannt ſind. Jedoch waren ſie auch Zuſchauerinnen im Theater 63), wenigſtens bey den tragiſchen Schauſpielen, dieſer hohen Schule der atheniſchen Bildung. Ferner waren ſie von dem öffentlichen Leben, von den Geſellſchaften, ja vom Umgange der Männer, bis auf wenige Ausnahmen, ausgeſchloſſen. Außerdem ſind auch die Urtheile der attiſchen Schriftſteller über das andre Geſchlecht ungewöhnlich hart, und die Übereinſtimmung ihrer Äußerungen verräth, daß dieß ein öffentliches Urtheil und die Stimme des Volks war.

Die Geſetze ſelbſt, die Geſetze des freyen Athen, des gerechten Solon, beförderten die Einſchränkung der Frauen. Schon Solon beſchränkte die öffentliche Erſcheinung derſelben durch ein Geſetz, deſſen Buchſtabe ſeltſam klingt, aber das ächte Gepräge des Alterthums hat. Es beſtimmt die Zahl der Kleidungsſtücke, das Maaß der Geräthſchaften, und den Werth der Eß- und Trinkwaaren, welche eine Frau, wenn ſie bey Tage ausging, mit ſich führen und an ſich tragen ſollte, bey Nacht dürfte ſie

63) Die Gründe für die entgegengeſetzte Meynung S. in Teutſch. Merk. 1796. 1tes St. III. Waren die Frauen in Athen Zuſchauerinnen bey den dramatiſchen Vorſtellungen? Weil aber die poſitiven Gründe aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit nicht unwiderleglich ſind, die Stelle aus Alexis nicht entkräftet, und auf die wichtige Stelle bey Plato de legg. libr. II. p. 69 70. ed. Bip. gar keine Rückſicht genommen worden iſt; ſo habe ich den Text unverändert gelaſſen.

nur zu Wagen und mit einer Fackel öffentlich erscheinen 64). Ein Gesetz des Philippides belegte Weiber, welche auf den Straßen Unordnung erregten, mit einer Geldbuße von tausend Drachmen. Es gab eigne Obrigkeiten, die eben darüber so wie auch über andre Gegenstände der weiblichen Sitten die Aufsicht hatten und den Nahmen eines Γυναικοκοσμος und Γυναικονομος führten. Die atheniſchen Geſetze im Allgemeinen ſind nicht etwa willkührliche Einfälle, welche einem Volke gegen ſein Bedürfniß aufgezwungen wurden. Sie ſind, beſonders die Geſetze Solons, aus der innerſten Natur der Sitten und der Lage geſchöpft, und es iſt daher ein belehrendes Vergnügen, ihren oft verſteckten Sinn zu erforſchen. Die Erklärung dieſer Geſetze über die Weiber haben wir daher auch in der Geſchichte aufzuſuchen.

Beym erſten Blick ſcheint der einzige Zweck des Soloniſchen Geſetzes nur der zu ſeyn, die guten Sitten zu befördern und unnützen Aufwand zu beſchränken. Zwey Thatſachen beym Herodot aber haben mich auf die Ver-

---

64) Plut. in Solon. p. 359, edit. Reisk. — Plutarch iſt ſelten zuverläſſig, oft nachläſſig, und erinnert uns zuweilen an die etwas unhöflichen Bemerkungen der Alten über den Einfluß der böotiſchen Luft auf menſchliche Geiſtesgaben. Aber die Quellen, aus denen er die Geſetze des Solon ſchöpfen konnte, waren die beſten, und dieſe tragen außerdem das höchſte Gepräge der Ächtheit. Solons Geſetze wurden gleich geſchrieben; die attiſchen Redner führten ſie häufig ganz an, und dieſe letztern waren damals noch in aller Händen; gründliche und genaue Schriftſteller, wie Ariſtoteles, commentirten ſie frühzeitig. Es fiel alſo beynahe die Möglichkeit einer Verfälſchung weg, zu welcher es auch keine eigentliche Veranlaſſung, wie etwa beym Lykurgus, gab.

die attiſche Heftigkeit! Man kann ſich den Ungeſtüm der alten Athener in der früheren herben Vorzeit nicht brennend und hart genug vorſtellen. Der erhabne Aeſchylus gibt uns davon ein treues Bild, welches durch einzelne Züge im Herodot und Thucydides noch vollſtändiger wird. Die alte Pelasgiſche Tiefe und ernſte Traurigkeit traf hier zuſammen mit der joniſchen Beweglichkeit, um eine ganz eigenthümliche Erſcheinung von gränzenloſer Heftigkeit und leidenſchaftlichem Ungeſtüm hervorzubringen, welche das eigenthümliche Weſen des atheniſchen Volkscharakters bildet. Man erinnre ſich nur an die weibliche Heftigkeit in den Danaiden, den Choëphoren, den Sieben Helden des Tragikers. Schon Solon mußte ein Geſetz geben, daß der Schmerz der Frauen bey dem Leichenzuge geliebter Todten nicht in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausarten möchte [67]).

Eine neue Beſtätigung dieſer Meynung gewährt uns Ariſtophanes. Den Inhalt zwey noch vorhandener Komödien bildet ein Weiberauflauf, der eben ſo toll als lächerlich iſt; der Inhalt einer dritten iſt ein öffentliches Weiberfeſt, wo es auch ziemlich lebendig zugeht. Die Namen einiger verlohrnen Komödien dieſes und andrer Dichter laſſen ähnlichen Inhalt vermuthen. Wer glauben wollte, Weiberverhandlungen, wie die in der Lyſiſtrata, oder ein Weiberſtaat wie der in den Ekkleſiazuſen, ſeyen ein buchſtäblich treues Gemählde wirklicher Begebenheiten deſſen Urtheilskraft ſtände zu bezweifeln; aber ohne alle

67) Jenes Geſetz der zwölf Tafeln: Mulieres genas ne raduntо, neve lessum funeris ergo habento; iſt nach dem Zeugniſſe des Cicero, Soloniſch.

Veranlassung in der Wirklichkeit, waren doch gewiß diese Darstellungen der Komödie nicht, welche ihren Stoff vom öffentlichen Leben entlehnte, und nur nach den Bedürfnissen des komischen Ideals weiter ausbildete. Es ist nicht immer leicht, diese reichhaltigste Quelle der attischen Sittengeschichte zu gebrauchen, und die sehr in einander laufende Grenze des Wirklichen und des Erdichteten im Aristophanes mit Bestimmtheit und Sicherheit unterscheiden zu können.

Jene Gesetze waren freylich nichts anders als Linderungsmittel, wie schon ihre Wiederhohlung beweist, konnten nichts anders seyn, da eine Verbesserung und Abhülfe in den einmahl herrschenden Sitten und Grundeinrichtungen des Lebens ganz unmöglich war. Indeß finden wir doch in spätern Zeiten keine solche Thatsache mehr angeführt, wie die obige beym Herodot. Die erwähnte Obrigkeit nämlich, „die weibliche Censur, ist wie Aristoteles sagt, nur in Aristokratien, in Demokratien aber so wenig wie in Oligarchien anwendbar. Denn wie wollte in Demokratien der Censor die Weiber zwingen, nicht öffentlich zu erscheinen [68])?" Ich verstehe dieses nicht vom Ausgehen einzelner Weiber zu häuslichen Geschäften, denn es wäre ungereimt, dieses zu verbieten, und ohnehin verrichteten es meistentheils männliche Sklaven, sondern von einem öffentlichen Erscheinen, welches entweder den guten Sitten oder der öffentlichen Ruhe gefährlich war [69]). Wie konnte der Censor

68) Aristot. Polit. lib. IV, cap. 15. 69) Barthelemy tom. II. p. 99. hat also die Stelle des Aristoteles, wie das Gesetz des Solon, wohl mißverstanden.

die arme Menge mit Geld ſtrafen? Daher denn auch das Geſetz des Philippides in vielen Fällen unanwendbar ſeyn mochte. Mit Leibesſtrafe aber konnte er Freye nur wegen Verbrechen belegen, und Schande hatte er nicht zu vertheilen; denn in einer Demokratie beſtimmt die öffentliche Meinung, und nicht der Geſetzgeber, was Ehre und Schande bringen ſoll.

Durch die Entfernung der Frauen vom öffentlichen Leben, womit auch die Entfremdung von der Geſellſchaft der Männer unvermeidlich verknüpft war, wurde zwar die Ruhe des Ganzen geſichert, aber die Trennung in der Erziehung und in den Sitten der beyden Geſchlechter noch mehr befeſtigt und beſtätigt. Das einzige Mittel, das Übel von Grund aus zu heben, wäre geweſen, die Frauen, wie zu Sparta, an der öffentlichen Erziehung Theil nehmen zu laſſen, und dennoch die entgegengeſetzten Fehler zu vermeiden. Dieſes Mittel zu gebrauchen, ſtand aber nicht in der Macht des Solon, weil es den atheniſchen Begriffen widerſprach. Er verzweifelte ſchon ſo gänzlich an den Sitten der Bürgerinnen, daß er es für nothwendig hielt, die ſtrengen Geſetze des Drako gegen den Ehebruch, Verführung und Verkupplung zu beſtätigen. Man darf überhaupt nicht vergeſſen, daß es nicht die Aufgabe Solons war, willkührlich Geſetze zu erdenken, ſondern nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren beſten Ausdruck zu finden, wenn man die Soloniſche Geſetzgebung, als das höchſte Kunſtwerk der Gerechtigkeit, Weisheit und Schonung, was der griechiſche Geiſt in den damabligen Sitten und Begriffen hervorzubringen im Stande war, nicht verkennen will. Und wenn es ſich finden ſollte, daß

ſeine Geſetze, wo es nur möglich war, der ſtrengen Gerechtigkeit gemäß waren, daß er wo dies nicht in ſeiner Macht ſtand, durch recht ſinnreiche Züge der ſchlauſten Benutzung und der feinſten Schonung wenigſtens das beſte Gleichgewicht zwiſchen den Geſetzen der Nothdurft und den Foderungen der ſittlichen Vernunft zu erreichen wußte, ſo ſcheint dieſes vielleicht Einigen wenig geſagt, es dürfte aber mehr ſeyn, als ſich von vielen andern Geſetzgebungen rühmen läßt. Scheinen jene Einrichtungen hart, ſo ſorgte hingegen der attiſche Staat dafür, daß die jungen Bürgerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden, er beförderte die Ehen. Die Töchter derer, welche ſich ums Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf öffentliche Koſten erzogen oder ausgeſtattet. Wer eine Frau beleidigte, den durfte jedermann verklagen; ſelbſt jene ausgeſtoßenen Hetären, denen die Rechte der Bürgerinnen verſagt waren, fanden wenigſtens Duldung. Alles ganz im Geiſte des gerechten und guten Athen, wo die Geſetzesgleichheit einheimiſch war, wo auch der Fremde gegen die ſonſtige Sitte des Alterthums, und ſelbſt der Unfreye ſeine eigenthümlichen Rechte hatte, wo er, wie Demoſthenes ſagt, ſogar freyer reden durfte, als in andern Staaten der Bürger, wo auch er ſich freuen durfte 70).

Welches die geſetzlichen Urſachen der Eheſcheidung zu Athen geweſen, ob der beyderſeitige oder gar einſeiti-

---

70) Atque id ne vos miremini, homines servulos
Potare, amare, atque ad coenam condicere.
Licet hoc Athenis. —
Plautus in Stich. act. III, scen. 1.

ge Wille hinreichte, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Höchst wahrscheinlich ist es aber, daß die attischen Gesetze auch in diesem Stücke ihrem eignen Geiste treu und gerechter als andre, und daß die Rechte des Mannes und der Frau gleich waren. Der Umstand, daß die Obrigkeit, durch die Vermittlung eines Vergleichs in Güte, und die persönliche Erscheinung der Frau vor Gericht, den Leichtsinn zu hemmen suchte; die Namen der Scheidung selbst [71]), lassen etwas sehr willkührliches vermuthen. Die sonderbaren Vorrechte jeder Familienerbin (επικληρος) hatten einen politischen Grund, und können zum Beyspiel dienen, wie viel tiefer Sinn auch in den seltsam scheinenden Solonischen Gesetzen liegt. Epikleros hieß nehmlich diejenige Bürgerin, welche in Ermanglung von Söhnen, das Vermögen ihres Vaters erbte. Die Obrigkeit verfügte über ihre Verheirathung, und sprach sie dem nächsten Verwandten zu, der jedoch in jeder Rücksicht zur Ehe fähig seyn mußte, sonst dem nächsten nach diesem [72]); ja, war sie zu der Zeit, da sie erbte, schon verheirathet, so wurde die erste Ehe wieder getrennt. Eine solche Erbin genoß nun eine Menge Vorrechte, von denen die meisten die Absicht hatten, ihr auf jede Weise Nachkommenschaft zu verschaffen; einige derselben waren aber von der Art, daß sie bald veralteten, und lächerlich wurden. Solon suchte nicht nur überhaupt die äußerst wichtige Einheit der kleineren Glieder und Stammvereine,

71) Αποπομπη, von Seiten des Mannes; απολειψις, von Seiten der Frau. 72) Der, welchem sie zugesprochen ward, hieß επιδικαζομενος.

aus welchen das Ganze des Staats zuſammengeſetzt war, durch Ehen in ſich zu befeſtigen, welche ſonſt leicht der Kitt der Partheyen werden konnten; ſondern er hatte auch bey jenen ſonderbaren Verfügungen einen Zweck, der mit dem großen Ziel ſeiner ganzen Geſetzgebung in der genaueſten Beziehung ſtand. Dieſes Ziel war, die überhaupt, wo ſie einmal eingeriſſen iſt, beſonders aber in Griechenland, ſchnell wachſende Ungleichheit des Vermögens wenigſtens in ſo weit zu hemmen, daß die Erſchütterungen, welche ſie in Freyſtaaten nach ſich ziehen mußte, vermieden würden. Er ſuchte durch jene Geſetze die Vereinigung zweyer Erbtheile zu verhindern, und wie die Einzelnen ſo auch die Familien und Stämme an Vermögen gleich zu erhalten. Die Vertheilung der Abgaben zu Athen war mit ſolcher Gerechtigkeit und Weisheit abgewogen; die Sorge des Staats für diejenigen, welche ſich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder doch ohne ihre Schuld ſeiner Hülfe bedurften, war ſo großmüthig; die Geſetze waren ſo vortrefflich, daß es zu Athen keinen Bettler gab [73]), unmäßiger Reichthum aber nur ſelten ſeyn, und ſchwerlich lange dauern konnte. Die Ungleichheit des Vermögens war, wie ſie mehrentheils überhaupt die Veranlaſſung der demokratiſchen Staatseinrichtungen in Griechenland geweſen, ſo auch die erſte geſchichtliche Urſache der Soloniſchen Geſetzgebung, durch welche die höchſte Aufgabe jedes griechiſchen Freyſtaates ſo zweckmäßig, und wenn man ſich erinnert, daß Athen

73) Isocr. Areopag. p. 263.

eine demokratiſche Handelsſtadt war, kann man wohl ſagen, ſo glücklich aufgelöſet worden iſt.

Bey der bisher entwickelten Sittengeſchichte und Verfaſſung Athens, darf es uns alſo nicht befremden, in den attiſchen Schriftſtellern Äußerungen über das weibliche Geſchlecht zu finden, welche ſie zwar mit Unrecht zu allgemein ausdehnen, die aber in dieſer Stadt nicht ganz ohne Grund waren. Und doch redet nicht ſo wohl Geringſchätzung als Mißtrauen, nicht Leidenſchaft, ſondern gegründete Lebenserfahrung aus ihnen; ſelbſt der alberne, lächerliche Weiberhaß des Euripides verräth mehr die Erbitterung des beleidigten Theils, als den Übermuth eines ungerechten Unterdrückers. Erklärbar iſt alſo auch in dieſer Hinſicht der Vorzug, welchen die Griechen der geiſtigen Männerfreundſchaft vor der weiblichen Leidenſchaft gaben, und die Meynung, daß die edlere oder himmliſche Liebe nur zwiſchen Männern Statt finde 74). Solon ſelbſt hatte den Lauf der Begebenheiten genutzt und den ruhmwürdigen Verſuch gewagt, joniſche Ausſchweifung, die er nicht mehr ganz vertilgen konnte, zu doriſcher Liebe zu adeln. Er unterſagte die edle Männerfreundſchaft, als ein Vorrecht der Freyen, den Sklaven, ſuchte aber dagegen durch ſtrenge Strafgeſetze jede unnatürliche Ausſchweifung zu hemmen. Wenigſtens erreichte er ſo viel, daß man noch zu Plato's Zeit ſagen konnte; nur zu Athen und Sparta wiſſe man den himmliſchen Amor von der gemeinen ſinnlichen Liebe zu unterſcheiden 75).

---

74) Plat. Sympos. p. 184. 75) Plat. Sympos. p. 186.

Plato lebte in dem Zeitalter, wo attiſche Sittenloſigkeit und Geſetzloſigkeit, in noch ungeſchwächter Kraft, und ungehemmter Freyheit, nur deſto üppiger ausſchweifte; und er war noch nahe genug an der Zeit, wo die doriſche Tugend ihre höchſte Blüthe erreichte. Daher ſeine Vorliebe für die doriſchen Sitten, auch in Rückſicht der Frauen. Er hat mit wenigen Meiſterzügen eine Frau verewigt, welche dieſer Vorliebe entſprach, die ſein tiefes Gefühl und die hohen Ideen ſeiner Vernunft gleich ſehr befriedigte; die Diotima, in welcher ſich die Anmuth einer Aſpaſia, die Seele einer Sappho, mit hoher Selbſtſtändigkeit vermählt, deren edel begeiſtertes Gemüth uns ein Bild der vollendeten Menſchheit darſtellt.

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. *).

Der Verstand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Gränzen aller Vorstellungen

*) Diese kleine Abhandlung bemüht sich, die Idee des Schönen in ihrem Zwiespalt mit dem Wesen der Kunst zu betrachten; indem nähmlich zuerst Klage darüber geführt wird, wie das Schöne in der Kunst immer nur unvollständig, einseitig, getrennt und in seine Elemente zerspalten, zur Erscheinung und zur Wirklichkeit gelangt; dann aber auch nachgewiesen und angedeutet wird, wie das Schöne und seine Bestandtheile nicht bloß in der Kunst, sondern ursprünglich auch in der Natur und in der Liebe gefunden werden, und wie erst im vollendeten Einklang dieser drey Elemente das vollständige, wahre und höchste Schöne hervorgeht, wo die Fülle der Natur und die Einheit der Liebe zum Ebenmaaß der Kunst zusammenstimmen. So genommen, ist die Idee des Schönen nicht mehr getrennt von der des Wahren, als der Fülle alles lebendig Wirklichen, noch auch von der Idee des Guten, als der geordneten Liebe; und darauf eben ist dieser Versuch gerichtet, jene griechische Idee des Schönen in ihrer ganzen Vollständigkeit und höchsten Vollkommenheit zu ergreifen. Die Fülle aber und die Einheit sind hier in einem viel höhern Sinne zu nehmen, als wie es damahls in unserer Deutschen Philosophie üblich war, wo sie bloß als Elemente des Denkens, des Begriffs, oder des beschränkten Daseyns betrachtet werden. Unter der Fülle wird hier verstanden, die unendliche Fülle des Lebens der schöpferischen Natur, in der anwachsenden Schöne ihrer unermeßlich herrlichen Entfaltung; unter der Einheit aber ist nicht irgend eine äußre Einheit gemeynt, sondern die innere, ewige Einheit der Seele, oder der

und Bestrebungen sind durch zwey entgegenstehende Gesetzgebungen unabänderlich bestimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des strebenden Gemüths; von außen die unwandelbaren Gesetze der Natur. Unsicher schwankt die Neigung zwischen der Stimme der Freyheit und dem Gebothe des Schicksals; mühsam bildet der Verstand am Einzelnen, und verliert sich vom Ganzen endlich so weit, daß es scheinen könnte, als sey dem Menschen Maßstab und Wagschale seines Lebens entrissen. Jene zwiefachen zarten Gränzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schicksals und der Freyheit in volle Eintracht aufzulösen, ist der verschlungenste Knoten des menschlichen Lebens. Ist das Ungefähr weiser als die Kunst? Kann die schwerste Aufgabe nur von selbst erfüllt werden?

Wenn nicht absichtliche Kunst, sondern der Naturtrieb die Bildung lenket, so entwickelt sich gleichmäßig der ganze Mensch. Vollständigkeit und Bestimmtheit sind die unterscheidenden Merkmale des Alterthums, und seiner organischen Entwicklung. Alles Einzelne ist hier in durchgängiger Wechselwirkung; offen und deutlich liegen in der antiken Geschichte die großen Umrisse der Freyheit und des Schicksals vor uns; auf den verschiedenen Stufen der alten Bildung sind die reinen ursprünglichen Arten aller wesentlichen Verhältnisse zwischen dem Menschen und der Natur erschöpft, auf der höchsten Stufe ist mehr oder weniger die harmonische Eintracht und eine natürliche Vol-

---

Liebe; und so ist auch die Ordnung und das Ebenmaß in diesem Sinne nicht bloß auf die Kunst beschränkt, sondern es ist der ordnende Geist, der alle Bildung, bewußt oder unbewußt, leitet und bestimmt, und selbst ihr Wesen ist.

lendung und höchste Blüthe erreicht. Dieser Zusammenhang gegen unsere Zerstückelung, diese reinen Massen gegen unsere unendlichen Mischungen, diese einfache Bestimmtheit gegen unsere kleinliche Verworrenheit gehalten, sind Ursache, daß uns die Alten, Menschen im höhern Styl zu seyn scheinen. Doch dürfen wir sie nicht als Günstlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unsere Mängel selbst bewähren und sichern unsere Hoffnung; denn sie entspringen eben aus der Oberherrschaft des geistigen Vermögens und des freyen Verstandes, dessen obwohl langsame Vervollkommnung dagegen auch gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geschäft, dem Menschen eine beharrliche Grundlage zu sichern, und eine unwandelbare Richtung zu bestimmen, beendigt hat, so wird es nicht mehr zweifelhaft seyn, ob die Geschichte des Menschen gleich einem Kreise ewig nur in sich selbst zurückkehre, oder ins Unendliche zum Bessern fortschreite. Eben so ist die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beyde entspringen aus der Herrschaft des Triebes und einer sich aus sich selbst frey entwickelnden Natur. Der Verstand, wo er den Gang der menschlichen Bildung leitet, bleibt allerdings oft hinter der Natur zurück, und verkennt die Mittel, oder verwechselt Mittel und Zweck. Der Trieb dagegen fängt an mit der Natur und endigt auch wieder in der Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menschen. Selbst die griechische Kunst, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in sich selbst, und beweiset die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunst ist auch unsere Verworrenheit und Zerstückelung am offenbarsten. Eine Kunst schweift in das Gebiet der

ändern, und eine Gattung in das Gebiet der andern hinüber. Darſtellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anſchauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechſeln ihre Beſtimmung Der Künſtler ſtrebt auf Koſten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner ſchätzt in der Natur nur das Künſtliche; der Schwärmer nur nach dem Wiederſchein ſeiner eignen Träume verlangend, ſucht die Liebe in der Natur; der liebloſe Schwelger erfrecht ſich den freyen Menſchen, wie äußere Natur zu genießen. Dieſer lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre, jener weiß das Schöne nur zum Nutzen zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menſchheit verwirrt; er muß ſie auch noch vereinzeln und verſtümmeln. Wer in Muſik allein ſchwelgt, verſchwebt in Unbeſtimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich ſelbſt zu Stein; wer in der Poeſie allein lebt, verliert beydes, Kraft und Beſtimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbſt Poeſie und Wirklichkeit vereinigt, laſſen eine große Lücke, welche nur durch die ſinnlichen Künſte ausgefüllt werden kann, in welchen die Geſetzmäßigkeit beſtimmter und lebendiger als in der Dichtkunſt, die Wirklichkeit geſetzmäßiger als in der Natur iſt. Durch die Kunſt allein wird der Menſch zu einer leeren Form; durch die Natur allein wird er wild und liebloſ. Es iſt ein beweinenswerther Anblick, einen Schatz der trefflichſten und ſeltenſten Kunſtwerke wie eine gemeine Sammlung von Koſtbarkeiten zuſammen aufgehäuft zu ſehen. Troſtlos und ungeheuer ſteht die Lücke vor uns; der Menſch iſt zerriſſen, die Kunſt und das Leben ſind getrennt. Und dieß Gerippe war einſt Leben!

Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmliſche Feuer der Kunſt, wie die ſanfte Gluth des Lebens beſeelte Leiber durchdringt, das All der regen Menſchheit durchſtrömte!

Nicht weniger unnatürlich, wie jene verkünſtelten Schwelger der Einbildungskraft und eines ganz einſeitigen Kunſtſinnes, ſind die Schlachtopfer der Anſtrengung, die Sklaven des Nutzens, in denen ſteter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt ſich der Mechanismus einer ſolchen Sinnesart und eines ſolchen Lebens noch leidentlich wie ein Menſch; im Genuſſe zeigt ſich unverhohlen das reine Thier. Dieſe verwahrloſten Naturen erröthen endlich bey dem Namen der Schönheit. Die leiſeſte Erinnerung an Kunſt, Natur, Liebe erregt ihnen eine ſichtbare Scheu und innre Verlegenheit, wie die ernſthafte Erwähnung eines Geſpenſtes.

Auch der geiſtige Genuß iſt der Seele nothwendig, er erfriſcht und belebt die Kraft zu neuem Kampfe; ſtete Anſtrengung zerrüttet und zerſtöret unvermeidlich, wie ſteter Genuß erſchlafft und auflöſt. Es iſt widerſprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſeyn, deren Geſetze mit den ſeinigen faſt überall in Widerſpruch ſtehen. Das Leben iſt ein ernſter Kampf; die kleinſte Unmäſſigkeit im Genuſſe beſtraft ſich ſelbſt. Nach dieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieſer Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rauſch ſo hart beſtrafen. Andre, die ſich zu ernſter That verknüpfen,

und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beſtändigkeit ihres Genuſſes belohnt. Der Genuß hat um ſo mehr Werth, je ſelbſtthätiger er iſt, je mehr er ſich dem Schönen nähert, in welchem ſich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frey, darf nicht Mittel zu einem Zwecke ſeyn; abſichtlicher Genuß wäre Geſchäft und nicht Genuß. Das Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber iſt heilig. Man kann durch Darſtellungen den Verſtand, durch das Schöne die Sitten bilden, die Kunſt kann Stoff für den Denker werden; aber der Sinn gewinnt wenig oder nichts dabey. Wie jede Kraft ſich nur im freyen Spiele entwickelt, ſo bildet ſich auch das liebende Gefühl und der innre Sinn der Seele oder das Vermögen des Schönen, nur im freyen Genuſſe des Schönen. Dieſer innre Sinn der Seele für das Schöne, iſt noch verſchieden von dem bloßen Kunſtſinn, welcher dem erzeugenden und hervorbringenden Kunſtvermögen, als die Empfänglichkeit, Darſtellung und Erſcheinung zu faſſen, gegenüberſteht; denn das Schöne waltet nicht bloß in dem Scheine oder in der Darſtellung und Kunſt, ſondern auch in der Natur und im Menſchen, oder in der Liebe. Die Gränze des geiſtigen Genuſſes der Seele, wo er anfangen darf und wo er aufhören muß, iſt leicht zu beſtimmen, aber äußerſt zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Gränzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren gibt es drey, wie drey urſprüngliche Gegenſtände des geiſtigen Genuſſes; die Natur, der Menſch, und die Kunſt, in deren Darſtellungen alles vereint wird.

Das Vorrecht der Natur iſt die Fülle und das unendliche Leben; das Vorrecht der Kunſt iſt die geiſtige Einheit und das harmoniſche Ebenmaaß. Wer das letzte läugnet, wer die Kunſt nur für Erinnerung an die ſchönſte Natur hält, der ſpricht ihr alles ſelbſtſtändige Daſeyn ab. Hätte ſie nicht ihr eigenes Geſetz, wäre ſie nichts als Natur, ſo wäre ſie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters, um die erlöſchende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu erſetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz verſagte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greiſen überlaſſen, ſich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in weſenloſen Schatten zu ſchwelgen. Andre Irrende läugnen die Natur, indem ſie ſie eine Künſtlerinn nennen, als wenn nicht alle Kunſt beſchränkt, die Natur aber überall unendlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet ſich nach allen Seiten gränzenlos aus; das kleinſte Einzelne in ihr iſt zwiefach unerſchöpflich. Es iſt die durchgängige Beſtimmtheit des Geſtalteten, wie die allbewegliche Regſamkeit des Lebendigen unendlich; denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit, deren unendlich viele ſind, iſt erfüllt. Nicht genug, daß die Kunſt alle Mannigfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; ſie zerſchneidet auch Geſtalt und Leben, ſie zerreißt die Natur. Die einzige Schauſpielkunſt vereinigt ſie zwar, aber auch ſie reißt doch nur gewaltthätig ein beſtimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig giebt ſie uns zwey Seiten der Natur zugleich und vereint, welche in den andern Künſten getrennt bleiben, das bewegliche Leben und die feſte Geſtaltung. Aber die

Vereinigung ist mangelhaft und es bleibt ein Gefühl von der Unvollkommenheit der Elemente, die nicht zusammengehn; vorzüglich ist der plastische Theil dieser plastischen Musik sehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealischen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuschung auf; die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuschung auf. Man vergleiche damit einen Blick an den freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichsam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verschiedenste Leben durch alle Sinnen in unser Innerstes dringt; den Anblick eines furchtbar-schönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerstörung überschäumt. In dieser Anschauung scheint der Mensch die ganze Fülle des Daseyns und die endlose Zeit selbst zu fassen, die verschwistert mit der Mannigfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füllhorn der ewigen Natur hervorströmt. „Das Ganze bleibt immer jung, singt der Dichter der Natur; nur die Vergänglichen wechseln flüchtig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie im Wettlauf reichen sie die Fackel des Lebens weiter *)." — Entfliehe, scheint sie dem Menschen verführerisch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armseligen Kunst; huldige der ehrwürdigen Einfalt, der heiligen Begeisterung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüsten alles echte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtlose Verlangen, sich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durst das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menschen so

*) Lucret. II. 75.

gewaltsam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freyheit entreißt. Wild verachtet er alles Gesetz; lieblos entweiht er die Würde seiner Natur. Kein Volk war größer im lebendigen Genusse der Natur und in der Ausschweifung in dieser sinnlich und geistig schwelgenden Lebensweise, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, gesetzloser, grausamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die ersten Fechterspiele seinen Nahmen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genusse waren hier so groß, daß die Fülle eines römischen Lebens die Gränzen unserer Einbildungskraft übersteigt. Die Selbstständigkeit, der große Styl ihrer Laster mischt selbst in unsern gerechten Unwillen über ihre nahmenlosen Frevel noch ein Gefühl von Bewundrung solcher allumfassenden und durch nichts zu erschütternden Willenskraft. Aber mit flammender Schrift ist in ihre Jahrbücher die Geschichte der sittlichen Ausschweifung im Großen für alle Zeiten eingegraben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht, die an sich unersättlichen Begierden zu befriedigen; auch römische Kraft konnte der Schwelgerey, welche selbst die stärkste Kraft am Ende unausbleiblich zerstört, nicht widerstehen, und endigte mit völliger Erschlaffung und Auflösung.

Die Liebe ist der Seelengenuß des freyen Geistes, und der Mensch ist zunächst ihr Gegenstand. Denn wie in Einem allein keine Wechselwirkung seyn kann, so giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar ist es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfassen, und Eins mit der Natur zu seyn. Der menschliche Trieb ahndet einen Überfluß von Güte, Geist und Fülle; der menschliche Verstand fühlt

eine Lücke jenſeits der Gränzen des Wiſſens. Jener Überfluß erfüllt dieſe Lücke, und erzeugt die Vorſtellungen von höhern Weſen, und die Neigung zu Gott, als dem höchſten Urbilde des unvergänglichen Schönen *). Aber auch in der geiſtigſten Liebe iſt die Schwelgerey der Seele ſchädlich. Erkenntniß iſt Anſtrengung des Geiſtes; Glauben iſt Genuß der Seele. Die Früchte des Glaubens ſeyen der Lohn für die Anſtrengung des Denkers! Unverdient genoſſen, werden ſie ſonſt wie jede Unmäßigkeit, ſich ſelbſt beſtrafen. Die kleinliche Verirrung, in Allem nur

*) Nur als ſolches, als höchſtes Urbild des ewigen Schönen, kann und mag der begeiſterte Gedanke das Weſen der Gottheit erfaſſen, auf dieſem hier vorwaltenden Standpunkte des Alterthums, nach ſeiner Idee des höchſten Schönen, welche den Geiſt deſſelben bildet. Und hier zeigt ſich klar der große Unterſchied zwiſchen der idealen Begeiſterung, oder der nur aus ſich ſelbſt denkenden Vernunft, und einer höher erleuchteten Offenbarung, in der Erkenntniß des göttlichen Weſens und ſeines Verhältniſſes zu uns. Die Liebe, welche aus der Begeiſterung des höchſten Schönen hervorgeht, iſt mehr eine künſtleriſche Bewunderung, als eigentliche Liebe zu nennen; wo das vollkommenſte Weſen, als das ewige Urbild des höchſten Schönen, zwar wohl als Maaßſtab der Würdigung für jede andre Liebe gelten mag, ohne jedoch uns ſelbſt auch wiederum mit der Hoffnung und Verſicherung der gegenſeitigen göttlichen Liebe erfüllen zu können; welche Gegenliebe Gottes gegen den Menſchen vielmehr auf dieſen Standpunkt, nur als eine Täuſchung der Einbildungskraft erſcheinen muß. Die Vernunft aber, indem ſie den leeren Raum des eitlen Denkens mit dem Widerſchein der eignen Ichheit im erkünſtelten Glauben ausfüllt; gelangt nicht zum lebendigen Gefühl der ewigen Liebe, geſchweige denn zur Hoffnung der göttlichen Gegenliebe; welche Idee des unverſieglichen Lebens wir nur im Lichte der Offenbarung finden konnten, und zu erkennen im Stande ſind.

sich und seinen Widerschein und die Gebilde der eignen, eitlen Vernunft zu suchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die wohl eine rege Empfänglichkeit im Denken, Bilden und Dichten, aber wenig Reitzbarkeit und schöpferische Tiefe der Seele haben. Solche Naturen werden auch in anderm, menschlichen Verhältniß, die Kunst mit der Liebe verwechseln, da doch jede Absicht das freye Seelengefühl entweiht, welches sich nicht erkünsteln läßt, da keine absichtliche Kunst den Namen der Liebe verdienen kann. In irrer Hoffnung eines größern Gewinnes vernichtet ein anderer geistig Liebender sein Selbst in unbedingter Hingebung. Der Arme! Mit der Selbstständigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus seiner Brust. Denn die Liebe ist der Wechselgenuß freyer Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in sich selbst. Aller Genuß der Natur ist halb und unbefriedigend. Wie schnell flieht das Schönste und drückt den Stachel der Sehnsucht nur tiefer in die Brust! Und nach einer kurzen Täuschung von Leben erstarrt das zurückbleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die sehnsuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer stumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchste Seelengenuß ist die Liebe, und die höchste menschliche Liebe ist die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem starken Triebe, der die Heldenbrust des Römers beseelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, sich den Seinen entreißt, sich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher sein Haupt verwünscht, sich den unterirdischen Gottheiten weiht und

in die offenen Arme des Todes stürzt, scheinen uns Halbgötter. Man vergleiche sie mit der himmlisch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias *); man vergleiche sie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas! Sie sind Barbaren, sie erfüllten das Gesetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bey Thermopylae starben, denn sie starben für das Gesetz, sondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, dessen Zweck Vollständigkeit in der Gemeinschaft mehrerer freyer Wesen ist, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechselgenuß Aller in allen. Das war es, dessen Verlust der unglückliche Lacedämonier, welchen das Gesetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterschied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dies verbreitet über das Leben eines Brasidas den Glanz selbstgenugsamer Freudigkeit. Die Römer nähern sich hingegen an hoher Selbstständigkeit dem attischen Styl, und sie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach außen sehr weit. Der heftigste Kampf riß gewaltsam ihr Inneres bis zum Schwulst heraus; sie sind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae schwelgte man in den Gefühlen der begeisterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundschaft; und der Genuß und das Gefühl dieser schwelgenden Begeisterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. Diese Völker sanken endlich so tief, daß sie dem Reitze, der nur Hülle des Schönen seyn sollte, huldigten, und sich an der Natur vergiengen. Überhaupt ist die

*) Herod. Erat. cap. 132 — 137.

Reitzbarkeit der Seele das gefährlichſte, wie das ſchönſte Geſchenk der Götter. Man ſetze in einem Gemüth die Empfänglichkeit des Sinnes ſehr gering, die Reitzbarkeit der Seele aber ſo gränzenlos, daß die leiſeſte Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbſtſtändigkeit des Willens aber ſey ſo ſtark, daß ſie die Leitung des Lebens mit der Reitzbarkeit theile. Das Daſeyn einer ſolchen Natur würde ein ſtetes Schwanken ſeyn, wie die ſtürmiſche Woge; eben ſchien ſie noch die ewigen Sterne zu berühren, und ſchon ſtürzt ſie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Dieſem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchſte und das tiefſte Loos der Menſchheit; innigſt vereinigt iſt es dennoch ganz getrennt, und im Überfluß von Harmonie unendlich zerriſſen. So denke man ſich die Sappho, und alle Widerſprüche in den Nachrichten über dieſe größte aller griechiſchen Frauen ſind erklärt. Auch wir können ſagen: „Noch lebt die Gluth der aeoliſchen Frau; noch athmet die Liebe, die ſie den Saiten vertraute.“ Einige ihrer Geſänge und mehrere Bruchſtücke gehören unter die köſtlichſten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit iſt von Schwermuth wie umfloſſen. Zahlloſe Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt ſind, erſcheinen gegen dieſe, wie trübes irdiſches Feuer gegen den reinen Strahl der unſterblichen Sonne.

Die Liebe iſt an ſich arm und bedürftig; alle ihre Fülle iſt eine Gabe der Natur. Die Natur dagegen, für ſich genommen, iſt nichts als Fülle und Leben; alle Harmonie in ihr und an ihr, ſo wie die innre Einheit, iſt ein Geſchenk der Liebe. In der Kunſt vermählen ſich Fülle und

Harmonie. Freundlich begegnen sich in ihr beyde Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freyheit und Schicksal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innere Mark der Seele dringt, sondern wohlthätig allen Streit löset. Die Natur giebt dem geistigen Sinne die Fülle und den Umfang, und die lebendige Kraft; die Liebe giebt ihm die innere Tiefe und Einheit, als die Seele jenes reichen Lebens, die Kunst aber die harmonische Ordnung und das Gesetz des Schonen. Nur vereinigt vollenden diese drey die Bildung des geistigen Sinnes und des innern Lebens; einzeln erhöhen sie nur die Empfänglichkeit, die Reitzbarkeit, oder die Urtheilskraft. Im Sophokles vereinigt sich die Tiefe und Beseelung der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen sich beyde unter das Gesetz der Kunst. Hier vollendet der Mensch sein Daseyn, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Also die zartesten Gränzen, das feinste Gleichgewicht nach dem Sinne jenes bedeutenden Götterspruches *), Maaß ist der Gipfel der Lebenskunst. Nur durch Vollständigkeit kann er erreicht werden; und diese kann man wie alles Göttliche nicht geradezu erfassen. Zwar pflegt der Mensch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir sehen auch, daß dann der ernsteste Wille, die stärkste Kraft, die scharfsinnigste Kunst nur die krampfhaftesten Verzerrungen hervorbringen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnheiten das vollendete Ganze hervorgehen? Der Mensch, der nach dem Göttlichen strebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hinderuisse zu kämpfen. Eben darum ist die Rückkehr auch

*) Die Delphische Sinnschrift: Μηδεν αγαν.

nie unmöglich, wenn gleich die Eintracht in einer Bruſt noch ſo zerrüttet iſt; wenn auch ein verfinſtertes Volk ſchon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollſtändigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Daſeyn, ſo ſchwankt der Menſch nach dem erſten Schrecken der Freude, gegen wen er ſich ſeines Dankes entladen ſoll. Er darf nicht ſich zueignen, was ſeine eifrigſten Beſtrebungen nicht wirkten, deſſen äußere Veranlaſſung vielleicht ſo deutlich ſcheint; er kann einem fremden Weſen nicht das zueignen, deſſen er ſich als ſeines innigſten Eigenthums bewußt iſt. Er hat ein neues Stück ſeines unbekannten Selbſt gewonnen. Er danke dem unbekannten Gotte! Die gefundne Eintracht iſt nicht ſein Verdienſt, aber ſeine That.

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796.

Einleitung.

Es war ein alter Glaube der Hellenen, daß der unglückliche Schatten eines unbeſtatteten Todten wie ohne Heimath umherirre, und aus der Oberwelt verbannt ſey, ohne noch ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können. Daher wagen die homeriſchen Helden alles, um eine geehrte Leiche aus Feindeshand zu retten; geliebte Verſtorbene zu beweinen, und heiligen Gebräuchen gemäß zu beſtatten, iſt ihnen die theuerſte Pflicht. Sie kennen keinen ſchrecklichern Fluch, als wenn den Vögeln und den Hunden die Leiche zur Speiſe und zum Spott Preis gegeben wird; die feſtliche Ehre des Begräbniſſes ſcheint ihnen für den Todten ſelbſt ein Troſt und einiger Erſatz für das entrißne ſüße Leben. Der ungebildete Sohn der Natur kann ſich ein Daſeyn ohne thieriſches Leben eben ſo wenig vorſtellen, als eine gänzliche Trennung der beſeelenden Kraft und des beſeelten Stoffes, welche ihm immer als ein untheilbares Ganzes erſchienen waren; und dennoch veranlaßt, lockt und nöthigt den Menſchen der gebrechliche Theil ſeines Weſens eben ſo ſehr, als der Gott in ihm, an eine Fortdauer ſeines Selbſt zu glauben. In

der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung; und der Wilde, welcher die Leichen ehrt, steht schon um viele Stufen über der Thierheit. Von der Meinung, daß die Bestattung und die Art derselben für den Todten selbst sehr wichtig sey, waren auch die tieferen Denker der Hellenen noch sehr eingenommen. Zwar lächelte und scherzte der sterbende Sokrates darüber, indem er nur auf den göttlichen Theil seines Wesens bedacht war, wohl wissend, daß das innere Selbst nichts gemein habe mit dem äußern Körper, und der rauhe Diogenes befahl, seinen Leichnam unbeerdigt hinzuwerfen 1). Aristoteles aber zweifelt, ob es nicht für die Todten in der Sinnenwelt noch Güter und Uebel gebe, und ist der Meinung, daß das Schicksal der Nachkommen, Ehre und Schande, also auch ein ehrenvolles Begräbniß, oder Beschimpfung der Leiche, auf ihr Glück noch einigen, wenn gleich nur geringen Einfluß haben könne 2); und Cicero 3) hält das Vorurtheil für wichtig genug, um es sehr ernstlich zu widerlegen.

Die Hellenen waren von Natur ein spielendes Volk, und schon die homerischen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bey seiner prächtigen Bestattung. Festliche Freude schien ihnen das ächteste Band der Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen, und schöne Spiele die heiligste Gabe und die reinste Verehrung. Durch gymnastische Spiele und musikalische Feste an ihrem Gra-

1) Cic. Tusc. I. 43. 2) Nicom. I, 11. 3) Cic. Tusc. I. 43. 44.

be ehrten sie vergötterte Helden, und selbst in der Blüthezeit der helleniſchen Freyſtaaten wußten ſie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Braſidas und eines Timoleon, keinen ſchönern Lohn als dieſe Ehre eines heroiſchen Denkmahls.

Die Athener insbeſondere ſtrebten nach Ruhm und Lob nicht mit Leidenſchaft, ſondern mit Raſerey; in abergläubiſchen Gebräuchen ängſtlich gewiſſenhaft, waren ſie zur Schwärmerey geneigt; und die äußerſte Reizbarkeit zum innigſten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefſten Schmerz über eigne, iſt eine ihrer eigenthümlichſten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugniſſe des Demetrios Phalereus 4), ſchon vor Solon die Pracht der Athener bey Beſtattungen ſo hoch geſtiegen, die Klagen ſo ſehr in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausgeartet, daß er auch hierin die attiſche Heftigkeit durch Geſetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer ſchönen Empfindlichkeit zu mildern ſuchte; denn dieſer liebenswürdige und menſchliche Weiſe, der noch als Greis fröhlich zu ſcherzen wußte, geſtand ja ſelbſt den rührenden Wunſch 5), nicht unbeweint zu ſterben, und ſeinen Freunden Schmerz zu hinterlaſſen, damit ſie ſein Begräbniß mit Wehklagen und Seufzen feyern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bey den Leichenmahlen, wo die Eltern gekränzt erſcheinen mußten, den Verſtorbenen, ſo weit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, ſagt Cicero 6), ward wegen der Pracht jener großen Grabmähler, welche wir noch im Kerameikos ſehn, ein Geſetz gegeben,

4) Ap. Cic. de legg. II. 25. 5) Cic. Tusc. I. 49. 6) De legg. II. 26.

daß niemand ein Denkmahl ſetzen ſolle, welches mehr als dreytägige Arbeit von zehn Menſchen erfordere; und außer andern Einſchränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verſtorbenen eine Rede zu halten, außer bey den öffentlichen Begräbniſſen durch den vom Staat beſtellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bey Beſtattungen und an Gräbern wieder ſo ſehr überhand, daß Demetrios Phalereus ſie durch neue Geſetze einſchränken mußte. Selbſt Plato beſtimmt für eine anſtändige Ausſtattung dreyßig Minen, zum Bau eines Grabes für ſeine Mutter aber zehn Minen 7). Es iſt allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubiſchen Heftigkeit der attiſchen Menge im peloponneſiſchen Kriege machten; und wie Feldherren, welche zur See geſiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Todten nicht aus dem Meer gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden 8).

Was war natürlicher bey dieſer Art zu empfinden und zu denken, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Beſtattung belohnt wurde? Überdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der geſetzlichen Verfaſſung, ſondern auch allgemeiner Geiſt des Volks. Nach dem Geſetze der Gleichheit aber ſchien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche, bey gleicher Verpflichtung Aller, ihr Leben allein zum Vortheil der Übriggebliebenen verloren hatten, einen Erſatz ſchuldig zu ſeyn. Was konnten die Lebenden thun, um ſich dieſer Schuld zu entledigen, als die Verſtorbenen ehren, und ihre Witt-

7) Ep. XIII. p. 174. tom XI Bip. 8). Xenoph. Hellen. I. 7.

wen und Eltern schützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Kosten erziehen?

Die Athener thaten das erste und auch das letzte 9), nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege umgekommenen. „Die Gebeine der Verstorbenen," sagt Thukydides, „werden drey Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüst zur Schau ausgestellt; jeder bringt dem Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Bestattung werden Gefäße von Cypressenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm Eines. Darin sind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen sind bey dem Begräbnisse zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmahl gesetzt, welches in der schönsten Vorstadt im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademia gelegen ist. Sie begraben die im Kriege umgekommenen immer an demselben Ort, außer die zu Marathon; denn weil sie ihre Tapferkeit für einzig hielten, so errichteten sie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmahl. Sind sie mit Erde bedeckt, so tritt ein vom Staat gewählter Mann, welcher an Einsicht nicht ungeschickt zu seyn scheint, und an Würde hervorragt, von dem Grabmahl auf eine hohe Stufe, damit er so weit als möglich von der Versammlung gehört werden kann, und hält über sie eine zweckmäßige Lobrede." Diese epitaphische Rede, denn so nannten die Hellenen jene festliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat im Kriege umgekommenen, wurde jähr-

9) Lys. Epit. p. 127. Reisk. Thuc. II. 46. Plat. Menex. p. 303—305. Bip.

lich wiederhohlt. Nie verſäumte der Staat, das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Todten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten [10]), und ſtiftete außerdem gymnaſtiſche und muſikaliſche Kampfſpiele ihnen zu Ehren. Leichenſteine verkündigten durch Inſchriften den Ort, wo die Heldenſchaaren gefallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger; und Pauſanias [11]) fand hier noch die Denkmahle der größten Athener, welche für Vaterland und Freyheit geſtorben wurden, den Staat gerettet, die Verfaſſung verbeſſert, oder Tyrannen beſiegt hatten.

Hier ſagt Pauſanias [12]), waren zuerſt diejenigen begraben, welches einſt in Thrake von den Edonern überraſcht, und getödtet waren. Hier war das Grabmahl der Athener, welche noch vor dem Zuge des Meders, gegen die Aegineten kriegten. Aber erſt ſpäter fügten die Athener die epitaphiſche Lobrede zu dieſem Gebrauch. Mögen ſie nun, wie Dionyſios in Zweifel ſteht [13]), von denen, welche zu Artemiſium, bey Salamis und in Platäa für das Vaterland ſtarben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathoniſchen Thaten; oder mag Solon der Stifter auch dieſer Einrichtung, und der Urheber der helleniſchen Epitaphien ſeyn, wie Anarimenes der Rhetor behauptet [14]); gewiß iſt es, daß dieſe Sitte, welche alſo mit dem Urſprunge der attiſchen Größe ungefähr gleichzeitig iſt, unter die eigenſten Eigenthümlichkeiten des attiſchen Volks gehört.

* * *

10) Plat. Menex. p. 305. 11) Paus. I. 29. 12) ibid. 13) Archaeolog. II. p. 291. ed. Sylb. 14) Plut. Poplic. p. 102. A.

Lysias, der Sohn des Kephalos, stammte von Syrakusischen Ältern, wurde aber zu Athen, wo sein Vater sich niedergelassen hatte, zur Zeit, da die attische Größe ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, geboren, Ol. LXXX. 2; und ward mit den vornehmsten athenischen Jünglingen erzogen. Nach Plato's Darstellung war sein Vater ein wohlhabender und sehr gebildeter Mann voll ächter Lebensweisheit, ein warmer Freund der Dichter, der selbst im hohen Alter wissenschaftliche Gespräche und Forschungen liebte. Dieser Kephalos nähmlich ist eben jener heitere Greis, mit dessen schönem Bilde Plato seine unsterbliche Republik so einladend eröffnet. Als Lysias funfzehn Jahr alt war, wanderte er mit seinen Brüdern nach Thurium, und nahm an der Kolonie, welche die Athener dahin sandten, Antheil. Daselbst hörte er den Tisias, welcher zuerst über die Grundsätze der Redekunst schrieb, und den Nikias aus Syrakus, wo die gerichtliche Beredsamkeit zuerst ausgebildet und verfeinert wurde. Nachdem er sich ein Haus gebaut und ein bürgerliches Eigenthum erlangt hatte, trieb er öffentliche Geschäfte in großer Wohlhabenheit, bis zu der bekannten Niederlage der Athener in Sikelia. In den bürgerlichen Unruhen, welche dieses Unglück nach sich zog, ward er mit dreyhundert andern, des Atticismus oder der Theilnahme an der athenischen Parthey beschuldigten, verbannt, und kehrte Olymp. XCII, 1. im sieben und vierzigsten Jahr seines Alters nach Athen zurück. Während der Herrschaft der dreyßig Tyrannen ward sein Haus geplündert, sein Bruder Polemarchos ermordet, und er selbst mußte sich flüchten. Er bewies sich nachgehends für die Wiederherstellung der attischen Frey-

heit sehr thätig. Er selbst gab zweytausend Drachmen, und zweyhundert Schilde her. Er miethete dreyhundert, oder nach dem Justinus 15) fünfhundert Gehülfen, und bewog den Thrasydaios von Elis, seinen Gastfreund, ihm zwey Talente zu diesem Zweck zu geben. Dafür machte Thrasybulos nach der Rückkehr den Antrag, ihm das Bürgerrecht zu schenken; welchen Antrag das Volk auch bestätigte. Weil aber dieser Volksbeschluß gegen die gesetzliche Form, ohne vorläufige Berathschlagung des Senats zum Vortrag gebracht worden war, so ward er auf Antrag des Archinos für nichtig erklärt, und Lysias blieb des Bürgerrechts verlustig. Er starb in hohem Alter (Ol. C.) kurz vor der Geburt des Demosthenes.

Anfangs gab Lysias Unterricht in den Grundsätzen der Redekunst 16); weil aber Theodoros in der Wissenschaft scharfsinniger, in den Reden selbst aber dürftiger war, als er, so ließ Lysias die Wissenschaft liegen, und fing an Reden zu schreiben. Dieser Zug ist nicht unbedeutend. Bey den Neuern würde Lysias sich wahrscheinlich dem wissenschaftlichen Unterricht, Isokrates hingegen den öffentlichen Vorträgen gewidmet haben. Wunderbar im Gegentheil sind die Beyspiele, wie einheimisch unter den Alten, auch bey gewöhnlichen Köpfen, das richtige Gefühl ihrer Bestimmung und vorzüglichsten Geschicklichkeit war. Die Alten wußten, was sie wollten; und fühlten bestimmt, was sie konnten. Lysias schrieb sehr viele, größtentheils gerichtliche Reden für Einzelne; unter vierhundert und fünf und zwanzig angeblich von ihm

15) Iust. V. 9. 16) Cic. Brut. 12.

herrührenden, hielten die Kritiker zweyhundert, drey und dreyßig für ächt. Er war nach Cicero zwar selbst in Rechtshändeln nicht bewandert [17]), aber ein äußerst scharfsinniger und ausgearbeiteter Schriftsteller, welchen man beynahe schon einen vollkommnen Redner nennen dürfe. Er verdunkelte alle zu seiner Zeit blühenden Redner, erwarb sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm, und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Seine scheinbare Leichtigkeit ist der Gipfel der Kunst, und fast unnachahmlich.

Dionysios rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Angemessenheit seines Ausdrucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor allem aber eine gewisse eben so unbeschreibliche als unnachahmliche Anmuth, die eigenthümlichste seiner Eigenschaften.

In den gerichtlichen Reden war er nach dem Urtheil des Dionysios am glücklichsten, und auch in diesen ist er geschickter, das Geringe, Seltsame und Dürftige zierlich, als das Erhabne, Große und Reiche kräftig auszudrücken. Die Magerkeit seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird von den alten Kriti-

17) Cic. Brut. 9. Die Kenntniß des bürgerlichen Rechts war bey den Hellenen so wenig geschätzt, daß die sogenannten Pragmatiker, welche dem vornehmen Redner um geringen Lohn vor Gericht darin zur Hand gingen, durchaus verachtet waren. cfr. Cic. de Orat. I, 45.

kern, denen er für ein vollendetes Urbild des nüchternen attiſchen Styls der Beredſamkeit galt, oft erwähnt und bis zur ungerechten Einſeitigkeit hoch geprieſen. Jene attiſche Nüchternheit hatte nähmlich viele blinde Anbeter, welche die Dürftigkeit ſelbſt, wenn ſie nur geſund war, liebten. Sie glaubten, wer hart und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede Attiſch. Mit Recht erinnert dagegen Cicero, der Urſache hatte, die Forderung ſtrenger Nüchternheit des Ausdrucks nicht übertreiben zu laſſen, ja auch wohl den Schwulſt ſelbſt verſteckter Weiſe in Schutz zu nehmen: nicht das ſey Attiſch im Lyſias, daß er mager und arm ſey, ſondern daß ſich nichts Abweichendes und Ungeſchicktes in ihm finde. Es war nichts Unbedeutendes und nichts Geſuchtes in ihm; man konnte kein Wort aus ſeiner Rede nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede ächt Attiſch. Die Geringfügigkeit der Gegenſtände, welche Lyſias, der mitunter ſo kraftvoll ſeyn könne, wie nur irgend jemand, meiſtentheils behandle, ſey der Grund, warum er ſich ſelbſt herabgeſtimmt habe.

Ein Schriftſteller unſres Zeitalters würde ſich nicht ſehr geſchmeichelt finden, wenn man von ihm ſagte, er ſey das Urbild der magern Schreibart. Indeſſen iſt es doch einleuchtend, daß nichts ungeſchicktes ſchön ſeyn kann. Der reine und geſunde Kunſtſinn der Athener verbannte daher mit Recht alle unnütze Pracht, und allen unzweckmäßigen Schwulſt, und verlangte vor allem, daß der Redner ſich ſeinem Gegenſtande gemäß ausdrücke. Auch der dürftigſte Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunſt durch eben jene ſcheinbar kunſt-

losen Vorzüge, wegen welcher Lysias mit Recht bewundert wird, zu beweisen. Diese sind gewiß sein Verdienst, und beweisen, daß er ein Künstler sey; und bey einem Volke, wo sie mehr oder weniger allgemein und natürlich sind, da ist die Redekunst einheimisch. Wenn der Gegenstand selbst schon groß und erhaben ist, so ist es keine Kunst, hinreißend zu reden; die Beredsamkeit der Leidenschaft und der Begeisterung ist ein unwillkührliches Erzeugniß der Natur, kein absichtliches Werk der Kunst. Überdem darf der Redner sich seinen Stoff nicht wie der freye Dichter, selbst erfinden, oder auch nur wählen; er muß nehmen, was ihm gegeben wird, und eigentlich alles zu behandeln wissen. Und wenn er auch dem magersten und trockensten Stoff nichts abzugewinnen, wenn er sich auch in dem Vortrag der alltäglichsten und geringfügigsten Dinge nicht durch ein gewisses Etwas von dem Unberedten zu unterscheiden weiß, so hat er keine Ansprüche auf den Nahmen eines Redekünstlers.

Übrigens scheint es für die Bildung eines Volks nicht wenig zu beweisen, wenn seine gewöhnlichen gerichtlichen Reden über gemeine Rechtshändel, auch nachdem das Menschengeschlecht um einige Jahrtausende älter geworden ist, noch immer an Zweckmäßigkeit und Reinheit, an sorgfältig durchgearbeiteter Ausbildung, Bestimmtheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks kaum ihres Gleichen finden. Man denke nur an die Kunstsprache unsrer Rechtsgelehrten, an unsre Regensburger, oder wie Klopstock sie nennt, Heiligeromischerreichsdeutschernazionsperioden.

Ungleich schwächer ist Lysias nach dem Urtheil des Dionysios in den panegyrischen Reden, in welchen er erhabner und prächtiger seyn will. Ihr Charakter ist von dem der gerichtlichen Reden völlig verschieden. Wenn Theophrastos den Vorwurf der Überladenheit und der Spielerey, welchen er dem Lysias machte, nicht bloß auf eine unechte Rede, die er als Beyspiel angeführt hat, sondern auch auf die panegyrischen Reden des Lysias gründete; so hatte er wohl nicht Unrecht, wenn wir anders wagen dürfen, nach so unvollständigen Akten ein Urtheil zu fällen. Denn es ist nichts mehr von den panegyrischen Reden des Lysias vorhanden, als ein nicht ganz unverdächtiges und von manchen bezweifeltes Werk, der gegenwärtige Epitaphios; dann ein Bruchstück, welches wir als einen Beytrag zur Charakteristik seines panegyrischen Styls, als einen neuen Beweis seines patriotischen Eifers, und als eine merkwürdige Urkunde zur Geschichte der allgemeinen Sitte [18]) der Sophisten jener Zeit, die Hellenen zum allgemeinen Frieden und zum gemeinschaftlichen Krieg wider alle Tyrannen und Barbaren zu ermahnen, der Übersetzung des Epitaphios als eine Beylage angefügt haben; und eine von einem Gegner vielleicht nicht wörtlich angeführte Spielerey, die erotische Rede des Lysias im Platonischen Phaidros. Denn erotische Reden gehören gleichfalls zur epideiktischen, oder panegyrischen Gattung, deren Zweck es ist, die Geschicklichkeit des Redekünstlers vor einer Panegyris oder gemischten allgemeinen Versammlung von Zuhörern oder von Lesern glänzen zu lassen.

18) Plut. Timol. p. 254. init.

Ueberſetzung der epitaphiſchen Rede des Lyſias.

Wenn ich glaubte, meine Zuhörer, es ſey möglich, an dieſem Grabe, die Verdienſte der hier ruhenden Männer durch Worte auszudrücken; ſo würde ich denen Vorwürfe machen, welche mir nur wenige Tage zuvor den Auftrag gaben, über ſie zu reden. Weil aber die ewige Zeit dem ganzen Menſchengeſchlecht nicht hinreichend ſeyn würde, eine Rede, welche den Thaten dieſer Helden gleich wäre, hervorzubringen; ſo ſcheint mir deswegen der Staat, aus Vorſorge für diejenigen, welche hier reden, den Auftrag nur kurz zuvor zu ertheilen, in der Meynung, daß ſie ſo wohl noch am erſten Nachſicht bey den Zuhörern finden würden. Überdem gilt meine Rede zwar ihnen, aber es ſind nicht ihre Thaten, welche ich übertreffen ſoll, ſondern die Redner, welche vor mir über ſie geſprochen haben. Denn die Tapferkeit dieſer Helden gewährte denen, die dichten können, und denen, die reden wollen, einen ſo unerſchöpflichen Überfluß an Stoff, daß man ſchon ehedem viel Schönes über ſie geſagt, und doch vieles übergangen hat, und daß dennoch auch für die Zukunft genug zu reden übrig bleiben wird. Kein Land und kein Meer iſt von ihrem Ruhm unerreicht geblieben. Allenthalben und bey allen Menſchen giebt es Leute, welche ih-

re Großthaten besingen, indem sie ihr eignes Unglück bejammern.

Zuerst werde ich also die alten Abentheuer unsrer Vorfahren durchgehn, deren Kunde uns die Sage überlieferte. Denn auch sie sind würdig, daß alle Menschen sie preisen, in Liedern besingen, durch die Reden der Verstandigen loben, bey solchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, ehren, und die Lebenden nach den Thaten dieser Verstorbenen bilden.

Die Amazonen nähmlich, ursprünglich Töchter des Ares, welche am Flusse Thermodon wohnten, allein unter ihren Nachbaren mit Eisen bewaffnet waren, und die ersten von allen Rosse bestiegen, auf welchen sie unerwartet, wegen der Unkenntniß ihrer Gegner, die Fliehenden tödteten, den Verfolgenden aber entflohen, wurden vielmehr wegen ihres Muths für Männer, als wegen ihrer Natur für Weiber geachtet; denn sie schienen die Männer an Muth weiter zu übertreffen, als sie ihnen an Bildung des Leibes nachstanden. Sie beherrschten schon viele Völker und hatten alles um sich her unterjocht, als sie durch das Gerücht den großen Ruf von diesem Lande vernahmen und durch den herrlichen Ruhm und die große Hoffnung gereizt, mit den streitbarsten Volkern gegen diese Stadt auszogen. Da sie aber auf wackre Männer trafen, so entsprach ihr Muth ihrem Geschlecht. Sie machten, daß man ein dem vorigen entgegengesetztes Urtheil über sie fällte, und bewiesen ihr Geschlecht noch mehr durch ihre Niederlage, als durch ihre Gestalt. Nur ihnen allein war es versagt, durch ihre Fehler belehrt künftig weiser zu handeln, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihr

eignes Unglück und unſrer Väter Tapferkeit zu verkündigen. Denn hier ſtarben ſie, und bezahlten die Strafe ihrer Thorheit, indem ſie den Ruhm der Tapferkeit dieſer Stadt verewigten, und den Nahmen ihres Vaterlandes durch ihre hieſige Niederlage vertilgten. So verlohren die Amazonen alſo mit Recht ihr eignes Land, weil ſie fremdes unrechtmäßig begehrten.

Als ferner Adraſtos und Polyneikes gegen Thebae kriegten und in der Schlacht unterlagen, die Kadmeier aber die feindlichen Todten nicht begraben laſſen wollten; da glaubten die Athener, wenn jene irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, ſo hätten ſie durch den Tod die größte aller Strafen erlitten; die Götter der Oberwelt und der Unterwelt würden aber durch dieß Betragen beleidigt; dieſe durch Vernachläſſigung des Ihrigen, jene durch Befleckung der Heiligthümer. Sie ſandten daher zuerſt Herolde zu den Kadmeiern, und verlangten, man ſolle ihnen die Wegführung der Leichen verſtatten. Nach ihrem Gefühl zieme es wackern Männern, ihre Feinde lebend zu ſtrafen, aber nur denen, die ſich ſelbſt nicht trauten, ſey es möglich, mit ihrem Muth gegen die Leiber der Todten zu prahlen. Da ſie dieß nicht erlangen konnten, zogen ſie wider die Kadmeier zu Felde, mit denen ſie zuvor keinen Zwiſt gehabt hatten; nicht aus Vorliebe für die lebenden Argeier, ſondern um die durch Gewohnheit geheiligten Rechte der im Kriege getödteten zu behaupten. Sie kämpften wider die einen für beyde; für die einen, damit ſie nicht ferner ungerecht gegen die Todten handeln, und noch mehr wider die Götter frevelu möchten; für die andern aber, damit ſie nicht un-

verrichteter Sache, der väterlichen Ehre, der allgemeinen Hoffnung, welche ihnen das helleniſche Geſetz zuſicherte, verluſtig und beraubt in ihre Heimath zurückkehren dürften. Mit dieſer Geſinnung, und in dem Glauben, daß das Kriegsglück für alle gleich ſey, ſiegten ſie kämpfend; ihrer Feinde waren viel, aber das Recht ſtritt mit ihnen. Sie begehrten auch keineswegs, vom Glück aufgeblaſen, eine übertriebene Strafe von den Kadmeiern, ſondern ſie begnügten ſich, jene Verruchten durch ihre eigne Würdigkeit zu beſchämen, nahmen den Siegeslohn, um den ſie gekommen waren, die Todten der Argeier, und begruben ſie in ihrem Gebieth, zu Eleuſis. So handelten ſie gegen die Umgekommenen vom Heer der Sieben wider Thebae.

In der Folge, nachdem Herakles unſichtbar geworden war, als ſeine Söhne vor dem Euryſtheus flüchteten, und von allen Hellenen vertrieben, welche zwar unwillig über die Sache waren, aber die Macht des Euryſtheus fürchteten, nach unſrer Stadt kamen, und ſich Schutzflehend auf den Altar ſetzten; da beſchloßen die Athener, ſie dem Euryſtheus, welcher ſie herausforderte, nicht auszuliefern, und wollten lieber die Tugend des Herakles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächeren mit dem Recht kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht geſchehen war, ausliefern. Als nun Euryſtheus mit denen, welche in der damahligen Zeit den Peloponneſos bewohnten, gegen ſie zu Felde zog, ſo ließen ſie ſich durch die Nähe der drohenden Gefahr in ihrer Meynung nicht wankend machen, und beharrten bey ihrem einmal gefaßten Entſchluß; wiewohl

ſie für ſich ſelbſt nie eine Wohlthat von dem Vater der Herakleiden empfangen hatten, und obgleich ſie gar nicht wiſſen konnten, wie dieſe handeln würden. Bloß weil ſie es für gerecht hielten, übernahmen ſie für dieſelben eine ſo große Gefahr, ohnerachtet ſie zuvor in keiner Feindſchaft mit dem Euryſtheus ſtanden, und auch keinen andern Gewinn hoffen durften, als die öffentliche Hochachtung. Voll Theilnahme für die ungerecht Leidenden, und voll Haß wider die ungerecht Handelnden, verſuchten ſie, dieſe zu zwingen, und ſtrebten, jene zu retten. Sie hielten dafür, das Merkmahl der Freyheit ſey, nichts ohne eignen Entſchluß zu thun; das der Gerechtigkeit, den ungerecht Leidenden zu helfen; und das der Tapferkeit, für beyde Zwecke, wenn es ſeyn müſſe, kämpfend zu ſterben. So ſtolz und hartnäckig waren beyde Theile, daß die Geſandten des Euryſtheus gar nicht einmahl verſuchten, etwas von dem guten Willen der Athener zu erhalten, und daß dieſe es nicht geſtattet haben würden, wenn auch Euryſtheus ſelbſt als ein Schutzflehender verſucht hätte, ihnen die Schutzflehenden abzulocken. Sie ſtellten ſich alſo mit ihrer einzelnen Macht, und beſiegten allein das aus dem ganzen Peloponneſos kommende Heer. Sie ſetzten zuvörderſt die Leiber der Söhne des Herakles in Sicherheit, um der Tugend ihres Vaters willen, befreyten dann auch ihre Gemüther dadurch, daß ſie die Furcht von ihnen nahmen, und erfochten ihnen mit ihrer eignen Gefahr und Anſtrengung Kränze des Ruhms. So ungleich glücklicher als der Vater waren die Söhne! Denn dieſer, obgleich der Urheber vieler Wohlthaten für das ganze menſchliche Geſchlecht machte ſich ſelbſt durch Streitſucht und Ruhmliebe das Le-

ben ſchwer. Die andern Ungerechten ſtrafte er, den Eurystheus aber, den er haßte, und der ihn beleidigt hatte, vermochte er nicht zu züchtigen. Seine Söhne hingegen erreichten durch dieſe Stadt an einem Tage die Rettung ihrer ſelbſt, und Rache an ihren Feinden.

Daß unſre Vorfahren ſo einmüthig für das Recht kämpften, hatte viele Urſachen und Antriebe. Zuerſt der rechtmäßige Urſprung ihrer Vereinigung! Sie bewohnten nicht etwa wie gemeine Völker, ein aus allen Orten zuſammengefloſſener Haufen, ein fremdes Land, nach Vertreibung der vorigen Beſitzer; ſondern ſie waren urſprüngliche und einheimiſche Söhne ihres Landes, und bewohnten denſelben Boden, welcher ſie erzeugt hatte [1]). Sie

1) Über die Sage von den Amazonen, vom Adraſtos und Polyneikes, die Herakleiden, und über die Autochtonie der Athener iſt vorzüglich der groſſe Unterſchied unſrer drey epitaphiſchen, und des panegyriſchen Redners im Gebrauch dieſer Sagen zu bemerken. Der Redner Lyſias giebt der gläubigen Menge ſeiner Zuhörer, ihre eignen alten Mährchen, ganz unbefangen, als baare unbezweifelte Wahrheit zurück. Plato übergeht die mythiſchen Kriegsthaten, verweilt aber deſto länger bey dem Mythus der Autochtonie, welcher ihm ſchöne Gelegenheit giebt, mit wiſſenſchaftlichen Begriffen Sokratiſch zu ſpielen. Iſokrates, ein Zwitter von Philoſoph und Sophiſt, will als panegyriſcher Redner in ſeiner politiſchen Schrift zwar hauptſächlich vor allen glänzen, aber doch auch wohl Männer von mehr Kenntniſſen und Einſicht, als unter der Atheniſchen Menge gewöhnlich waren, überzeugen oder beſtechen. Er verachtet kein noch ſo kleines Mittel zu ſeinem Zweck, und pragmatiſirt die geſchichtlichen Mythen; eine Kunſt, welche ſelbſt die helleniſchen Hiſtoriker ſo oft üben. Thukydides hingegen, dem es am meiſten hiſtoriſch Ernſt war bey ſeiner epitaphiſchen Rede, deſſen Werk „nicht augenblicklich glänzen, ſondern ewig nützen ſollte" (I, 22.) achtet die Mährchen keiner Erwähnung werth, und würdigt nur einſichtsvoll geprüfte Thatſachen.

waren ferner die ersten und die einzigen in der damahligen Zeit, welche ihre Herren verjagten, und eine Demokratie errichteten. Sie glaubten, die Freyheit Aller sey das festeste Band der Eintracht; sie hatten alle gleichen Antheil an der Hoffnung auf den Lohn gefahrvoller Anstrengungen. Sie wechselten Bürgerrechte mit ungeschwächten Freyheitssinn; und sie ehrten die Guten, und straften die Bösen nach dem Gesetz. Sie glaubten, es sey die Art der Thiere, sich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menschen hingegen zieme es, ihre gegenseitigen Rechte durch Gesetze zu bestimmen, und sich durch Vernunft leiten zu lassen; und vom Gesetz beherrscht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorschriften gemäß zu handeln.

Durch einen Sinn, welcher ihrem schönen Ursprung entsprach, vollbrachten denn auch die Vorfahren der hier ruhenden Helden, viele herrliche und bewundernswürdige Thaten, welche unsterblich und erhaben sind, und hinterließen ihren Söhnen überall Denkmahle ihrer Tapferkeit. Denn sie allein bestanden den gefahrvollen Kampf für die ganze Hellas gegen viele Myriaden von Barbaren. Der Kaiser von Asien nähmlich, nicht zufrieden mit dem, was er besaß, sandte in der Hoffnung, auch Europa noch zu unterjochen, ein Heer von funfzig Myriaden. Überzeugt, daß sie der übrigen Hellenen leicht Herr werden würden, wenn sie nur diese Stadt freywillig auf ihre Seite ziehen, oder mit Gewalt unterjochen könnten, landeten sie zu Marathon. Sie glaubten, wenn sie das Glück versuchten, während ganz Hellas noch uneinig war, auf welche Art man sich gegen die anrückenden Feinde vertheidigen solle, so würden sie die Hellenen von Bundesgenossen am meisten

entblößt finden. Überdem hatten ſie aus den frühern Begebenheiten die Meynung von unſerer Stadt gefaßt, daß ſie, wenn ſie zuerſt wider eine andre Stadt zögen, mit jenen und mit den Athenern zugleich kriegen müßten; denn eifrig würden dieſe herbeyeilen, um den Angegriffenen zu helfen. Wenn ſie aber zuerſt hieher kämen, ſo würde keiner der übrigen Hellenen es wagen, um andere zu retten, eine offenbare Feindſchaft wider ſie, für die Athener auf ſich zu laden. So dachten die Barbaren; unſre Vorfahren aber vernünftelten nicht über die Gefahren des Kriegs, ſondern voll von dem Gedanken, daß einem würdigen Tod ewiger Ruhm der Edlen folge, fürchteten ſie die Menge der Feinde nicht, ſondern trauten vielmehr zuverſichtlich auf ihre eigne Tapferkeit. Beſchämt, daß die Barbaren in ihrem Lande wären, warteten ſie nicht, bis die Bundsgenoſſen es erfahren, und ihnen zu Hülfe kommen konnten. Sie wollten nicht andern, ſondern die Hellenen ſollten ihnen für ihre Rettung Dank wiſſen. Von dieſem Entſchluß alle einmüthig beſeelt, rückten ſie in geringer Zahl der großen Menge entgegen. Zu ſterben, dachten ſie, ſey Aller Loos; groß zu handeln, nur weniger Auserwählten; das Leben würden ſie zwar verliehren, aber dafür Ruhm durch ihre Heldenthaten gewinnen. Wen ſie nicht allein beſiegen könnten, dachten ſie, den würden ſie auch nicht mit den Bundesgenoſſen beſiegen können; überwunden würden ſie nur ein wenig früher als die andern fallen, ſiegend aber auch die andern befreyen. Sie bewieſen ſich als wackre Männer, ſchonten ihres Leibes nicht, verſchwendeten ihr Leben für die Pflicht, ehrten die Geſetze ihrer Vaterſtadt mehr, als ſie die Gefahr von den

Feinden fürchteten, und errichteten für Hellas Siegesdenkmahle über die Barbaren, welche aus Habsucht ein fremdes Gebiet überfallen hatten, an den Gränzen ihres eignen Landes. Und so schnell vollbrachten sie diese That, daß dieselben Boten den andern Hellenen die Ankunft der Barbaren hier, und den Sieg unsrer Vorfahren verkündigten. Wahrlich! keiner der andern hatte Zeit, die kommende Gefahr zu fürchten, sondern nur sie zu hören, und über seine Befreyung zu frohlocken. Es ist daher kein Wunder, wenn ihre Größe auch noch jetzt, als ob diese vor Alters geschehenen Thaten neu wären, von allen Menschen gepriesen wird.

Einige Zeit nachher kam Xerxes, Kaiser von Asien, welcher Hellas verachtete, und betrogen in seiner Hoffnung, beschimpft durch den Ausgang, und gekränkt durch den Unfall, über dessen Urheber er zürnte, weil er nie ein Unglück empfand, und nie einen edeln Mann kennen lernte, nachdem er sich zehn Jahre lang gerüstet hatte, mit zwölfhundert Schiffen an. An Fußvolk führte er eine so unendliche Menge mit sich, daß es eine beschwerliche Arbeit seyn würde, auch nur die Völker, welche mit ihm zogen, herzuzählen. Der größte Beweis ihrer Menge ist folgende Thatsache: obgleich er tausend Schiffe hatte, um das Fußvolk an der schmalsten Stelle des Hellespontos aus Asien nach Europa überzusetzen, so wollte er dennoch keinen Gebrauch davon machen, weil er glaubte, daß es ihn zu lange aufhalten würde. Lieber verletzte und verachtete er die Gesetze der Natur, die Winke der Götter, und die Meynungen der Menschen, bahnte sich einen Weg durchs Meer, und erzwang sich eine Schiffarth durchs

Land, indem er den Hellesvontos durch eine Brücke vereinigte, und den Athos durch einen Graben trennte. Niemand widerstand ihm; die einen unterwarfen sich gezwungen, die andern übergaben sich freywillig. Denn einige waren unfähig, sich zu vertheidigen, andre waren bestochen; beydes zugleich lockte sie, Gewinn und Furcht. Bey dieser Lage von Hellas bestiegen die Athener ihre Schiffe, und eilten nach Artemisium; die Lakedämonier hingegen und einige unter den Bundsgenossen rückten nach Thermopylae, weil sie wegen der Engigkeit der Gegenden im Stande zu seyn glaubten, den Paß zu behaupten. Als nun an beyden Orten das Treffen zu gleicher Zeit vor sich ging, siegten die Athener in der Seeschlacht; die Lakedämonier hingegen wurden, keineswegs aus Mangel an Tapferkeit, sondern weil sie sich in ihrer Rechnung in Rücksicht der Anzahl sowohl derer betrogen hatten, welche zu beschützen sie gekommen waren, als auch derer, wider die sie streiten mußten, zwar nicht von den Feinden besiegt, aber doch auf dem Platz, wo sie standen, kämpfend getödtet. Als sie nun auf diese Weise unglücklich gewesen waren, und die Barbaren sich des Passes bemächtigt hatten, so zogen dieselben gegen unsre Stadt. Als aber unsre Vorfahren das Unglück der Lakedämonier vernahmen, und aus den von allen Seiten auf sie eindringenden Begebenheiten keinen Ausweg zu finden wußten, verließen sie für Hellas ihre Stadt, um mit jedem der beyden Heere für sich, nicht mit beyden zugleich kämpfen zu müssen; denn sie wußten wohl, daß wenn sie zu Lande den Barbaren entgegen rückten, diese mit tausend Schiffen herbeyeilen, und die ver-

laßne Stadt erobern würden; und daß ihnen, wenn sie sich einschifften, von der Landmacht das ihrige weggenommen werden würde; daß sie aber beydes zugleich nicht können würden, ein Heer aussenden, und hinlängliche Besatzung zurück lassen. Und da sie nur zwischen zwey Uebeln zu wählen hatten, nähmlich entweder ihr Vaterland zu verlassen, oder mit den Barbaren die Hellenen zu unterjochen, so wählten sie lieber Freyheit mit Tugend, Armuth und Verbannung, als Knechtschaft des Vaterlandes mit Reichthum und Schande. Ihre Kinder, Frauen und Mütter sandten sie nach Salamis, und versammelten die Seemacht der andern Bundesgenossen. Wenige Tage darauf kam die Landmacht und die Seemacht der Barbaren. Wer konnte sie ohne Schrecken sehen? Welchen gewaltigen und gefahrvollen Kampf bestand nicht unser Staat für die Freyheit der Hellenen? Was mußten nicht die empfinden, welche die Krieger in jenen Schiffen beobachteten, da selbst ihre eigne Rettung sehr zweifelhaft war, und die Gefahr nun immer näher heranrückte? Oder die, welche sich zum Kampf für ihr Liebstes, für den Siegeslohn in Salamis rüsteten? Von allen Seiten umgab sie eine so große Menge von Feinden, daß es nur ihr geringstes Uebel war, ihren Tod vorher zu wissen, das peinlichste ihrer Leiden hingegen war die Furcht vor dem, was die weggesandten Lieben von den siegenden Barbaren erleiden würden. In dieser hoffnungslosen Lage umarmten sie sich gewiß oft einander, und beweinten mit Recht ihr Schicksal; denn sie kannten die geringe Zahl ihrer Schiffe, und sahen die Menge der feindlichen; sie wußten, daß die Stadt ver-

laſſen, das Land verheert und voll Barbaren ſey. Bey den Flammen der heiligen Gotteshäuſer, und in der Mitte aller Schreckniſſe hörten ſie einen aus Helleniſchen und barbariſchen Stimmen vermiſchten Schlachtgeſang; die ermunternden Zurufungen nähmlich von beyden Seiten, und das Geſchrey der Sterbenden. Das Meer war voll von Leichen, und zahlloſe Trümmer von feindlichen und befreundeten Schiffen ſtürzten gegen einander. Lange Zeit war das Treffen unentſchieden, und bald glaubten ſie überwunden zu haben, und gerettet zu ſeyn, bald beſiegt zu werden, und verlohren zu ſeyn. Vor Schrecken glaubten ſie gewiß vieles zu ſehn, was ſie nicht ſahen, und vieles zu hören, was ſie nicht hörten. Was für Gebethe ſandten ſie nicht zu den Göttern, und was für Opfer gelobten ſie nicht? Wie beweinten ſie ihre Kinder, wie bejammerten ſie ihre Frauen, und wie beklagten ſie ihre Väter und Mütter? Welche Gedanken von kommendem Unglück im Fall des Mißlingens? Welcher Gott mußte ſie nicht über die Schrecklichkeit ihrer Lage bedauern? Welcher Menſch mußte ſie nicht beweinen? Wer mußte nicht ihre Kühnheit bewundern? Wahrlich, an großen Entſchlüſſen und an kriegeriſchen Thaten übertrafen ſie das ganze menſchliche Geſchlecht ſehr weit. Sie verließen ihre Stadt, beſtiegen die Schiffe, und ſtellten ihre kleine Schaar der Menge Aſiens entgegen. Durch ihren Sieg bewieſen ſie allen Menſchen, es ſey beſſer, mit wenigen Männern für die Freyheit zu kämpfen, als mit vielen Fürſtendienern für ihre Knechtſchaft. Sie trugen das meiſte und das wichtigſte zur Befreyung der Hellenen bey; zuerſt den Themiſtokles, zum Feldherrn, der am geſchickteſten zu reden, zu denken,

und zu handeln wußte; dann mehr Schiffe, als alle übrigen Bundsgenossen zusammengenommen; und endlich die erfahrensten Leute. Welche andern Hellenen hätten wohl an Geschicklichkeit, Menge und Tapferkeit mit ihnen wetteifern können? Mit Recht empfingen sie daher von Hellas den unbezweifelten Siegerlohn im Seekriege. Sie verdienten es, daß das Glück ihren Gefahren und ihren Thaten entsprach, und sie bewiesen den asiatischen Barbaren die Ächtheit und Ursprünglichkeit ihrer Tugend.

So bewährten sie sich in der Seeschlacht, und indem sie den bey weitem größten Theil der Gefahren bestanden, erkämpften sie auch für die andern Hellenen durch ihre eigne Tugend die gemeinschaftliche Freyheit. Als aber nachher die Peloponnesier den Isthmus vermauerten, mit ihrer eignen Rettung zufrieden, sich von der Gefahr zur See befreyt glaubten, und die Absicht hatten, die andern Hellenen von den Barbaren unterjochen zu lassen; da wurden die Athener unwillig, und gaben ihnen den Rath: wenn das ihre Absicht wäre, so möchten sie nur um den ganzen Peloponnesos eine Mauer aufwerfen. Denn wenn sie von den Hellenen verrathen, auf Seiten der Barbaren seyn würden, so würden dieselben keiner tausend Schiffe bedürfen, noch würde ihnen die Isthmische Mauer etwas helfen; die Herrschaft des Meers würde dann dem König ohnehin von selbst zufallen. Überführt und überzeugt, was sie gethan, sey ungerecht, was sie beschlossen, thöricht; was die Athener hingegen sagen, sey gerecht, was sie riethen, das beste, zogen jene nach Platäa zu Hülfe. Als hier die meisten Bundsgenossen zur Nachtzeit ihren Posten verließen und davon liefen; so

schlugen die Lakedämonier hingegen und die Tegeaten die Barbaren in die Flucht; die Athener aber und Platäer besiegten kämpfend alle Hellenen, welche der Freyheit entsagt, und sich der Knechtschaft unterworfen hatten. An diesem Tag krönten sie ihre vorigen Thaten durch das schönste Ende und befestigten die Freyheit Europas. Sie hatten in allen Arten von Schlachten Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, allein und mit andern, zu Lande und zur See, gegen Barbaren und gegen Hellenen; desfalls wurden sie auch sowohl von denen, mit welchen sie gekämpft, als auch von denen, gegen welche sie gestritten hatten, würdig geachtet, die Häupter von Hellas zu seyn.

Als aber in der Folge der Neid über ihr Glück, und die Eifersucht über ihre Thaten einen hellenischen Krieg verursachte, weil alle übermüthig waren, und jeder nur geringfügiger Klaggründe bedurfte; da nahmen die Athener in der Seeschlacht wider die Ägineten und ihre Bundsgenossen siebzig ihrer dreyruderigen Schiffe gefangen 2).

---

2) Thuc. I. 104, — „Inaros, der Sohn des Psammetichus, ein Lybier und König der Lybier bey Aegyptos, zog aus von der Stadt Marcia über Phaeos, und machte den größten Theil Aegyptens vom König Artaxerxes abtrünnig; er warf sich selbst zum Herrn auf, und rief die Athener. Sie verließen Kypros und kamen; denn sie waren mit zweyhundert Schiffen von ihren eignen und denen der Bundsgenossen gegen Kypros gesegelt. Sie schifften vom Meer in den Nilus hinauf, bemächtigten sich dieses Flusses, und zweyer Theile von Memphis, und kriegten vor dem dritten, welcher Leukonteichos (weiße Mauer) genannt wird. Darin befanden sich die geflohnen Perser und Meder, und die nicht mit abgefallenen Aegyptier." — Thuc I. 105. 106. — „Es brach ein Krieg zwischen den Aeginetern und Athenern aus, und es ward nach diesem bey Aegina eine große Seeschlacht der Athener und Aegineter geliefert; beyde

Während sie zu eben der Zeit Aegyptos und Aegina zugleich belagerten, und ihre Mannschaft theils auf den Schiffen, theils in dem Landheer abwesend war, glaubten die Korinthier und ihre Bundsgenossen, sie würden entweder das Land wehrlos finden, oder das Heer zum Rückzug

---

hatten ihre Bundsgenossen bey sich; und die Athener siegten, nahmen ihnen siebzig Schiffe gefangen, und stiegen ans Land. Sie führten die Belagerung unter der Anführung des Leokrates, des Sohns des Stroibos. Da entschlossen die Peloponnesier sich den Aeginetern beyzustehen, und sandten zuerst dreyhundert schwerbewaffnete Krieger; dann fielen die Korinthier mit den Bundsgenossen ins Megarische Gebiet, indem sie glaubten, es würde den Athenern unmöglich seyn, den Megarern zu Hülfe zu kommen, da in Aegina und in Aegyptos ein so großes Heer abwesend war; thäten sie es aber doch, so würden sie sie dadurch nöthigen, Aegina zu verlassen. Die Athener aber ließen das Heer bey Aegina, wo es war; von den in der Stadt zurückgebliebenen rückte ein Heer von Greisen und Jünglingen nach Megara, unter der Anführung des Myronides. Nachdem ein unentschiedenes Treffen gegen die Korinthier geliefert worden war, trennten sie sich von einander, und glaubten beyde nicht besiegt zu seyn. Die Athener aber, denn sie waren doch etwas im Vortheil, errichteten nach dem Rückzuge der Korinthier ein Siegszeichen. Die Korinthier konnten die Schmähungen der Greise in der Stadt nicht dulden, rüsteten sich aufs höchste zwölf Tage später, zogen hin, und errichteten auch ein Siegszeichen, als wären sie die Sieger. Die Athener thaten einen Ausfall aus Megara, tödteten diejenigen, welche das Siegszeichen aufrichteten, stürzten auf die andern, und besiegten sie. Jene, da sie geschlagen waren, zogen sich zurück. Ein kleiner Theil von ihnen verfehlte im Gedränge den Weg und gerieth in das Land eines gewissen Eigenthümers, welches durch einen tiefen Graben eingeschlossen war und keinen Ausweg hatte; da die Athener dies bemerkten, hielten sie selbige von vorn durch die schwerbewaffnete Mannschaft zurück, stellten das leichte Fußvolk im Kreise umher, und steinigten alle, welche hineingegangen waren. Dies war ein großes Unglück für die Korinthier. Die Hauptmasse ihres Heers aber zog sich nach Hause zurück."

von Aegina nöthigen, rückten in Masse aus, und nahmen Geraneia ein. Die Athener aber konnten sich nicht entschließen, jemanden zu Hülfe zu rufen, wiewohl sie Zeit dazu hatten, indem die Feinde noch entfernt, ihr Heer aber nahe war. Voll Zuversicht auf ihren Muth, und voll Verachtung ihrer Feinde glaubten die zurückgebliebenen, wiewohl sie theils schon zu alt, theils noch unter der männlichen Reife waren, dennoch die Gefahr allein bestehen zu können. Die einen waren tapfer durch lange Übung, die andern von Natur; jene waren schon oft selbst wacker gewesen, diese ahmten jene nach; die ältern wußten zu befehlen, die jüngern vermochten das befohlne auszuführen. Unter der Anführung des Myronides rückten sie gegen dieselben ins Megarische Gebiet aus, eilten dem Heer, welches in ihr eignes Gebiet einfallen wollte, in ein fremdes Gebiet entgegen, besiegten es in der Schlacht ganz, mit Kriegern, welche theils nicht mehr, theils noch nicht bey vollen Leibeskräften waren; und errichteten ein Siegeszeichen zum Denkmahl dieser für sie schönsten, für die Feinde aber schimpflichsten Begebenheit. Nachdem sie nun beyde gesiegt hatten, kehrten sie mit dem herrlichsten Ruhm in ihre Heimath zurück, und beschäftigten sich wiederum theils mit ihrer eigenen Ausbildung, theils mit der Besorgung der übrigen öffentlichen Angelegenheiten.

Ein einziger Mensch kann unmöglich die von so Vielen bestandenen Gefahren einzeln erzählen, oder alle seit Anbeginn der Zeit vollbrachten Thaten in einem Tage verkündigen. Denn welche Zeit, oder welche Kunst, oder welcher Redner wäre wohl dem Geschäft gewachsen, die Tapferkeit

der hier ruhenden Helden würdig darzustellen? Durch zahllose Anstrengungen, die glänzendsten Kämpfe und die herrlichsten Heldenthaten machten sie Hellas frey und ihr Vaterland zum mächtigsten Hellenischen Staat. Siebzig Jahre beherrschten dann die Athener das Meer, und verhüteten durch ihre weise Leitung unter den Bundsgenossen alle bürgerlichen Unruhen 3). Sie hielten es nicht für gerecht, daß die Mehrheit Wenigen knechtisch diene, sondern erzwangen die rechtliche Gleichheit Aller; sie schwächten keineswegs die verbündeten Staaten, sondern machten im Gegentheil auch sie mächtig. Die Größe ihrer eignen Macht aber legten sie dergestalt an den Tag, daß der große König kein fremdes Gut mehr begehren konnte, sondern von dem Seinigen hergeben, und sogar für das, was man ihm ließ, besorgt seyn mußte; und während dieser Zeit segelten weder Schiffe aus Asien her, noch erhob sich ein Tyrann in Hellas, noch ward ein Hellenischer Freystaat von den Barbaren in Knechtschaft gestürzt. So große Zurückhaltung und Ehrfurcht flößte die Tapferkeit dieser Helden jedermann ein! Deswegen haben sie auch allein gerechte Ansprüche, Vorsteher der Hellenen, und Anführer der Staaten zu seyn. Aber auch im Unglück bewährten

3) Siebzig Jahr sind eine runde Zahl für den Zeitraum von der Schlacht bey Salamis bis zur Schlacht bey Aegospotamos. Was die Ruhe und Einigkeit betrifft, in welcher die Bundsgenossen von den gütigen Athenern erhalten wurden, so hat hier Lysias beynahe noch etwas mehr als seine Pflicht gethan, wie jeder weiß, dem die Geschichte bekannt ist; nähmlich jene rhetorische Pflicht eines Hellenischen Redners, das Große klein, und das Kleine groß zu machen. Wenn man jemanden Hände und Beine bindet, so pflegt er ruhig zu seyn.

ſie ihre Tugend. Als nähmlich durch der Feldherrn Schuld oder der Götter Willen die Schiffe im Hellespontos verlohren gingen; ein Verluſt, welcher für uns, welche er traf, und auch für die andern Hellenen das gröſste Unglück war; zeigte ſich bald darauf, daſs die Stärke dieſer Stadt das Heil von Hellas ſey. Denn da die Hegemonie nun an andre kam, beſiegten diejenigen, welche ſich vorher gar nicht einmal auf's Meer wagten, die Hellenen zur See und ſchifften nach Europa; freye Städte der Hellenen geriethen in Knechtſchaft, und Tyrannen warfen ſich auf, theils nach unſerm Fall, theils nach dem Sieg der Barbaren [4]). Damahls hätte, Hellas hier an dieſem Grabe ihre Haare ſcheeren [5]), und die

4) Die groſsen Rüſtungen des Artaxerxes zur See wider die Lakedämonier, bald nach dem Fall der Attiſchen Seemacht, der Sieg bey Knidos durch Konon, und die darauf folgende Eroberung der Helleniſchen Freyſtaaten in Aſien ſind allgemein bekannt. Eben ſo bekannt ſind die Gräuel der dreyſsig Tyrannen zu Athen, und wie die Lakedämonier die Oligarchie in ganz Hellas einzuführen ſuchten.

5) Ariſtoteles (Rhet. III. 10) führt dieſen Ausdruck unter einer Menge anderer Beyſpiele, die eben ſo treffend gewählt ſind, als die Erklärung, welche ſie erläutern ſollen, ungenügend iſt, als ein Beyſpiel des Urbanen an; in einer Stelle, welche für den Alterthumsforſcher einen Schatz von Belehrung enthält, und noch jetzt demjenigen, welcher ſich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen wollte, ſich über die Natur des Urbanen vollſtändige und ſtrenge Rechenſchaft zu geben, und den Begriff deſſelben wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, viel zu denken geben kann, und willkommen ſeyn muſs. Er hat ohne Zweifel Recht, wiewohl man hier ohne ſeine Hinweiſung kaum etwas Urbanes wahrgenommen haben würde. Es iſt auch gar kein Wunder, daſs die zartere Bedeutung, die eigenſte Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beym Urbanen ankömmt, in der todten Schrift meiſtens nur noch eben, oft aber

hier Ruhenden betrauern sollen, als würde ihre Freyheit mit diesen Tapfern zu Grabe getragen; denn die verwaiste Hellas mußte nach dem Verlust solcher Helden unglücklich seyn, glücklich aber war Asiens Beherscher, daß er es nun mit andern Hegemonen zu thun hatte. Jener drohte nach diesem Verlust ihrer Führer, Knechtschaft; dieser wagte, da nun andre herrschten, dem Lieblingsentwurf seiner Vorfahren nachzueifern. Doch ich ließ mich schon zu lange zu dieser Klage über ganz Hellas fortreißen.

Jene Helden aber verdienen von jedem Einzelnen für sich, und vom Volk öffentlich gepriesen zu werden, welche vor der Knechtschaft flohen, um für das Recht zu kämpfen; welche sich für die Demokratie sogar von ihren Mitbürgern trennten, sich alle zu Feinden machten, und nicht gezwungen durch das Gesetz, sondern durch ihre Natur getrieben, in den Piräus zurückkamen; welche durch neue Großthaten der Vorväter alte Tapferkeit nachahmten, und mit ihrem eignen Gut und Blut, den Staat als ein gemeinschaftliches Gut auch für die andern wieder eroberten, und einen freyen Tod einem knechtischen Leben vorzogen. Eben so beschämt über ihr Unglück, als zornig über ihre Feinde, wollten sie lieber in ihrem Lan-

---

gar nicht mehr fühlbar ist. Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunstsprache; wer diese mit der gesetzlichen Freyheit, und freyen Gesetzmäßigkeit der gegenseitigen Mittheilung, welche das Wesen der guten Gesellschaft, und der großen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geschickt zu mischen weiß, der besitzt die große Kunst des urbanen Ausdrucks, über dessen Wesen und Eigenthümlichkeit sich im Cicero, der hier als Kenner und als Künstler gleich groß ist, die fruchtbarsten Winke finden.

be ſterben, als in einem fremden leben. Eide und Verträge waren ihre Bundsgenoſſen, ihre Feinde aber außer den vorigen, auch noch ihre eigenen Mitbürger. Aber dennoch zitterten ſie nicht vor der Menge ihrer Gegner, ſtürzten ſich muthig in die Gefahr, und errichteten ein Siegeszeichen über ihre Feinde. Als Zeugen ihrer Tapferkeit können ſie die in der Nähe dieſes Denkmahls befindlichen Gräber der Lakedämonier anführen. Sie waren es, welche den geſchwächten und durch innere Zwietracht zerrütteten Staat wieder ſtark und einig machten. Diejenigen von ihnen, welche zurückkehrten, bewieſen Geſinnungen, welche der Thaten der hier beſtatteten würdig waren; ſie dachten nicht auf Rache an ihren Feinden, ſondern auf Rettung des Staats. Sie konnten keine Erniedrigung dulden, aber ſie verlangten auch ſelbſt keine Vorrechte; ſie theilten ihre Freyheit ſogar mit den Freunden der Knechtſchaft, aber die Knechtſchaft derſelben hatten ſie nicht theilen wollen. Durch die größten und ſchönſten Thaten rechtfertigten ſie den Staat und bewieſen, daß er zuvor nicht durch der Bürger Feigheit, noch durch der Feinde Tapferkeit gefallen war. Denn da ſie es während des Bürgerkrieges, wider Willen 6) und in Gegen-

6) Dieß iſt auch nur rhetoriſch wahr. Sparta war damahls von Parthenen zerriſſen; und Pauſanias begünſtigte gegen den Willen des Lyſander die Wiederherſtellung der Athenienſiſchen Unabhängigkeit. Ueber dem wirkten die auf Sparta eiferſüchtigen Thebaner, deren Häupter zu dieſem Ende von den Perſern beſtochen waren, eifrig zur Rettung Athens mit. cfr. Plut. Lys. III. 59. ed. Reisk. — Nach den Geſetzen dieſer rhetoriſchen Wahrheit iſt es freylich nicht ſchwer, jemand zu loben, und lobend zu vergötteln. Sehr treffend und ſinnreich ſagt der Platoniſche Sokrates: „Wenn

wart der Peloponneſier und der andern Feinde, mög-lich machten, zurück zu kehren; ſo iſt wohl offenbar, daß ſie, wenn ſie einig geweſen wären, ihnen leicht die Spitze hätten bieten können. Wegen dieſer ihrer Thaten im Piräus werden ſie von allen Menſchen bewundert.

Aber auch die hier ruhenden Fremdlinge verdienen gelobt zu werden, welche durch ihre Menge nützlich, für unſre Rettung kämpften, die Tugend für ihr Vaterland hielten, und ihr Leben ſo ruhmwürdig endigten; wofür der Staat ſie öffentlich betrauert und beſtattet, und ihnen für ewige Zeiten gleiche Ehre mit den Bürgern beſtimmt hat.

Die jetzt begrabenen [7]) aber, Mitſtreiter der von alten Freunden beleidigten Korinthier, denen ſie neue Bundsgenoſſen wurden, handelten nicht wie die Lakedämonier; denn dieſe misgönnten den Korinthiern auch das Gute, was ſie beſaßen. Sie aber erbarmten ſich der Unrechtleidenden, und dachten nicht mehr an ihre alte Feindſchaft, ſondern waren nur voll Eifers für ihre neue Freundſchaft, und legten vor allen Menſchen einen entſcheidenden Beweis ihrer Tugend ab. Denn um Hellas zu verherrlichen, hatten ſie den Muth, nicht bloß für ihre eigne Rettung zu kämpfen, ſondern ſogar für ihrer Feinde Freyheit zu ſterben. Sie kämpften nähmlich gemeinſchaftlich mit den Bundsgenoſſen der Lakedämonier, für

---

die Athener vor einer Verſammlung von Peloponneſiern, oder die Peloponneſier vor einer Verſammlung von Athenern gelobt werden ſollten, dann wäre ein tüchtiger Redner nöthig, um ſeine Zuhörer zu überzeugen, und zufrieden zu ſtellen; wenn aber einer von eben denen auch beurtheilt wird, welche er lobt, da iſt es keine Kunſt, gut zu reden."

7) Über die Geſchichte des korinthiſchen Krieges S. Gillies IV. 26. folg.

deren Unabhängigkeit von denselben. Da sie nun siegten, gewährten sie ihnen gleiche Vortheile; mislang ihre Absicht, so hinterließen sie denen im Peloponnesos gewisse Knechtschaft. Jene waren in einer solchen Lage, daß für sie das Leben kläglich, der Tod aber wünschenswerth war; diese hingegen waren im Tode und im Leben beneidenswürdig. Erzogen in den Herrlichkeiten und Gütern, welche ihre Väter durch ihr Verdienst erworben hatten, erhielten sie, nachdem sie Männer geworden waren, den Ruhm derselben, und bewiesen ihre Tapferkeit. Sie sind die Urheber vieler, herrlicher Wohlthaten für ihr Vaterland; sie richteten wieder auf, was andre hatten sinken lassen, und entfernten den Krieg weit von ihrem Gebiet. Sie endigten ihr Leben, wie wackern Männern zu sterben ziemt; dem Staat bezahlten sie den Lohn ihrer Ernährung, ihren Ernährern aber hinterließen sie Kummer.

Darum müssen die Lebenden ihren Verlust beklagen, sich selbst beweinen, und ihre Angehörigen wegen ihres noch übrigen Lebens bedauern. Denn welche Freude bleibt ihnen noch nach dem Begräbnisse solcher Männer, welche alles geringer achteten, als ihre Pflicht, sich selbst des Lebens beraubten, und ihre Frauen zu Wittwen machten, und ihre Kinder zu Waisen; ihre Brüder, Mütter und Väter hülflos verließen? Bey diesem großen und mannichfaltigen Unglück beneide ich ihre Kinder, weil sie noch zu jung sind, um zu wissen, welche Väter sie verlohren haben; bedaure hingegen ihre Eltern, weil sie zu alt sind, um ihr Unglück zu vergessen. Denn was kann wohl schmerzlicher seyn, als Kinder, welche man erzeugt, und erzogen hat, zu begraben, und nun im Alter schwach an

Kräften, aller Hoffnungen beraubt, ohne Freund und ohne Hülfe zu seyn? Von denen bedauert zu werden, welche uns ehedem beneideten? Den Tod mehr wünschen als das Leben? Denn je vortrefflichere Männer sie waren, desto tiefer ist der Schmerz der Verlassenen. Wann sollen sie ihren Schmerz endigen? Etwa wenn der Staat unglücklich ist? Dann ist es ja natürlich, daß auch die andern jene Tapfern ins Leben zurückwünschten! Oder bey öffentlichem Glück? Dann ist es eine hinreichende Ursache zum Schmerz, daß ihre Kinder todt sind, während die Lebenden die Früchte ihrer Tapferkeit genießen. Oder in eignen Leiden? — Etwa wenn sie sehn, daß ihre vorigen Freunde ihre Hülflosigkeit fliehen, und ihre Feinde ihr Unglück übermüthig verhöhnen? — Die einzige Art, dünkt mich, wie wir den hier ruhenden thätig danken können, ist; wenn wir ihre Eltern, eben so wie sie selbst es thaten, ehren, ihre Kinder so lieben, wie sie, die Väter, selbst; und ihre Frauen eben so beschützen, wie jene, da sie noch lebten. Wen könnten wir auch wohl mit mehr Recht ehren, als die hier ruhenden Helden? Für wen der Lebenden billiger eifrig sorgen, als für die Angehörigen derselben, welche die Früchte ihrer Tapferkeit nicht mehr genossen haben als jeder andre, den wahren Schmerz über ihren Tod aber eigentlich allein tragen?

Doch ich glaube, man hat überhaupt Unrecht, solche Fälle zu bejammern. Denn es ist uns ja nicht verborgen, daß wir einmahl sterblich sind [8]). Warum sollten wir uns

---

8) Zur Vergleichung hier ein angebliches Bruchstück aus der epitaphischen Rede des Hyperides. Stob. Serm. CXXIII. — „Es

also härmen, daß diese hier litten, was wir alle schon lange erwarteten? Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wissen, daß der Tod den Schlimmsten, wie den Besten gemein sey? Denn der Tod versäumt die Bösen so wenig, als er die Guten schont; er beweist sich vielmehr gegen alle gleich. Wäre es möglich, daß diejenigen, welche den Kriegsgefahren entronnen sind, die übrige Zeit unsterblich seyn könnten; so hätten die Lebenden Recht, die Verstorbenen ewig zu beklagen. Nun kann ja aber unsre Natur den Krankheiten und dem Alter nicht widerstehen, und der Genius, dem die Be-

---

ist freylich schwer diejenigen, welche sich in solchen Leiden befinden, zu trösten; denn der Schmerz wird weder durch Vernunft noch durch Verbothe besänftigt, sondern durch das Maaß der Empfindsamkeit eines jeden, und seiner Liebe für den Verstorbenen begränzt. Dennoch muß man Muth fassen, und seinem Schmerz nach Möglichkeit zureden; und nicht blos an den Tod der Verstorbenen denken, sondern auch an das große Beyspiel, welches sie uns hinterlassen haben. Was sie gelitten, ist nicht beweinenswürdig, was sie aber gethan, höchst ruhmwürdig. Eben darum, weil sie das gebrechliche Alter nicht erlebt, aber dagegen unzerstörbaren Ruhm gewonnen haben, sind sie in jeder Rücksicht glückselig. Für diejenigen unter ihnen, welche kindeelos gestorben sind, werden die Lobgesänge der Hellenen unsterbliche Kinder seyn; statt derer hingegen, welche Kinder hinterlassen haben, wird der dankbare Staat der Vormund ihrer Kinder seyn. Überdem, wenn der Tod dem Nichtseyn ähnlich ist, so sind sie von Krankheiten, vom Schmerz und von andern Unfällen des menschlichen Lebens befreyt. Wenn sich aber das Bewußtseyn, und die Vorsorge des göttlichen Wesens auch noch bis in die Unterwelt erstreckt, wie wir glauben; so dürften wohl diejenigen, welche die angegriffenen Rechte der Götter schützten, die höchste Glückseligkeit von dem göttlichen Wesen erhalten."

ſtimmung unſres Schickſals zu Theil ward, iſt unerbittlich. Darum ſollte man diejenigen für die Seligſten achten, welche für das Größte und Herrlichſte kämpfend ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überließen, über ſie zu entſcheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, ſondern den ſchönſten wählten. Auch iſt ja ihr Ruhm unvergänglich, und die Ehre, welche ihnen wiederfährt, iſt werth von allen Menſchen beneidet zu werden. Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; beſungen aber als Unſterbliche wegen ihrer Seelengröße. Zudem werden ſie öffentlich begraben, und zu ihrem Andenken werden Kampfſpiele der Stärke, der Kunſt und des Reichthums gefeyert, als wären die im Kriege Getödteten gleicher Ehre mit den Unſterblichen würdig. Ich preiſe ſie daher, um ihres Todes willen glücklich, beneide ſie und glaube, daß das Daſeyn nur für diejenigen Menſchen ein Gut ſey, welche wiewohl in vergänglichen Leibern, durch ihre Selbſtkraft einen unvergänglichen Ruhm hinterlaſſen. Jedoch iſt es Pflicht, den alten Gebräuchen gemäß zu handeln, das väterliche Geſetz zu ehren, und die Beſtatteten zu bejammern.

Beurtheilung.

Was dieſer epitaphiſchen Rede des Lyſias einen gewiſſen Werth, ja ſogar einen hiſtoriſchen Vorzug giebt vor den epitaphiſchen Reden des Plato und Thukydides und vor der panegyriſchen des Iſokrates, iſt; daß ſie rein epitaphiſch iſt. Iſt ſie ein durchaus ächtes Werk des Lyſias, wie die Alten nicht zu bezweifeln ſcheinen; ſo war ſie wirklich, freylich zu einer Zeit, wo die Blüthe des Atheniſchen Staats ſchon unwiederbringlich verwelkt, die öffentlichen Sitten ſchon ſehr tief geſunken waren, der Ausdruck jener großen Volkshandlung der Gerechtigkeit, der Dank[illegible] und der Anhänglichkeit an ruhmwürdige Vorfe[illegible]; deren Betrachtung der denkende Alterthumsforſcher gern mit Liebe verweilt. Sie iſt alsdann die ſchätzbare Urkunde, aus der wir den ächten und reinen Begriff jener alt Atheniſchen Sitte am unmittelbarſten ſchöpfen müſſen, von der uns jede noch ſo geringe geſchichtliche Spur werth iſt. Dies würde in gewiſſem Sinne ſelbſt dann noch wahr bleiben, wenn auch die Vermuthung einiger ſcharfſinnigen neuern Forſcher 9) ſchon völlig erwieſen wäre, daß

9) Wie Reiske und Wolf. Comm. ad Lept. p. 363. Die Einwürfe, welche man aus künſtleriſchen Gründen, oder aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit gegen die Aechtheit der ganzen Rede machen könnte, ſind wohl nicht unbeantwortlich. Freylich kommt es hier auf ganz andre

dieſe Rede zum Theil oder gar ganz unächt ſey. Wir dürften und müßten dann vorausſetzen, der ſpätere Sophiſt habe aus ächt epitaphiſchen Quellen geſchöpft, nach rein epitaphiſchen Vorbildern gearbeitet; denn in der ganzen Rede iſt auch keine Spur von einer hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Umbildung. Daher iſt denn auch die Rede des Lyſias ſo volksmäßig und lebendig. So ſcheint mir die Klage beym Schluß der epitaphiſchen Reden beym Lyſias viel wahrer und eindringender, als beym Plato, welcher uns, ungeachtet er, um neu zu ſeyn, die Verſtorbenen redend einführt, dennoch kalt läßt. Überhaupt verräth dieſe Sokratiſche Tändeley des auf Dichter und Redner eiferſüchtigen Plato, der hier hat zeigen wollen, er könne, wenn er es der Mühe werth achte, trotz dem beſten Redekünſtler, ſchön reden und glänzend vernünfteln, gar ſehr eine durchaus nicht panegyriſche noch volksmäßige Philoſophie; und die politiſche Schrift des Iſokrates, welche an geprüften Thatſachen, und einſichtsvollen Urtheilen ungleich reichhaltiger iſt, als die Rede des Lyſias, nahm das nur gelegentlich mit, was dem Redner Hauptzweck war, und war ohnehin

---

Geünde an, welche tiefce veewunden, und dem Vordeetheil der Rede leicht den Gaeaus machen könnten. Ein Philolyſias würde es vielleicht eecht gern ſehn, wenn das Werk ſeines Redners auf dieſe Weiſe von einigen Abgeſchmacktheiten geeeinigt, oder liebee gleich die ganze Rede untee das kritiſche Mordmeſſer gebracht wüede. Wer ſich aber für den Geiſt der Attiſchen Sitte lebhaft intereſſiet, ein Philepitarhios, wenn ich ſo ſagen darf, wied ſich das Ganze freylich nur ſehe ungeen entreiſſen laſſen, ſo gering auch der Kunſtweeth desſelben iſt, es mag nun ächt oder unächt ſeyn; und wied wenigſtens wünſchen dürfen daß die Verurtheilung, nicht ohne diejenige föemliche Unterſuchung geſchehen möge, welche die kritiſche Gerechtigkeit ſo wenig wie die politiſche vernachläſſigen darf.

wohl geeigneter, von einzelnen gebildeten Müssiggängern gelesen, als einem ganzen Volk gesagt, und von einem ganzen Volke gehört zu werden. Von dem kräftigsten bürgerlichen Leben ist dagegen die epitaphische Rede des Perikles beym Thukydides voll, gedrängt voll; aber diese Rede, deren gedankenschwangrer Ausdruck von tiefer Weisheit trieft, welche auch den gespannten Denker durch die Last ihres Inhalts gleichsam niederdrückt, übersteigt die Geistesfähigkeiten vielleicht jeder großen Volksversammlung, gewiß der Athenischen, sehr weit. Sie ist der zusammengedrängte Ertrag der reichsten und geprüftesten Erfahrung. Die Gedankenarmuth in der epitaphischen Rede des Lysias war eine unvermeidliche Folge ihrer äußern Bestimmung, und darf dem Redner nicht zugerechnet werden.

Auch der schwelgerische Überfluß seiner Schreibart, welcher sich hier, wo er durch keinen bestimmten Zweck gebunden, frey spielen darf, unverhohlener zeigen kann, ist nicht des Künstlers, sondern des Zeitalters Schuld. Der künstlerische Styl des Lysias nähmlich, den wir aus seinen panegyrischen Reden am besten kennen lernen, ist eben der, welcher sich auch in den Werken des Aristophanes, Euripides, Plato und Isokrates findet, und bey noch so großer Verschiedenheit der Kunstart, des Charakters und Tons in allen ein und derselbe ist; der herrschende Styl der dritten Periode des öffentlichen Attischen Kunstsinns. Sein wesentliches Merkmahl ist das Uebergewicht der Fülle über die Harmonie. Ich meyne eine scheinbare Fülle, eine Fülle des Scheins, welche allein in das Gebiet der schönen Kunst gehört; denn unstreitig kann eine Rede oder ein Gedicht, an Gedanken und wirklichen Sachen sehr leer

und doch äußerſt reich in dem Ausdruck behandelt ſeyn und eben dadurch auch ſo erſcheinen. Man vergeſſe nicht, daß es einen dürftigen Überfluß giebt, daß ein Kunſtwerk arm und doch üppig ſeyn kann; denn der Styl wird nicht ſowohl durch das Maaß der künſtleriſchen Fülle und Harmonie, als durch ihr Verhältniß beſtimmt. Beſonders vergeße man dies nicht beym Lyſias und Iſokrates, welche zwar noch zum dritten attiſchen Styl gehören, ſich aber doch ſchon der Gränze des vierten nähern; ſo wie das Werk des Thukydides im vollkommenen Styl der zweyten Periode des öffentlichen attiſchen Kunſtſinns gebildet iſt, aber noch an die erſte und älteſte gränzt. Es iſt nur eine leiſe Erinnerung an den Aeſchylus, was den vollkommenſten aller helleniſchen Redekünſtler vom Sophokles entfernt; denn einen durchaus vollendeten hatten die Hellenen nicht.

Weniger verzeihlich, nach unſerm Gefühl wenigſtens, dürfte es ſcheinen, daß das Lob des Lyſias ſo rhetoriſch, ja mythiſch iſt; denn wir verlangen mit Recht, daß alles Lob hiſtoriſch ſey. Er begnügt ſich nicht den Thatſachen durch Ausſchmückung, nach dem Grundſatz der Helleniſchen Redner, das Große zu verkleinern, und das Kleine zu vergrößern, kräftig nachzuhelfen; ſondern er miſcht ihnen auch noch ſchmeichelnde Mährchen bey, um das eitle Volk vollends zu berauſchen. Er, der ſich in ſeinen gerichtlichen Reden immer ſtreng beſtimmt und mit nüchternem Maaß und nie unangemeſſen ausdrückt, opfert hier faſt in jedem Ausdruck die goldne Schicklichkeit der ſcheinbaren Fülle auf, welche ein Redner, wenn er den Dichter machen will, durch den dürftigen Überfluß von

Hyperbeln und Antitheſen zu erkünſteln ſucht. Mit Antitheſen beſonders und ähnlichen Zierrathen, Pariſoſen, Paromoioſen u. ſ. w. iſt der Epitaphios ſo reichlich ausgeſchmückt, daß die Überſetzung nur einen ſehr kleinen Theil derſelben nachbilden konnte; für Deutſche Leſer werden auch dieſe wenigen mehr als zuviel ſeyn. Die Helleniſche Sprache iſt an mannichfachen Beſtimmungen der Worte reicher, in der Stellung der Worte aber freyer, als die meiſten ihrer Schweſtern; daher es ihr auch im Spiel mit der Ähnlichkeit einander faſt in allen einzelnen Worten entſprechender Sätze, keine neuere Sprache gleich thun kann. Aber nicht blos einzelne Ausdrücke, ſondern die ganze Rede ſelbſt iſt ſpielend. Sie täuſcht unſre Erwartung, und ſcheint der Kunſt eines ſolchen Redners, ſo wie ihrer erhabenen Veranlaſſung unwürdig. Und welch einer Veranlaſſung? Der kalte, entfernte Forſcher ſogar wird warm bey dem Gedanken an Salamis, an Thraſybulos, und alle die Helden, welche für die öffentliche Freyheit ihr Blut vergoſſen. Wie ganz anders Thukydides, der uns unterrichtend hinreißt, der uns mit inniger Wehmuth, und mit froher Begeiſterung gleich ſehr durchdringt? Die Vorbereitung, und der Schluß ſeiner epitaphiſchen Rede ſind in der That wie die Einfaſſung eines großen Trauerſpiels. Es iſt befremdend, daß bey einem Stoff, wo ſelbſt der ruhige Forſcher, welcher für die Wißbegierde erzählt, unſer Innerſtes erſchüttert; daß bey einem ſolchen Stoff der Redner, dem das große Geſchäft gegeben war, im Angeſicht eines gerührten, und begeiſterten Volks für den öffentlichen Schmerz und die öffentliche Freude Worte zu finden, nur lau über die Oberfläche unſrer Seele weggleitet.

Doch auch dieſe Vorwürfe treffen nicht den Redner, ſondern die panegyriſche Redegattung überhaupt. Es findet eigentlich gar kein Vergleich zwiſchen der epitaphiſchen Rede des Thukydides, und der des Lyſias Statt. Jene iſt das Stück eines hiſtoriſchen Werks, und keine panegyriſche Rede. Zwey durchaus verſchiedene Kunſtarten, deren Natur der größte Künſtler der Geſchichte, wenn auch nicht nach wiſſenſchaftlicher Einſicht, doch gewiß nach richtigem Gefühl ſorgfältig unterſchied! Nahm er Rückſicht auf die vom Perikles wirklich gehaltene panegyriſche Rede, ſo wird er ſie nach ſeinem beſondern Zwecke, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Bedingungen ſeiner Kunſt umgebildet haben. Wenigſtens liegt in ſeinem Grundſatze (l. 22.): „ſeine Helden ſo reden zu laſſen, wie ſie hätten reden ſollen, dem ganzen Sinn des wirklich Geſagten ſo treu als möglich;" nichts, was dem widerſpräche. Vielmehr hat er die Volksmährchen von uralten Heldenthaten weggelaſſen; deren Erwähnung doch in den epitaphiſchen Reden allgemein gebräuchlich, ja Kraft verjährten Herkommens, beynahe nothwendig und pflichtmäßig geweſen zu ſeyn ſcheint.

Die panegyriſche Beredſamkeit nähmlich, welche durch die Sophiſten und unter dieſen vielleicht im Gorgias ihre höchſte Blüthe erreichte, iſt eine unächte und unnatürliche Zwitterart der Redekunſt und der Poeſie, oder vielmehr ein unrechtmäßiger Eingriff der Redekunſt in das Gebiet der Dichtkunſt. Die alten Rhetoriker theilen die Beredſamkeit in die gerichtliche, in die berathſchlagende, und in die panegyriſche oder epideiktiſche, welche man eine feſtliche Beredſamkeit nennen könnte. Zu einem eigentlichen Feſt gehört aber etwas mehr als eine fröhliche Geſellſchaft;

es ist, wenigstens im Hellenischen Sinn, ein öffentliches Spiel. Ein öffentliches Spiel heißt ein solches, welches eine Handlung des Volks ist. Unter einem Volk verstehen wir aber nicht einen ungeordneten Haufen von Wilden, oder von rohen Menschen, sondern die gedachte Allheit der gesetzlichfrey vereinigten Menschen, welche in jedem Freystaat durch die Mehrheit der Bürger ersetzt wird, und die wirkliche Masse derselben selbst, in so fern sie jene darstellt. Ob das Volk spielen soll? Oder mit andern Worten; ob Feste in jedem Freystaate nothwendig sind? das ist eine Frage tieferer Untersuchung, deren befriedigende und bejahende Beantwortung jeder, welcher so etwas zu finden versteht, im Plato finden kann. Jene Eintheilung der alten Rhetoriker ist demnach, für die politische Beredsamkeit, welche ihnen die wichtigste war, treffend und erschöpfend; denn die Beredsamkeit eines Plato, Aristoteles oder Thukydides läßt sich freylich nicht in diese Fächer bringen. Es lassen sich nähmlich keine andern ursprünglich und wesentlich verschiedene Gelegenheiten denken, wo für das Volk, und an das Volk Reden gesagt werden könnten, als diese drey: entweder das Volk richtet, oder es giebt Gesetze, oder es ist zu festlichen Spielen vereint. Aber nur den schönen Künsten ist es erlaubt, an Festen die Empfindungen des spielenden Volks auszudrücken; nicht auch der Beredsamkeit. Denn Spiele müssen durchaus frey, und durch keinen ernsthaften Zweck gebunden seyn, sonst sind es keine Spiele. Nun ist es aber der wesentliche Unterschied der Redekunst von der Dichtkunst, daß irgend ein ernstliches Geschäft ihr Hauptzweck, Schönheit aber nur ihr Nebenzweck sey. Die Beredsamkeit soll den Ernst

nur ſchmücken. Thut ſie aber einen Eingriff in das Gebiet der Dichtkunſt, und macht die Schönheit zu ihrem Hauptzweck, ſo geſchieht unvermeidlich, was durchaus nie geſchehen ſollte; die Redekunſt wird mit der Wahrheit, und mit der Gerechtigkeit ſpielen. Und noch obendrein wird ſie unbelohnt freveln, und kunſtwidrig ſpielen; denn was unſchicklich iſt, kann nie wahrhaft ſchön ſeyn. Die Erfahrung beſtätigt dieß zur Genüge.

Kann der epitaphiſche Redner, welchen das Volk recht eigentlich, um ſich von ihm kunſtmäßig loben zu laſſen, wählt, wohl etwas andres ſeyn, als ein Schmeichler? Kann ein Schmeichler etwas andres, als ſchön ſchwatzen, und glänzend vernünfteln? Kann der epitaphiſche Redner wohl einen andern Zweck haben, als den panegyriſchen, nach dem Beyfall der bethörten Menge zu haſchen? Oder den epideiktiſchen, mit ſeiner Geſchicklichkeit wie einer, der ſich mit ſeinen Künſten ſehen läßt, zu prahlen? Eine Ausnahme iſt es freylich, wenn, wie zur beſſern Zeit der atheniſchen Größe, nicht die Geſchicklichkeit des Redekünſtlers, ſondern der Werth des Bürgers, die Wahl des epitaphiſchen Redners beſtimmt. Aber wenn dieſer einzelne Bürger nicht ſo übermächtig iſt, daß er ſich zu dem ganzen Volk nicht als ein Unterthan, ſondern wie ein Freund und weiſer Führer verhält, ſo muß er doch ein Schmeichler ſeyn, um ſeinen Auftrag erfüllen zu können. Gewiß hatte die wirklich gehaltne epitaphiſche Rede des Perikles einen größern Charakter, als die des Lyſias.

Dadurch läßt ſich aber dieſe durchaus verwerfliche Kunſtart der Beredſamkeit ſelbſt nicht rechtfertigen; und wir

dürfen die epitaphiſchen Reden ſo wenig für eine Verbeſſerung, und einen glücklichen Zuſatz der öffentlichen Beſtattung zu halten, daß ſie vielmehr ſchon eine Wirkung der einbrechenden Redewuth und Eitelkeit der Athener, und eine unglückliche Neuerung, durch welche die urſprüngliche Schönheit der alten Sitte verfälſcht und entweiht ward, zu ſeyn ſcheint. Nur Dichtern ſollte es verſtattet geweſen ſeyn, bey der öffentlichen Beſtattung, und an den jährlichen Feſten für die Empfindungen des Volks einen Ausdruck zu finden, den öffentlichen Schmerz und den öffentlichen Dank auszuſprechen, und durch Trauergeſänge und Lobgeſänge auf die für den Staat geſtorbnen Helden um den Preiß zu kämpfen.

So ſind überhaupt auch die erhabenſten und ſchönſten Einrichtungen des Alterthums ſchnell ausgeartet!

Von dem hohen Werth jener attiſchen Sitte wird jeder leicht ſo durchdrungen ſeyn, daß es unnöthig ſeyn dürfte, Zergliederungen darüber zu machen. Nur das müſſen wir erinnern, daß nichts unpaſſender ſeyn kann, als ſie mit den römiſchen Parentationen, welche bekanntlich die römiſche Geſchichte ſo ſehr verfälſcht haben, zu vergleichen. Was hat die Prahlerey einzelner adelicher und übermächtiger Geſchlechter mit jenem großen Bürgerfeſte gemein? Nie haben ſich die römiſchen Leichenreden zur Würde einer öffentlichen Handlung erhoben! Allerdings aber hatte die atheniſche Sitte eine große Aehnlichkeit mit einem andern ſehr bekannten Römiſchen, ſo wie mit einem von vielen mit Recht bewundertem ſpartaniſchen Feſt. Die attiſchen Epitaphien, die römiſchen Triumphe, und die ſpartaniſchen Chöre der Greiſe, Männer und Jünglin-

ge 2) hatten im Ganzen einen und denselben Sinn; ein kriegerisches Volk an seine eigne Tapferkeit zu erinnern, und diese Tugend durch die Erinnerung selbst zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von drey Heldenvölkern des Alterthums! Es ist lehrreich, wie sich in den Verschiedenheiten dieser ähnlichen Feste die eigenste Eigenthümlichkeit der drey größten Völker des Alterthums sichtbar spiegelt; welche Völker immer vollendete Vorbilder in der Kunst, für das Vaterland zu sterben, bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des spartanischen Festes ist schöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die Größe der römischen Triumphe sind die hellenischen Feste nur kleinlich. Das Charakteristische der attischen Epitaphien ist, erst die schwermüthige Empfindsamkeit, dann die geschwätzige Eitelkeit, und endlich der bewunderungswürdige Geist der Gerechtigkeit und gesetzlichen Gleichheit. Wo es solche Feste giebt, da ist es kein Wunder, wenn sich nicht bloß zahllose einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, sondern wenn auch ganze Schaaren begeisterter Bürger nicht in trunkner Wuth, sondern in nüchterner Besonnenheit mit fröhlicher Eil dahingehn, von wo sie wissen, daß sie nicht zurückkehren werden! Es ist kein Wunder, daß die Athener insbesondre für die öffentliche Freyheit so gut zu sterben wußten. Denn Solon war ein kühner, und schlau-

2) Plut. Inst. Lac. P. 423. Steph. — Die Greise. Wackre Männer waren wir einst. Die Männer. Wir aber sind's. Willst du? Versuchs! Die Jünglinge. Tapfrer noch werden wir seyn.

er Meister in der Kunst, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu mischen, und Menschen durch den Kitt aller himmlischen und irdischen Bürgerbande, von denen Plato lehrt [3], zu einer gesetzlichfreyen Masse zu vereinigen.

Beylage.

Die Olympische Rede des Lysias.

„Dionysios, der Herrscher Sikeliens hatte zu dem olympischen Fest Gesandte geschickt, um dem Gotte das Opfer zu bringen. Die Wohnung desselben auf dem heiligen Boden war sehr prächtig und reich; damit der Tyrann von Hellas desto mehr bewundert würde." Die folgende Rede des Lysias bewirkte eine so große Erbitterung, daß einige sogleich Hand ans Werk legten, und die Zelte zu plündern wagten.

* * *

„Wegen vieler andrer herrlicher Thaten, meine Zuhörer, ist Herakles würdig gepriesen zu werden, und auch weil er zuerst aus Liebe zu Hellas dieses öffentliche Kampfspiel versammelte. Denn in der damahligen Zeit war das Verhältniß der Staaten gegen einander feindlich. Nachdem er aber die Tyrannen vertilgt, und die Frevelnden gebändigt hatte, stiftete er dieses Fest, ein Kampfspiel der Leiber, für den Reichthum aber ein Antrieb zur Pracht und Ruhmliebe, und ein Schauplatz für Geisteswerke, mitten unter den schönsten Herrlichkeiten der ganzen Hellas; damit wir, um alles dies, theils zu se-

3) Plat. Polit. fin.

hen, theils zu hören, an demselben Ort zusammenkommen möchten. Seine Absicht nähmlich war, daß diese Versammlung hier die Grundlage gegenseitiger Freundschaft für alle Hellenen seyn solle."

Das war also der Sinn seiner Stiftung! Ich aber trete auf, nicht um Vernünfteleyen zu schwatzen, oder um über Worte zu streiten. Denn ich halte dafür, dies sey eine Beschäftigung für ganz nichtsnutzige und hungrige Sophisten; die Pflicht eines wackern Mannes, und würdigen Bürgers hingegen, über das Eine, was noth ist, seinen Rath mitzutheilen. Ich rede von der ganz unwürdigen Lage von Hellas, welche wir vor Augen sehen; ein großer Theil derselben ist in der Gewalt der Barbaren, und viele freye Städte sind von Tyrannen vertilgt. Wäre die Ursache dieser Leiden unsre Schwäche, so müßten wir uns in das Schicksal ergeben; da es aber bürgerliche Uneinigkeit, und gegenseitige Streitsucht ist, wie sollte es denn nicht nothwendig seyn, jene zu besänftigen, diese zu bändigen? Und zu erwägen, daß Streitsucht der gewöhnliche Fehler der übermüthigen Glücklichen, Weisheit und Mäßigkeit in Entschlüssen aber ihre wichtigste Pflicht ist? Wir sehen ja die Größe dieser Gefahren, und wie sie uns von allen Seiten umringen. Ihr wißt es; der ist Herr, der auf dem Meer der Mächtigste ist; nun ist aber der König der Meister aller Schätze; und die Leiber der Hellenen sind ja dessen Eigenthum, der bezahlen kann; auch besitzt er selbst viele Schiffe, und viele andre der Tyrann Sikeliens. Es ist also nothwendig, den Krieg gegen einander zu endigen, und mit einmüthigem Sinn nur nach Rettung zu streben; uns über das Vergangene

zu schämen, für das Künftige aber ängstlich zu sorgen; und unsere Väter nachzuahmen, welche die Barbaren, die fremdes Gebiet begehrten, ihres eignen beraubten. Sie waren es, welche die Tyrannen verjagten, und dann die Freyheit allen mittheilten.

Am meisten staune ich aber über die Lakedämonier, was wohl ihre Absicht seyn mag, daß sie die Flammen der verheerten Hellas nicht achten; sie, welche und zwar mit Recht, theils wegen ihrer angebohrnen Tapferkeit, theils wegen ihrer Kriegskunst, die Hegemonen der Hellenen sind. Sie allein wohnen sicher und doch unbefestigt, leben einmüthig und doch unbesiegt, und beharren ewig in derselben Verfassung. Deßwegen muß man auch hoffen, ihre Freyheit werde unvergänglich seyn, und daß sie, die in vergangnen Gefahren Hellas Retter waren, auch die künftigen abwenden werden. Aber wahrlich der kommende Augenblick ist nicht zweckmäßiger, als der gegenwärtige. Man muß nähmlich den Fall derer, die schon verlohren sind, nicht für ein fremdes, sondern für ein eignes Unglück achten; und nicht etwa warten bis Beyder 4) Mächte auch an uns selbst kommen, sondern so lange es noch möglich ist, ihrem Frevel ein Ende machen. Denn wer sieht nicht, daß sie durch unsre gegenseitigen Kriege mächtig geworden sind? Dieß erregt zugleich Unwillen und Schrecken; die großen Verbrecher vollbringen ihre Uuthaten ganz ungestraft, und die Hellenen hoffen umsonst auf Rache."

---

1) Des Persischen Königs und des Sikelischen Herrschers.

Anmerkung.

Der erste Grundsatz des hellenischen Völkerrechts, war; allgemeine Brüderschaft unter allen Hellenen, und ewige Feindschaft wider alle Tyrannen und Barbaren. In einer zur Erläuterung dieses hellenischen Grundsatzes äußerst merkwürdigen Stelle (Plat. Rep. lib. V. p. 44 — 48. tom VII. ed. Bip.) betrachtet Plato den Krieg unter Hellenen als einen unnatürlichen Zustand, den man als eine Krankheit ansehen, und so viel als möglich, wie einen freundschaftlichen Streit behandeln müsse; den Krieg der Hellenen gegen die Barbaren dagegen findet er in der Natur gegründet, nur dieser sey eigentlich ein ächter Krieg. Solche Aeußerungen der alten Schriftsteller verdienen aufmerksam beachtet zu werden, indem sie uns über die Natur der Begebenheiten selbst, so wie über die ganze Ansicht der Alten davon, erst den vollen Aufschluß geben. Unläugbar ist es, daß mit Tyrannen und Barbaren sich an keinen wahren Frieden denken läßt; daß ein gegenseitiges rechtliches Verhältniß, welches allein den offenbaren und heimlichen Gewaltthätigkeiten wirklich ein Ende macht, und den Frieden verbürgt, nur unter sittlich begründeten und sittlich geordneten Staaten statt finden könne. Unter allen sie umgebenden Barbaren hatten aber die Hellenen allein ächte Bildung, und eine rechtliche Verfassung. Gegen den hellenischen Grundsatz selbst, würde sich daher vielleicht wenig einwenden lassen; wenn sie nur demselben gemäß gehandelt, und ihn nicht blos zur Hälfte, sondern ganz in Ausübung gebracht hätten.

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates.

1796.

Einleitung.

Was zu Anfang der nachſtehenden Abhandlung eines der ſcharfſinnigſten alten Kritiker von den Lebensumſtänden des Iſokrates geſagt wird, iſt nur eine kurze Notiz. Auch vom politiſchen und philoſophiſchen Charakter und Werth der Iſokratiſchen Schriften ſagt Dionyſios, der ungleich mehr Künſtlerſinn, als hiſtoriſchen Geiſt beſaß, wie ſich ſelbſt in ſeiner vortrefflichen römiſchen Alterthumslehre offenbart, nicht ſehr viel, weder an Umfang noch an Bedeutung und Gehalt.

Der Überſetzer glaubte daher, ſchon durch die Überſchrift dieſes Werks die Aufmerkſamkeit des Leſers von allen Nebenſachen entfernen und auf das Weſentliche hinlenken zu müſſen. Dieſes aber, was den größten Werth darin hat, und für viele auch wohl am meiſten einiger Erklärung bedarf, iſt unſtreitig der künſtleriſche Geſichtspunkt und Geiſt des Ganzen. Den eigentlichen Charakter, Zweck und Gegenſtand der kritiſchen Abhandlung des Dionyſios, ſchien ihm aber kein andres Wort ſo ganz auszudrücken, als das Wort Kunſturtheil. Denn ſelbſt die Anordnung, Eintheilung und Behandlung des Stoffs wird ja darin nicht nach wiſſenſchaftlichen, oder wie es bey bürgerlichen

Reden wohl eigentlich seyn sollte, nach sittlichen und gesellschaftlichen, sondern nach künstlerischen Gesetzen gewürdigt.

Dionysios selbst bestimmt diesen Zweck in der Einleitung zur ganzen Schrift über die alten Redner und Geschichtskünstler, von der wir nur einige Abschnitte besitzen, deren einer gegenwärtiger Aufsatz über den Isokratischen Styl ist; mag das Übrige nun verlohren gegangen, oder das Ganze nie von ihm vollendet worden seyn. Er freut sich im Eingange, daß in seinem Zeitalter viele andre Kunstarten, vorzüglich aber auch die Kunst der bürgerlichen Reden so große Fortschritte zum Bessern gemacht habe. In dem vorigen Zeitalter sey die alte und weise Beredsamkeit aufs schändlichste gemißhandelt und verderbt; vom Tode Alexanders an habe sie angefangen allmählig zu sinken und zu welken, und gegen das jetzige Zeitalter habe nur wenig gefehlt, daß sie gänzlich verschwunden wäre. Nun fährt er fort, aufs lebhafteste wider die Redekunst zu eifern, welche seit gestern und heute aus ich weiß nicht welchen Höhlen Asiens gekommen sey, und die attische, alte und einheimische verdrängt habe. „Aber sagt er, die Zeit ist, nach dem Pindaros, nicht bloß gerechter Menschen herrlichster Retter, sondern wahrlich auch der Künste, der Bildungsarten und jeder würdigen Sache. Das bewies unser Zeitalter, mag nun ein Gott es so geleitet, oder der natürliche Kreislauf die alte Ordnung der Dinge zurückgebracht haben, oder mag auch das menschliche Begehren viele auf das Gleiche führen. Dieß geschah dadurch, daß unser Zeitalter der alten und züchtigen Redekunst die gerechte Ehre, welche sie auch vor-

mahls besaß, wiedergab, die neue und unvernünftige aber nicht länger den ihr nicht zustehenden Ruhm genießen, noch sie in fremden Gütern schwelgen ließ." Die Umwälzung sey schnell gewesen und die Verbesserung groß. Denn außer einigen asiatischen Städten, wo man aus Unwissenheit das Schöne langsam begreife, habe man in allen übrigen aufgehört, die überladnen, frostigen und geschmacklosen Reden zu bewundern. Die Veranlassung und Ursache dieser so großen Umwälzung sey die alles beherrschende Roma, welche die gesammten Staaten, sich nach ihr zu richten, nöthige; und die Häupter derselben, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit steter Hinsicht auf Vollkommenheit und auf das Würdigste verwalteten, und fürs Beurtheilen sehr ausgebildet und von herrlicher Natur wären. Durch ihre Beförderung habe sich der verständigdenkende Theil des Reichs noch vermehrt, und der unvernünftige sey gezwungen worden, wieder vernünftig zu werden. „Denn in der That werden von unsern Zeitgenossen viele schätzbare Geschichten geschrieben, viele gut abgefaßte bürgerliche Reden herausgegeben, und wissenschaftliche Werke, welche wahrlich nicht zu verachten sind." Er würde sich nicht wundern, fährt er fort, wenn die Nachahmung jener unvernünftigen Reden nicht länger als noch ein Menschenalter etwa dauern sollte. Denn was vom Ganzen aufs Kleinste zurückgebracht sey, könne leicht aus Wenigem Nichts werden. „Doch, dem die Dinge umwälzenden Zeitalter zu danken, die, welche den bessern Weg einschlugen, zu loben, und das Künftige aus dem Vergangnen zu vermuthen, und alles dem ähnliche, was der erste beste sagen könnte, übergehe ich. Was aber der be-

gonnenen Kunstverbesserung noch mehr Nahrung und Kraft geben dürfte, das will ich zu sagen versuchen; indem ich mir für meine Untersuchung einen allgemeinen, anziehenden und äußerst nützlichen Gegenstand wähle. Folgenden nähmlich: welches die schätzbarsten unter den ursprünglichen Rednern und Geschichtskünstlern seyen, welches der Geist ihres Lebens und ihrer Beredsamkeit war, und was man von einem jeden annehmen und beybehalten solle; Kunstvorschriften ferner, welche den Schülern der bürgerlichen Redekunst zwar unentbehrlich, aber wahrlich doch weder gemein, noch von den Vorgängern abgenutzt sind. Mir wenigstens ist keine dergleichen Schrift bekannt, so sehr ich auch darnach gesucht habe. Doch versichern will ich es nicht, als wenn ich es bestimmt wüßte; denn es dürfte wohl vielleicht solche Schriften geben, die mir entgangen wären. Sich selbst zum Maaßstab der Kenntniß aller Dinge zu machen, und behaupten, etwas sey nicht, was doch seyn kann; das ist sehr selbstgefällig und beynahe toll." Die Zahl der vortrefflichen Redner und Schriftsteller sey zu groß, als daß er über alle schreiben könne. Er wolle daher nur die wichtigsten aus ihnen auswählen, und über jeden reden; für jetzt über die Redner, mit der Zeit auch über die Geschichtskünstler. „Die anzuführenden Redner werden seyn; drey von den ältern, Lysias, Isokrates, Isaeos, und drey von denen die nach diesen blühten, Demosthenes, Hyperides, Aeschines; denn diese halte ich für die vortrefflichsten. Die Schrift soll in zwey Abschnitte eingetheilt werden, und mit dem über die ältern abgefaßten anfangen."

Schon diese Einleitung und noch mehr die Schrift

ſelbſt lehrt, daß Dionyſios nicht alles erſchöpfen wollte, was ſich mit den Kenntniſſen ſeines Zeitalters in künſtleriſcher Rückſicht über den ganzen Iſokrates nur immer ſagen ließe. Sein Hauptzweck war, den Iſokratiſchen Styl, die Iſokratiſche Kunſtproſa, an und für ſich, nach den bewährteſten Kunſtlehren zu würdigen. Selbſt über die ausgezeichnete künſtleriſche Meiſterkraft des Iſokrates, ſo vielen vortrefflichen Naturen ſeinen Geiſt, jedem nach dem Maaß ſeiner Kräfte und nach ſeiner Eigenthümlichkeit, lebendig mitzutheilen, ohne den ſeiner Schüler zu beſchränken, eilt er mit einem Gleichniſſe hin; welches jedoch ſo treffend iſt, daß man ſieht, Dionyſios habe den Charakter und den hohen Werth dieſer großen Eigenſchaft, wodurch der Mann beynahe den Ehrennahmen eines rhetoriſchen Sokrates zu verdienen ſcheinen könnte, vollkommen begriffen.

Selbſt die Künſtlichkeit, das Fleißige der ſorgfältig ausgebildeten und vielfach durchgearbeiteten iſokratiſchen Proſa, erhält, wenn man ſie in ihrem vollſtändigen geſchichtlichen Zuſammenhange betrachtet, eine Bedeutung, welche ſie in der Anſicht des Dionyſios nicht hat. Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunſtwerke bis ins feinſte Geäder, welche durch die Strenge und durch das Maaß des Fleißes ſelbſt, Kraft erfordern und beweiſen kann; jene Correctheit (denn mit dieſem Wort, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerloſigkeit unterſchieben darf, kann man wohl am beſten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer und ſogenannten Alexandriner immer Beyfall und Nachahmung verdienen wird) iſt in der Poeſie der

Hellenen, wo man sie nicht vor Menander und Philetas etwa suchen darf, ungleich jünger, und hat sich in der Prosa der Hellenen und mit der Schrift zuerst entwickelt. In dieser Rücksicht macht die Prosa des Thukydides und Isokrates vornähmlich eine große Epoche in der Kunstgeschichte.

Es wird damit gar nicht geläugnet, daß die Hellenen in derjenigen schönen Kunst, welche unter allen überall am spätesten aufgeblüht, am langsamsten gewachsen ist, und nirgends gleiche Reife mit andern Künsten erreicht hat, wahrscheinlich also weder die leichteste noch die einfachste seyn mag, in der Kunst der schönen Prosa nähmlich, wie in der Musik von den ersten Anfängen so kunstwörtlich und schulmäßig reden, wie von dem Höchsten. Wir wollen es niemand verargen, welcher nicht nach unbestimmten Urbildern in todten Begriffen, sondern nach lebendiger Anschauung reiferer attischer, römischer oder andrer Kunstwerke in Prosa, den gewaltigen Anlauf, welchen Isokrates im Panegyrikos zum Beyspiel nimmt, nicht ohne einiges Lächeln mit dem vergleichen kann, was er denn nun wirklich geleistet hat.

Indessen wird der geschichtsforschende Kunstfreund auch noch nach einem solchen Lächeln die innigste Bewundrung für dieses wie für jedes andre Kunstwerk hegen, welches von ursprünglichem Geist beseelt, alles ist, was es in seinem Zeitalter, unter diesen Umständen, an seiner Stelle seyn konnte und sollte; und nichts vermag wohl in allen Kunstarten den Sinn so sehr zu wecken und zu schärfen, als wenn man den allmähligen Fortschritten der Kunst oft mit gesammelter Betrachtung folgt, und bey

jedem einzelnen dieſer Fortſchritte mit Achtung und Liebe verweilt. Daher wird vielleicht mancher wünſchen, es wäre noch über jeden proſaiſchen Claſſiker ein ſo gediegenes, bewährtes, altes Kunſturtheil, wie das des Dionyſios über den Iſokrates, vorhanden.

Wenn Dionyſios ſtatt einiges, was den eigenthümlichen Ausdruck des beurtheilten Redners bezeichnen ſoll, zu wiederhohlen, und die Beyſpiele zu häufen, die Verſchiedenheit des Iſokratiſchen Styls in den verſchiedenen Gattungen der Redekunſt nicht bloß behauptet, ſondern wirklich charakteriſirt hätte; ſo würde er beynah nichts von dem, was man von dem ſcharfſinnigſten helleniſchen Kritiker dieſes Zeitalters erwarten darf, zu wünſchen übrig laſſen. Aber ſelbſt in dieſen Wiederhohlungen zeigt ſich die Reife, Tiefe und Eigenthümlichkeit ſeiner kritiſchen Wahrnehmungen; und die Rückſicht auf die Kunſtart, und deren verſchiedene Erforderniſſe bezeichnet den Kenner, wie die ſtete Vergleichung mit dem Lyſias, und die hohe Achtung, mit welcher er die Vortrefflichkeiten des Iſokrates bewundert, bey der Strenge, mit welcher er ſeine Fehler tadelt.

Nicht als Epiſode, ſondern zur Erläuterung eben dieſes künſtleriſchen Geiſtes der ganzen Abhandlung iſt alles bisher geſagte angeführt. Denn derſelbe dürfte doch grade in dieſer Anwendung und bey dieſem Stoff manchem fremd ſeyn; weil nähmlich die Proſa, welche man im gegenwärtigen Zeitalter lieſt und ſchreibt, die bekannten Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen genommen, durchaus Natur und keineswegs Kunſt iſt, noch auch als ſolche beurtheilt werden kann.

In den eigentlichen Gesichtspunkt des Dionysios kann man sich am besten und auf dem kürzesten Wege dadurch versetzen, daß man die bedeutende und schöne Vergleichung der Isokratischen Schreibart mit den Kunstwerken des Polykleitos und Phidias, und der Prosa des Lysias mit den Bildern des Kallimachos und Kalamis in ihrem tiefen Sinne vollständig auffaßt. Denn die Werke der bildenden Kunst betrachtet und würdigt man beynah allgemein und wie von selbst, jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, aus einem rein künstlerischen Standpunkte, von dem hier keine fremdartigen Zusätze die Aufmerksamkeit ablenken und zerstreuen, wie in so manchen andern, mit wissenschaftlichem Stoff, oder mit nützlichen und sittlichen Zwecken vermischten Darstellungsarten. Die sinnliche Schwere des Stoffs und der Behandlung nöthigt hier gleichsam den Meister, auf die Dauer, ja auf die Ewigkeit zu arbeiten; und die bleibenden Werke locken den Kunstliebhaber zu jener häufig wiederhohlten und ruhigen Betrachtung, wodurch der Eindruck sich erst fest bestimmen, und allmählig zum Urtheil reifen kann.

Ein andresmahl sagt Dionysios, daß die Werke des Platon und Isokrates nicht wie geschriebene wären, sonder ausgehöhlter und erhobner Bildnerarbeit glichen; wir würden sagen, sie seyen wie mit Meißel und Feile hervorgetrieben und gerundet. Auch vergleicht er die ruhige Kraft des Isokrates, im Gegensatz der leidenschaftlichen Begeisterung des Demosthenes mit spondeischen Rhythmen und mit der dorischen Harmonie.

An Mannigfaltigkeit und Abwechslung setzt Dionysios den Ausdruck des Isokrates dem des Platon wie dem

des Demosthenes und Herodotos nach. Den aus dem geschmückten und einfachen gemischten und zusammengesetzten Ausdruck hätte nach dem Theophrastos, Thrasymachos zuerst gebildet und gestiftet; fortgesetzt, genährt, und beynah vollendet aber hätten ihn, nach dem eignem Urtheil des Dionysios, Platon und Isokrates. Denn es sey, den Demosthenes ausgenommen, unmöglich andre Schriftsteller zu finden, welche das Nothwendige und Nützliche tüchtiger bearbeiteten, oder im Schmuck und in den künstlichen Zuthaten mehr glänzten, wie jene beyden. Diesen aus dem dichterischen und wissenschaftlichen, oder bloß nützlichen, gemischten Ausdruck muß man aber nicht mit der aus der erhabnen und reizenden gemischten und mittlern, schönen und vollendeten Wortstellung des Dionysios verwechseln. Er legt dem Isokrates nicht die mittlere sondern die üppige, blühende und zierliche Wortstellung bey, in welcher er unter den Epikern den Hesiodos, unter den Melikern die Sappho, und nach dieser den Anakreon und Simonides, unter den Tragikern, den einzigen Euripides, unter den Geschichtskünstlern streng genommen keinen, mehr als die andern aber, den Ephoros und den Theopompos, unter den Rednern den Isokrates, welcher unter allen Prosaikern diese Wortstellung am strengsten beobachte, für Urbilder erklärt, und als solche theils anführt, theils aus den Beyspielen zergliedert. Dem Platon hingegen, welchen er mit Isokrates zusammen zu derselben Gattung des Ausdrucks geordnet hatte, legt er eine andre Wortstellung bey wie dem Isokrates, nähmlich die mittlere, weil er wie Herodotos Würde und Anmuth darin vereinige.

Es liegt aber noch etwas andres in jener Vergleichung der Isokratischen Prosa mit den Werken des Polykleitos und Phidias; dasselbe was Dionysios auf mehr als eine Weise zu erkennen giebt. Er hält nähmlich den Styl des Isokrates, ungeachtet er anerkennt, daß die Pracht und der Schmuck desselben oft unzweckmäßig, unschicklich und dadurch der lebendigen Wirksamkeit schädlich sey, für erhaben, wie den des Thukydides, und noch mehr als den des Gorgias. Diesen Eindruck wird die Isokratische Prosa wahrscheinlich auf Leser des gegenwärtigen Zeitalters durchaus nicht machen; es müßte denn etwa jemand die Schriften der Alten, mit dem Gefühl und Geist lesen, als ob er selbst ein Alter wäre. Um diese der Isokratischen Prosa beygelegte Erhabenheit zu erklären, und das Urtheil des Dionysios in diesem Stücke zu rechtfertigen, müßte man ganz in das Einzelne der Sprachbeschaffenheit und des Redestyls eingehen. Dazu bedürfte es nicht nur einer sehr genauen Darstellung des allgemeinen Geistes in jener Periode der attischen Künste, zu der Isokrates gehört; sondern auch einer vollständigen Theorie der Parisosen, oder der symmetrisch freyen Wiederkehr gleichlautender Sylbenfälle in den sich entsprechenden Gliedern der Rede, und andrer ähnlicher Figuren, deren Mißbrauch Dionysios am Isokrates so sehr tadelt. Wie viel Betrachtungen kann es nicht allein erregen, daß die Parisosen sich zum strengen Reim etwa so verhalten, wie der prosaische Numerus zum eigentlichen poetischen Metrum; so daß man die älteste hellenische Kunstprosa mit eben so viel Recht gereimt, wie rhythmisch nennen könnte. Und das war nicht etwa bloß eine Spielerey der Sophisten, sondern Geschmack des Pu-

blikums. Man erinnert ſich, wie Gorgias durch ſolche Mittel zu Athen wirkte. Ueber die Natur der Antitheſen oder der Gegenſätze in den Gedanken und Redeformen, dieſer gewöhnlichſten, unentbehrlichſten, und in Rückſicht auf Überfluß und Mißbrauch gefährlichſten Zier der Proſa, könnte man, leicht ein ganzes Buch ohne alle Iſokratiſche Ausdehnungs- und Erweiterungsmittel ſchreiben. Es wird eine anatomiſch genaue Kenntniß von dem Knochen- und Muſkelbau des menſchlichen Körpers vorausgeſetzt, um zu wiſſen, welche Stellungen und Verhältniße in der Sculptur richtig ſind, und warum einige derſelben den Eindruck des Großen machen, andre aber bloß gefällig und zierlich erſcheinen. Eben ſo iſt es auch mit der Sprache, ſobald ſie als Kunſt betrachtet, und bis in die feinſten Beſtandtheile der Rede künſtleriſch behandelt wird.

Wenn man ſich aber auch in die künſtleriſche Anſicht proſaiſcher Werke mit dem Dionyſios durchaus nicht verſetzen kann; ſo muß man ſeine Abhandlung über den Iſokrates dennoch als eine ſehr ſchätzbare Urkunde der alten Kunſtgeſchichte gelten laſſen. Weniges iſt von ſo großer Wichtigkeit für die Kenntniß der alten Künſte jeglicher Art, als die Kenntniß der alten Kunſtlehre. In der Rhetorik kennen wir dieſe und ihren Einfluß auf die Ausübung und Kunſt ſelbſt noch am vollſtändigſten; wie viel ſich aber daraus auch für die Theorie der Hellenen von andern Künſten, und für die Verhältniſſe dieſer Theorie folgern läßt, iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt. Aber grade der angewandte Theil der alten Kunſtlehre, ausführliche Beurtheilungen zum Beyſpiel, iſt der belehrendſte; und unter dieſen zeichnen ſich die Schriften des Dionyſios dadurch

vortheilhaft aus, daß sie zugleich sehr eigenthümlich und von der andern Seite ganz allgemein gültig sind; voll ursprünglichen Geistes, und doch in dem Sinn, welcher im ganzen Alterthum der herrschende ist.

Die Alten und besonders die Griechen zeigen sich besonders wieder darin als ein durchaus kunstsinniges und künstlerisches Volk, daß sie auch die Sprache nicht bloß als Poesie, sondern selbst in Prosa ganz wie ein Werk und Gebilde der Kunst behandeln, in der lebendigen Rede, wie in der ausgearbeiteten Schrift. Dieselbe Idee des Schönen, welche in der Kunst und den Sitten, in der Wissenschaft wie in der Geschichte des hellenischen Alterthums das vorherrschende Princip und den beseelenden Geist des Ganzen bildet, ward mit der gleichen Sinnigkeit von allen, die in noch so verschiedner Absicht und in den mannichfaltigsten Arten und Formen, die Kunst der Prosa übten, mit einem Scharfsinn und einer Zergliederung des Kunst- und Sprachgefühls, welcher nichts klein und unbedeutend schien, auf die feinsten Elemente des Gedankenausdrucks angewandt. Aus dieser künstlerischen Sorgsamkeit für den Ausdruck ging in der ersten Zeit und nach der ursprünglichen hohen Anlage, auch das Große des alten Redestyls hervor; wenn gleich sie in der spätern Zeit nur in leere sophistische Spitzfindigkeit oder Spielerey entartete. Uns ist und bleibt diese Art der Rhetorik eigentlich fremd; zwar findet sich wohl die gleiche, oder eine ganz ähnliche Absicht und Idee von einem festbestimmten Style der Kunst in der ausgearbeiteten Prosa bey Johannes Müller, Winkelmann, Klopstock; es ist aber sichtbar diese Idee von Redestyl und Prosakunst bey den genann-

ten Schriftſtellern aus den Vorbildern des Alterthums geſchöpft und entnommen. Außerdem aber und im Ganzen iſt die Vortrefflichkeit der neuern Schriftſteller in Proſa mehr ein Talent der Natur und charakteriſtiſche Eigenſchaft des hervorragenden Geiſtes, als ein feſter Styl gebildeter und erlernter Redekunſt.

Für uns war nur wichtig, dieſelbe herrſchende Idee des Schönen, und künſtleriſche Behandlung und Anſicht aller Dinge, wie in den Sitten und dem ganzen Gange der geiſtigen Entwickelung des helleniſchen Alterthums, ſo auch im Einzelnen und Kleinen in der kunſtreichen Rhetorik ihrer Proſa, an dem Beyſpiele einer Rede des Lyſias und in der nachſtehenden künſtleriſchen Beurtheilung der Iſokratiſchen Werke nachzuweiſen.

Charakteristik des Isokrates.

Aus dem Griechischen des Dionysios.

Isokrates der Athener, dessen Vater Theodoros ein wohlhabender Bürger vom Mittelstande war, und vom Besitz einer Flötenmanufaktur lebte, ward gebohren in der sechs und achtzigsten Olympiade, als Lysimachos zu Athen Archon war, im fünften Jahre vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges, zwey und zwanzig Jahre vor dem Lysias. Er genoß einer schönen Leitung, und ward nicht schlechter gebildet als irgend ein Athener. Sobald er ein Mann geworden war, ergriff ihn die Liebe zur Weisheitskunst. Er ward ein Zuhörer des Prodikos, des Gorgias und des Tisias, welche damahls den größten Nahmen bey den Hellenen in Rücksicht auf Weisheit hatten; wie einige erzählen, auch des Redners Theramenes, [1]) welchen die drey-

1) Die politische Wichtigkeit und Zweydeutigkeit, der heldenmüthige Tod des Theramenes, welcher hier auch unter den Meistern des Isokrates angeführt wird, ist vielleicht manchen Lesern aus Aristophanes, Xenophon, Cicero und andern gegenwärtig. Auch gehört dieß nur in so fern hieher, als es, wenn er mit Recht auch

ßig Tyrannen tödteten, weil er ein Volksfreund zu seyn schien; und er widmete sich mit allen Kräften den bürgerlichen Geschäften und Reden. Da sich aber die Natur widersetzte, indem sie ihm die ersten und wesentlichsten Eigenschaften eines Redners, Dreistigkeit und Stärke der Stimme, ohne welche es nicht möglich war im Haufen zu sprechen, versagte; so stand er von diesem Vorsatz ab. Da er jedoch nach Ruhm strebte, und der Erste unter den Hellenen in der Redekunst seyn wollte, wie er selbst sagt; so ergriff er den Ausweg, was er gedacht hatte, schriftlich mitzutheilen. Er wählte sich kein kleines Ziel, weder die Verträge der Einzelnen, noch die andern gewöhnlichen Gegenstände der damahligen Vernünftler, sondern er schrieb über die Angelegenheiten der Hellenen und der Könige dergestalt, wie er glaubte, daß es zur bürgerlichen Verbesserung der Staaten und zur sittlichen Vervollkommung der Einzelnen dienlich sey. Denn so schreibt er von sich in der panathenaischen Rede. Vor ihm war die Kunst der Vorträge in den Vernünftlerschulen des Gorgias und Protagoras gemischt behandelt; er entfernte sich zuerst von

---

unter die Lehrer des Isokrates gezählt wird, bemerkt zu werden verdient, daß unter ihnen auch ein atheniſcher Staatsmann von solcher Bedeutung war. Sein redneriſcher Charakter wird durch eine Stelle des Cicero bezeichnet: „Die älteſten Redekünſtler, von denen nähmlich Schriften vorhanden, ſind etwa Perikles und Alkibiades und zur selben Zeit Thukydides. Sie ſind genau, ſcharf, kurz; an Gedanken reicher als an Worten. Auf dieſe folgten Kritias, Theramenes, Lyſias. Den Theramenes kennen wir nur aus Erzählungen. Sie alle hatten noch das Markige des Perikles, aber bey etwas üppigerm Gewebe."

den die Naturlehre und den Vernunftschein betreffenden, ging allein auf die bürgerlichen, und widmete sein ganzes Leben dieser Wissenschaft, welche wie er selbst sagt, das Nützliche wollen, reden und thun lehrt. Er ward der berühmteste derer, die in seinem Zeitalter blühten, und bildete die vortrefflichsten Jünglinge aus Athen und dem übrigen Hellas, deren einige in gerichtlichen Reden die vollkommensten wurden, andere sich in bürgerlichen und öffentlichen Geschäften auszeichneten, und noch andere die die gemeinsamen Begebenheiten der Hellenen und der Barbaren aufzeichneten. So machte er seine Schule in Rücksicht auf die Verpflanzung der redenden Künste zu einem Nachbilde des Staats der Athener, erwarb sich einen größeren Reichthum als irgend einer von denen, welche sich mit der Weisheitskunst Geld verdient haben, und endigte sein Leben unter dem Archon Chäronidas, wenige Tage nach der Schlacht in Chäronea, nachdem er hundert weniger zwey Jahre gelebt hatte, aus freyem Entschluß, in der Absicht, mit dem Heil des Staats auch sein Leben zugleich aufzulösen, da es noch ungewiß war, wie Philippos, nun Herr der Hellenen, sein Glück brauchen werde. Das ist in Kurzem, was von seinen Lebensumständen erzählt wird.

2 Sein Ausdruck aber hat folgende Eigenthümlichkeiten. Er ist so rein wie der des Lysias, und setzt eben so wenig ein Wort ohne Ursache; er hält sich mit vorzüglicher Genauigkeit an die allgemeine und gewöhnlichste Sprache, denn auch diese scheut die Geschmacklosigkeit veralteter und räthselhafter Wörter. In den Bildern ist er etwas verschieden von dem des Lysias, und ist gleichmäßig gemischt; das

Klare aber und das Gegenwärtige hat er gleich jenem. Er iſt bedeutend und anziehend. Gewunden aber und zuſammengedrängt wie jener iſt er nicht, noch zu gerichtlichen Kämpfen geſchickt, ſondern vielmehr hingeworfen und üppig fließend. Er iſt ferner nicht ſo kurz, ſondern matt und langſamer als billig; aus welchen Gründen, werde ich bald ſagen. Auch die natürliche, einfache und kampfmäßige Wortſtellung des Lyſias zeigt er nicht, ſondern vielmehr eine zu feſtlicher und bunter Pracht kunſtmäßig gebildete, welche auf der einen Seite glänzender iſt wie jene, auf der andern aber auch überkünſtlicher. Denn dieſer Mann ſtrebt überall nach ſchönem Ausdruck, und bemüht ſich mehr geſchmückt als einfach zu reden. Er vermeidet das Zuſammenſtoßen der Selbſtlauter, weil es den Zuſammenhang der Schälle auflöſet, und den glatten Fluß der Klänge zerſtört; und er verſucht die Gedanken in einem ſehr rhythmiſchen, von dem dichteriſchen Maaß nicht weit entfernten, gegliederten und weiten Kreis zu umfaſſen. Er iſt mehr zum Leſen als zum Vortrag gemacht; denn an Feſten können ſeine Reden zwar glänzen, auch ertragen ſie die Unterſuchung des genauen Leſers; aber die Kämpfe in Volksverſammlungen und Gerichtsplätzen können ſie nicht beſtehen. Der Grund iſt, daß es dazu viel leidenſchaftlicher Kraft bedarf; dafür iſt aber eine künſtlich gegliederte Wortſtellung am wenigſten empfänglich. Die Ähnlichkeiten und Gleichheiten der Worte und Sylben, die Gegenſätze und aller Schmuck ähnlicher Wendungen iſt ſehr häufig bey ihm, und ſchadet oft der übrigen Kunſt, indem er dem Ohr widerſteht.

3. Wenn es, wie Theophraſtos ſagt, überhaupt drey

Dinge ſind, aus denen das Große, das Würdige und das Reiche im Ausdruck entſteht, die Auswahl der Worte, die Zuſammenfügung derſelben, und die Wendungen, welche ſie umfaſſen; ſo wählt Iſokrates ſehr vortrefflich und ſetzt die beſten Worte, fügt ſie aber überkünſtlich an einander, den muſikaliſchen Wohllaut abmeſſend; iſt überladen im Gebrauch der Wendungen, und wird hier meiſtens froſtig, entweder durch das weit Hergeholte, oder durch die Unangemeſſenheit der Wendungen für die Gegenſtände, oder weil er nicht Maaß zu halten weiß. Dieſe Dinge nun machen ſeinen Ausdruck oft auch zu lang; ich meine, daß er alle Gedanken in einen künſtlichen Gliederbau zuſammenfügt, daß er dieſen immer mit denſelben Arten von Wendungen durchflicht, und überall nach Eurhythmie haſcht. Denn nicht jeder Stoff verſtattet denſelben Umfang, eine ähnliche Wendung, oder den gleichen Rhythmus. Dadurch wird es nothwendig, den Vortrag mit nichts helfenden Redensarten hie und da auszufüllen, und über das Zweckmäßige auszudehnen. Ich behaupte nicht, daß er dieß überall thue; ſo raſend bin ich nicht; denn er fügt die Worte auch wohl einmahl kunſtlos zuſammen, löſt die Verkettung der Redeglieder mit einer ſchönen Natürlichkeit, und vermeidet gekünſtelte und überladene Wendungen, vorzüglich in den berathſchlagenden und gerichtlichen Reden. Weil er aber meiſtens dem Rhythmus und dem Umfang des Perioden knechtiſch dient, und die Schönheit des Vortrages in dem Reichthum ſetzt, ſo hab' ich mich allgemeiner ausgedrückt. In dieſen Stücken nun behaupte ich, bleibe die Sprache des Iſokrates hinter der des Lyſias zurück, und auch in der Lieblichkeit.

Zwar blühend ist Isokrates, ja er nimmt es darin mit jedem andern auf, und zieht die Hörer an durch seinen Reiz; aber dieselbe Anmuth wie jener hat er doch nicht. In dieser Vollkommenheit bleibt er so weit hinter ihm zurück, wie eine aus fremden Schmuck erborgte hinter der natürlichen Schönheit menschlicher Bildungen. Denn der Ausdruck des Lysias ist von Natur angenehm; der des Isokrates will es seyn. In diesen Vollkommenheiten steht er also dem Lysias, meines Dafürhaltens, nach; in folgenden aber übertrifft er ihn. Er hat mehr Erhabenheit in der Bezeichnung, weit mehr großartigen Glanz und Würde. Denn bewunderungswürdig und groß ist die mehr der heroischen als der menschlichen Natur angemessene Hoheit des Isokratischen Styls. Man könnte, dünkt mich, ohne das Ziel zu verfehlen, die Beredsamkeit des Isokrates mit der Bildnerkunst des Polykleitos und des Phidias vergleichen, in Rücksicht auf das Erhabne und das Große und Würdige; die des Lysias hingegen mit der des Kalamis und Kallimachos, der Zierlichkeit wegen und der Anmuth. Denn so wie die letztgenannten Bildner in den kleinern und menschlichen Werken glücklicher, die erstern aber in den größern und göttlicheren geschickter sind; so ist auch der eine dieser Redner im Kleinen verständiger, der andre hingegen im Großen reicher. Vielleicht weil er schon von Natur großartig war; wo nicht, so war doch sein absichtliches Streben ganz auf das Erhabne und Bewundrungswürdige gerichtet. So viel vom Ausdruck unsres Redners.

4. In Rücksicht auf die Kunstvorschriften für den Stoff und dessen Behandlung ist Isokrates in einigen Stücken eben so gut als Lysias, in andern besser. Die

jedem Gegenstande angemeßne Erfindung der redneriſchen Schlüſſe iſt reich und dicht, und ſteht jener nichts nach. So zeigt auch die Beurtheilung von einem gleich großen Verſtande. Die Anordnung aber und die Eintheilungen der Gegenſtände, und die Ausführung in Rückſicht auf den kunſtmäßigen Beweis, und das Durchflechten der Gleichartigkeit mit innern Veränderungen und äußern Zuſätzen, und die andern Vollkommenheiten, welche die Anordnung des Stoffs betreffen, ſind beym Iſokrates weit höher und herrlicher; vorzüglich aber der Zweck der Unterſuchungen, welchen er ſich widmete, und die Schönheit des Stoffs, welchen er ſtets bearbeitete. Sie waren von der Art, daß dadurch die, welche ihren Geiſt darauf richteten, nicht bloß zu redneriſcher Geſchicklichkeit gebildet werden konnten, ſondern auch zu ſittlichem Werth, und zum Nutzen für ihr Haus, ihren Staat und das ganze Hellas. Ja ich behaupte, daß diejenigen, welche ſich die geſammte bürgerliche Vollkommenheit und nicht bloß einen Theil derſelben zueignen wollen, dieſen Redner ſtets in der Hand haben müſſen; und wenn jemand nach der wahren Weisheit ſtrebt, und nicht nur den lehrenden ſondern auch den ausübenden Theil derſelben liebt, noch ſich bloß das zum Ziel ſetzt, was ihm ſelbſt ein zufriednes Leben gewähren muß, ſondern auch das, was allgemeinen Nutzen ſtiften kann, ſo dürfte ich ihn wohl auffordern, die Grundſätze dieſes Redners nachzuahmen.

5. Denn wen begeiſtert wohl nicht Liebe zum Staat und zum Volk; oder wer ſtrebt wohl nicht nach dem bürgerlichen Guten und Schönen, wenn er ſeinen Panegyrikos lieſet? in welchem er die Tugenden der Alten durch-

geht und sagt: „Daß die, welche Hellas von den Barbaren befreyten, nicht allein im Kriege gewaltig waren, sondern auch edel von Sitten, und ruhmbegierig und enthaltsam; die für das Allgemeine mehr sorgten als für das Eigne, und das Fremde weniger begehrten als das Unmögliche; welche die Glückseligkeit nicht nach dem Maaß des Geldes beurtheilten, sondern nach dem der Achtung, indem sie glaubten, in der Ehre bey den Völkern ihren Kindern ein großes und tadelloses Vermögen zu hinterlassen; die einen schönen Tod für vorzüglicher hielten, als ein ruhmloses Leben.. Sie sannen nicht darauf, glänzende und fein berechnete Gesetze zu haben, sondern daß die Mäßigkeit der herrschenden Sitten des alltäglichen Lebens, sich in nichts von der väterlichen Gewohnheit entferne. Ihre gegenseitigen Verhältnisse athmeten so viel Ruhmliebe und Bürgersinn, daß sie selbst bey ihren Zwistigkeiten darum stritten, nicht wer die andern vernichten, die übrigen beherrschen, sondern wer sich um den Staat die meisten Verdienste erwerben könne. Eben so waren sie auch gegen Hellas gesinnt, und fesselten die Staaten mehr durch aufmerksame Dienste und durch die Lockung der Wohlthaten an sich, als durch die Gewalt der Waffen. Worte waren bey ihnen zuverläßiger, als jetzt Eide, und sie achteten es für eben so unmöglich, Verträge zu brechen, als nothwendige Naturgesetze. Sie glaubten über Schwächere so verfügen zu müssen, wie sie in gleichem Falle von Mächtigern gefodert haben würden; sie hegten solche Gesinnungen, als seyen ihre Staaten ihnen eigen, Hellas aber ihr gemeinsames Vaterland."

6. Welcher gewalthabende Mann und welches Haupt

eines Reichs würde wohl nicht billigen, was er an den Philippos, den Makedonier, geschrieben hat? wo er fordert: „Daß ein Feldherr und Besitzer einer solchen Gewalt die uneinigen Staaten nicht wider einander stoßen, sondern befreunden, Hellas vergrößern, und kleinlichen Ehrgeitz verachtend, solche Thaten unternehmen solle, durch die er, wenn sie gelängen, der berühmteste aller Fürsten werden müßte, wenn sie aber mißlängen, er sich wenigstens die Liebe der Hellenen erwerben würde, die zu erlangen beneidenswerther sey, als große Städte und viele Länder zu unterjochen. Ferner ermahnt er ihn, den Grundsätzen des Herakles zu folgen und der andern Heerführer, so viele mit den Hellenen wider die Barbaren zogen; und sagt, daß die, welche sich vor den übrigen auszeichneten, sich große Handlungen zum Ziel setzen, und sie mit Geisteskraft vollenden müßten, eingedenk, daß wir einen sterblichen Leib haben, durch Geisteskraft aber unsterblich werden; daß wir die Unersättlichkeit in Rücksicht auf jedes andre Gut misbilligen, diejenigen aber bewundern, welche stets nach größerm Ruhm streben als sie schon besitzen; und daß es sich oft füge, daß alles andre, was der große Haufen für Glückseligkeit hält, Reichthum, Gewalt und Herrschaft, an die Feinde komme, daß sich die Tugend hingegen und das dadurch erworbene öffentliche Wohlwollen auf die Angehörigen eines jeden vererbe." Es ist schlechthin nothwendig, daß Fürsten, welche dieß lesen, von erhabnern Gesinnungen erfüllt werden, und eifriger nach der Tugend streben.

7. Was könnte aber wohl mehr zur Gerechtigkeit und zur Verehrung des Ehrwürdigen anfeuern, jeden für sich

im Einzelnen und ganze Staaten im Allgemeinen, als die Rede vom Frieden? Denn in diesem bestrebt er sich die Athener zu überreden: „mit dem Vorhandnen zufrieden zu seyn und nichts Fremdes zu begehren; die kleinen Staaten wie Besitzthümer zu schonen, die Bundsgenossen aber, wo möglich, mehr durch Liebe und Wohlthaten an sich zu fesseln, als durch Nothwendigkeit und Gewalt; und unter den Vorfahren nicht denjenigen zu folgen, welche vor dem dekelischen Kriege den Staat beynah vernichteten, sondern denen, welche vor dem persischen Kriege alles Große und Gute standhaft übten. Er beweist, daß nicht die Menge dreyrudriger Schiffe, noch mit Gewalt beherrschte Hellenen den Staat groß machen, sondern gerechte Grundsätze, und der Unterdrückten Beschützung. Er ruft sie auf, das Wohlwollen der Hellenen, welches er zur Glückseligkeit für höchst wichtig hält, dem Staat zu erwerben; kriegerisch sollten sie seyn in Rücksicht auf die Zurüstung und Übung, friedlich aber dadurch, daß sie niemanden das geringste Unrecht zufügten. Er zeigt, daß nichts zum Reichthum, zum Ruhm und zur Glückseligkeit überhaupt so mächtig helfe, als die Tugend und deren Bestandtheile; und er tadelt diejenigen, welche dieß nicht glauben, sondern die Ungerechtigkeit für vortheilhaft und zum alltäglichen Leben für nützlich halten, die Gerechtigkeit aber für unvortheilhaft, und mehr andern als denen, die sie üben, heilsam achten." Ich zweifle, ob jemand entweder sittlichere oder richtigere, oder der Weisheitslehre angemeßnere Vorträge halten könnte.

8. Wer kann wohl die areopagitische Rede lesen, ohne dem Gesetz geneigter und treuer zu werden? Oder

wer muß nicht das Unternehmen des Redners bewundern, der es wagte zu den Athenern über ihre Staatsverfassung, worüber keiner der Demagogen zu reden versuchte, zu reden und zu fordern: „Sie sollten die damahls bestehende Demokratie abschaffen, weil sie dem Staat viel schade; indem er in Erwägung zieht, wie sie in solche Unordnung gerathen sey, daß nicht einmahl die Gewalthaber die Einzelnen mehr im Zaum halten könnten, sondern daß jeder thue und sage was ihm beliebe, und daß die unzeitige Redefreyheit allgemein für die eigentliche Volksherrschaft gehalten werde; und sie möchten die vom Solon und Kleisthenes errichtete Verfassung wieder herstellen." Indem er die Grundsätze derselben und die öffentlichen Sitten, auf denen sie beruhte, durchgeht, sagt er; „Die damahligen Menschen hätten es für entsetzlicher gehalten, Älteren zu widersprechen, als die Schlachtordnung zu zerstören; nicht die Ausschweifung habe ihnen für Volksherrschaft gegolten, sondern strenge Zucht; die Freyheit hätten sie nicht in der Geringschätzung der Oberen, sondern in der Verrichtung des Befohlnen gesetzt. Sie hätten keinem Sittenlosen Macht anvertraut, sondern den Vortrefflichsten die Gewalten und Ehren verliehen, des Glaubens, daß auch die übrigen so seyn würden, wie die Verwalter des Staats; anstatt dem eignen Vermögen aus dem öffentlichen wieder aufzuhelfen, hätten sie die eignen Reichthümer zum allgemeinen Besten verwendet. Außerdem hielten die Väter strengere Aufsicht über ihre Söhne, wenn sie Männer geworden, als da sie noch Knaben waren; eingedenk, daß das öffentliche Beste mehr durch diese Zucht als durch jene Erziehung befördert werde. Sie hät-

ten gute Sitten für wichtiger gehalten als eine künstliche Gesetzgebung; denn ihr Zweck sey nicht gewesen, die Fehlenden durch Strafen zurückzuhalten, sondern daß niemand etwas Strafwürdiges übe; das Vaterland, hätten sie geglaubt, müsse mächtig und frey seyn, den Einzelnen aber dürfe nichts zu thun erlaubt seyn, was die Gesetze verbieten; mit den Gefahren müsse man muthig kämpfen, und vor keinem Unfall erschrecken."

9. Und wer könnte wohl einen Staat und Männer kräftiger überreden als unser Redner, bey vielen andern Gelegenheiten, und auch in dem an die Lakedämonier gerichteten Vortrage, welcher Archidamos überschrieben ist, des Inhalts, daß man Messene den Böotern nicht überlassen solle, noch die Befehle der Feinde erfüllen! Denn damahls war die Schlacht bey Leuktra für die Lakedämonier unglücklich ausgefallen, und viele andere nach jener; und die Macht der Thebaner blühte, und war hoch gestiegen zu großer Herrschaft; die von Sparta hingegen war gesunken, und des alten Vorranges und Einflußes unwürdig geworden. Zuletzt also berathschlagte der Staat, ob man, um nur Frieden zu erhalten, Messenia fahren lassen solle, indem die Böoter diese harte Bedingung auferlegten. Da Isokrates nun sah, daß Sparta der Ahnen unwürdig handeln wollte, so verfaßte er diese Rede für den Archidamos, der zwar ein Jüngling war und die königliche Würde noch nicht bekleidete, aber große Hoffnungen hatte, zu dieser Ehre zu gelangen. Er geht in demselben zuerst durch: „wie rechtmäßig die Lakedämonier Messene erwarben, indem die Söhne des Kresphontes dasselbe übergaben, da sie der Herrschaft beraubt

worden waren, auch die Gottheit befohlen hatte, sie aufzunehmen und die Beeinträchtigten zu rächen; und da überdem der Krieg den Besitz bestätigte, und die Zeit ihn fest und sicher machte. Er beweiset, daß man nicht den Messeniern, die nicht mehr vorhanden wären, sondern Knechten und Heloten die Stadt zum Freyhafen und Zufluchtsort geben werde. Er geht die gefahrvollen Kämpfe durch, welche die Vorfahren der Herrschaft wegen muthig bestanden; er erinnert sie an ihren unter den Hellenen bestehenden Ruhm; er ermahnt sie, nicht mit dem Glück zu sinken, noch an einer Änderung zu verzweifeln. Sie möchten erwägen, daß schon viele, die eine größere Macht besaßen als die Thebaner, von Schwächeren besiegt worden seyen; daß viele schon durch Belagerung eingeschloßne, nachdem es ihnen schlimmer gegangen als den Lakedämoniern, die angreifenden Feinde dennoch vernichtet hätten. Er stellt ihnen den Staat der Athener zum Vorbilde auf, der nach einem sehr blühenden Zustande seinen Sitz habe verlassen müssen, und die äußersten Gefahren auf sich genommen habe, um nur nicht den Befehlen der Barbaren gehorchen zu müssen. Er ruft sie auf, über dem Gegenwärtigen nur nicht den Muth zu verliehren, und für das Künftige zu hoffen; da sie ja wüßten, daß die Staaten durch eine gute Verfassung und durch Kriegserfahrung, worin Sparta andere Staaten übertreffe, sich von solchen Unfällen zu erhohlen pflegten. Er glaubt, sie müßten jetzt, da es ihnen unglücklich ginge, den Frieden gerade nicht begehren, weil sie nach dem gewöhnlichen Wechsel der menschlichen Dinge auf eine vortheilhafte Veränderung hoffen dürften; sondern vielmehr die glücklichen Fein-

de, denn die Behauptung erlangter Vortheile sey gefährlich. Außerdem geht er noch vieles andre durch, alle glänzende Thaten, die von ihren berühmtesten Mitbürgern in den Kriegen gemeinschaftlich und einzeln ausgeführt worden; zeigt, wie viel Schande das verdiene, was sie thun wollten, und wie übel man von ihnen bey den Hellenen reden werde, und daß sie, wenn sie den Kampf nur begönnen, von allen Seiten her Beystand erhalten würden, von den Göttern, von den Bundsgenossen und von allen Menschen, deren Neid die vergrößerte Macht der Thebaner erregt habe. Er zeigt, welche Unordnung und Erschütterung in den Städten geherrscht habe, während die Böoter die Oberaufsicht über Hellas führten; und endigt damit, daß er, falls von allem diesem nichts geschehen und kein andrer Ausweg der Rettung übrig bleiben sollte, ihnen befiehlt, die Stadt zu verlassen; indem er ihnen angiebt, sie sollten die Kinder und Frauen und den übrigen unnützen Haufen nach Sikelia senden und nach Italia, selbst aber den festesten und zum Kriege tauglichsten Ort besetzen, und die Feinde zu Lande und zu Wasser auf alle Weise angreifen und beunruhigen. Denn kein Heer werde gegen Männer anrücken wollen, welche unter allen Hellenen die tapfersten und erfahrensten Krieger, jetzt aber in Rücksicht auf das Leben verzweifelt gesinnt, und von gerechtem Zorn beseelt wären, und eine ehrenvolle Gelegenheit, ihr Schicksal zu erfüllen, erlangt hätten" Ich möchte wohl sagen, daß er hier nicht bloß den Lakedämoniern Rath ertheile, sondern auch den andern Hellenen und allen Menschen; weit besser als alle Wei-

sen, welche die Vollkommenheit und die Schönheit zum Zweck des Lebens machen.

10. Ich könnte noch viele andre an Staaten, Herrscher und Einzelne geschriebne Reden von ihm zergliedern, deren einige die Völker zur strengen Zucht ermahnen, andre die Gewalthaber zur Mäßigkeit und zur gesetzlichen Herrschaft anführen, andre die Lebensart der Einzelnen sittlich zu bilden streben, indem sie jedem seine Pflicht zeigen. Aus Besorgniß indessen, daß meine Abhandlung sich über die Gebühr verlängern möchte, werde ich dies übergehn. Um aber das Obige faßlicher zu machen, und weil die Verschiedenheit, durch welche Isokrates vom Lysias abweicht, so wichtig ist, will ich ihre Vorzüge in einem Auszug zusammenstellen, und dann zu den Beyspielen übergehn.

11. Die erste Vollkommenheit ihrer Reden, sagte ich, sey die klare Bezeichnung, worin ich bey keinem einige Verschiedenheit fand. Dann die genaue Beobachtung der damahls gewöhnlichen Sprache; und auch diese sah ich bey beyden in gleichem Maaße. Nachher bemerkte ich, daß beyde sich der eigenthümlichen, gewöhnlichen und allgemeinen Worte bedienen; die Sprache des Isokrates mit einem Zusatze von bildlicher Künstlichkeit, worin sie so weit geht, daß sie Überdruß erregen kann. Den Vorzug der Klarheit und der Lebendigkeit, behauptete ich, besäßen beyde in gleichem Maaß; die Gedanken kurz auszudrücken, das, glaubte ich, gelinge dem Lysias mehr; in Rücksicht auf die Erweiterungen hingegen schien es mir Isokrates besser zu treffen. Im Zusammenrücken der Gedanken und im gedrängten Vortrage lobte ich den Lysias,

als geschickt zu wahrhaften Kämpfen; in der Bezeichnung sittlicher Eigenthümlichkeiten fand ich beyde gewandt; in der Lieblichkeit aber und der Anmuth gab ich ohne Bedenken dem Lysias den Vorzug. Das heldenmäßige Große fand ich beym Isokrates; das Überzeugende und Schickliche vermißte ich bey keinem von beyden. In der Wortstellung sey Lysias, nach meinem Urtheil, einfacher, Isokrates aber gelehrter; jener mehr ein täuschender Nachbildner der Wahrheit, dieser mehr ein glänzender Wettkämpfer der Künstlichkeit.

12. Dieß sagte ich vom Ausdruck der Beyden. Als ich den Inhalt würdigte, fand ich die Erfindung bey beyden bewundrungswürdig und auch das Urtheil; in der Anordnung der Schlüsse aber, in der Eintheilung der Beweise, in der Ausarbeitung jeglicher Art derselben, und in allen andern Forderungen aus dem vom Stoff handelnden Theile der Kunstlehre, hielt ich dafür, daß Isokrates den Lysias bey weitem übertreffe. In Rücksicht auf den glänzenden Werth der Gegenstände und die Erhabenheit des weisen Zwecks, sey er ihm noch überlegner als ein Mann einem Kinde, wie Platon gesagt hat 2); ja,

2) Die Stelle des Platon, worauf sich der Kunstrichter hier bezieht, steht im Phädros. Sokrates sagt: „Isokrates, o Phädros, ist noch jung. Doch will ich sagen, was ich von ihm ahnde. Phaed. Was denn? Soke. Er scheint mir, in Rücksicht auf seine Anlagen, für die Art von Reden des Lysias zu gut zu seyn; und auch von edlerem Charakter. So daß ich mich nicht wundern würde, wenn er bey fortschreitender Reife in den Reden selbst, mit denen er sich jetzt beschäftigt, alle, welche sich je den Reden gewidmet haben, so weit überträfe, als ob sie Kinder wären; noch auch, wenn ihn dieß nicht befriedigte, sondern eine göttlichere Begeisterung ihn

um die Wahrheit zu ſagen, auch allen übrigen Rednern, welche dieſe Lehre mit wiſſenſchaftlichem Geiſt behandelt haben. Aber das Kreismäßige im Gange ſeiner Perioden und die jugendliche Eitelkeit in den künſtlichen Wendungen ſeines Ausdrucks billigte ich nicht. Denn oft dient der Gedanke dem Wohllaut der Sprache, und die Richtigkeit wird über der Zierlichkeit vernachläßigt; und die beſte Weiſe in einem bürgerlichen und ſtreitenden Vortrage iſt doch die, welche der Natur am meiſten gleicht. Die Natur aber fordert, daß der Ausdruck den Gedanken folge, nicht die Gedanken dem Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, welchen Nutzen dieſer jugendliche und der Bühne angemeßne Schmuck einem Rathgeber, der über Krieg und Frieden redet, oder einem Bürger, der vor ſeinen Richtern den Kampf über Leben und Tod beſteht, gewähren köune; vielmehr weiß ich, daß dieſes ſogar Schaden verurſachen könne. Denn jede abſichtliche Verzierung iſt bey ernſthaften und unglücklichen Angelegenheiten unzeitig, und nichts verhindert ſo ſehr das Mitleiden.

13. Ich bin nicht der erſte, welcher dieß behauptet; denn auch viele unter den Alten dachten eben ſo über ihn. Philonikos, der dialektiſche, lobt zwar die übrige Kunſt ſeines Ausdrucks, tadelt aber dieſes Geſuchte und Überladne; er gleiche einem Mahler, ſagt er, welcher alle ſeine Gemählde mit den nähmlichen Bekleidungen und Geſtalten verziere. „In der That, ſagt er, fand ich, daß

---

zu größeren Dingen führte. Denn von Natur, o Freund, iſt eine gewiſſe Weisheitsliebe in der Seele dieſes Mannes. Dieſes nun gehe ich, auf Eingebung der benannten Götter dem Iſokrates, als meinem Geliebten, zu verkündigen."

alle seine Schriften dieselben Wendungen des Ausdrucks gebrauchen; so daß in vielen, obgleich das Einzelne künstlich ausgearbeitet ist, das Ganze doch völlig ungeschickt erscheint, weil der Vortrag der herrschenden Stimmung des Inhalts nicht angemessen ist." Hieronymos, der Philosoph 3) sagt: „Lesen könne man seine Reden wohl schön, mit erhobner Stimme aber und mit einer dieser Absicht angemeßnen Gebehrdung in Volksversammlungen hersagen keineswegs. Denn was das wichtigste ist und die Menge am meisten zu bewegen pflegt, das Leidenschaftliche und Beseelte nähmlich, habe er vermieden; überall diene er dem Fließenden; das Gespannte aber und das Gelassene zu mischen und abwechseln zu lassen, und mit Leidenschaft erregenden Gegenständen zu durchflechten, das habe er vernachläßigt. Überhaupt aber ziehe er sich in den kleinen Umfang der Stimme eines vorlesenden Knaben

3) Dieser Hieronymus, welchen Dionysios hier zur Bestätigung seines Urtheils anführt, war ein berühmter Gelehrter der peripatetischen Schule, welcher über viele Gegenstände der Kunstlehre Schriften hinterlassen hatte. Cicero im Redner, wo er davon handelt, wie sehr man in Prosa Verse vermeiden müsse, und wie schwer dieß sey, sagt: „Aus vielen Schriften des Isokrates hat Hieronymus etwa dreyßig Verse ausgesucht, meistens senarische, d. h. jambische Trimeter, doch auch Anapaeste. Was kann häßlicher seyn; als dieß? Freylich ist er beym Auswählen boshaft verfahren. Er hat nähmlich die erste Sylbe vom ersten Wort eines Gedankens weggenommen, und wieder die erste Sylbe des folgenden an die letzte angefügt. Auf diese Weise ist der Anapaest herausgekommen, welcher der aristophanische genannt wird. Dieß kann und braucht man nicht zu vermeiden. Und doch hat dieser Verbesserer selbst gerade in der Stelle, wo er tadelt, wie ich bey genauer Untersuchung gefunden habe, sich unbedachtsamer Weise einen Senarius entwischen lassen."

zurück, und sey nicht gemacht, um mit redneriſcher Stimme, mit leidenſchaftlicher Kraft und mit lebendiger Gebehrdenſprache vorgetragen zu werden." Dieß und ähnliches haben auch viele andre geſagt, worüber ich nichts zu ſchreiben brauche. Denn aus den angeführten Beyſpielen vom Ausdruck des Iſokrates, wird der überall nach Schmuck jagende Wohlklang ſeiner gegliederten Wortſtellung offenbar werden, und das um Gegenſätze, Gleichheiten und Ähnlichkeiten ſtets bemühte Kindiſche ſeiner Wendungen. Doch tadle ich nicht die Gattung dieſer Wendungen überhaupt, ſondern nur das Übermaaß; denn viele Geſchichtskünſtler und Redner haben ſie gebraucht, um der Sprache Blüthe zu geben.

14. Denn durch das Unzeitige und Unnatürliche, widerſtehen ſie, behaupte ich, dem Ohr. In dem Panegyrikos, der berühmten Rede, iſt er ſehr reich an dergleichen Fehlern. »Ich achte ſie der meiſten Güter ſchuldig, und der höchſten Ehren würdig." Hier iſt nicht nur das Glied dem Gliede ähnlich, ſondern auch die Wörter den Wörtern; dem „Meiſten" das „Höchſten", dem „Güter" das „Ehren", dem „Schuldig" das „Würdig." Und wiederum: „Sie benutzten es auch nicht wie eignes, und verwahrloſten es wie fremdes"; denn das zweyte Glied endigt dem vorhergehenden ähnlich; und unter den Worten iſt dem „Benutzten" das „Verwahrloſten" entgegengeſetzt. Er fügt hinzu: „ſondern ſie verpflegten es zwar, wie ihnen zuſtehendes, verſchonten es aber pflichtmäßig, wie ſie nichts angehendes." Denn auch hier entſpricht dem „Verpflegten" wiederum das „Verſchonten" und dem Ihnen „zuſtehendes" das „Sie nichts angehendes." Und ſogar

dieß ist noch nicht hinreichend; in dem folgendem Perioden setzt er wiederum dem: „Er würde sowohl selbst am meisten gelten;" das nachfolgende: „Als auch seinen Kindern großen Ruhm hinterlassen;" entgegen, und dem: „Noch ahmten sie ihre Verwegenheiten gegenseitig nach;" das darangefügte: „Noch richteten sie ihre Unternehmungen gegen sich selbst." Ohne auch nur einen kleinen Zwischenraum zu lassen, setzt er nach diesem hinzu: „Sondern sie hielten es für ein größeres Übel, schimpflich von ihren Mitbürgern getadelt zu werden, als rühmlich für das Vaterland getödtet zu werden." Auch hier entspricht dem „Schimpflich" das „Rühmlich" und dem „Getadelt zu werden," das „Getödtet zu werden." Wenn er nun hier wenigstens Maaß hielte, so wäre er noch erträglich; aber er kann nicht nachlassen. Demnach setzt er in dem folgenden Perioden wieder: „Daß gute Menschen nicht vieler Abhandlungen, sondern nur weniger Bedingungen bedürfen, um sich über das Allgemeine und über das Besondre zu vereinigen." Das „Abhandlungen" und „Bedingungen" endigt ähnlich; und das „Vieler" und „Weniger" und „Allgemeine" und „Besondre" sind sich entgegengesetzt. Darauf, als ob er noch nichts dergleichen gesagt hätte, will er den Hörer mit gehäuften Gleichheiten der Endigung überschwemmen, und setzt gleich hinzu: „Die Angelegenheiten der übrigen Staaten verwalteten sie so, daß sie die Hellenen verpflegten und nicht verhöhnten. Sie glaubten sie anführen, nicht sie beherrschen zu müssen; sie wollten lieber Häupter als Herren, geheißen, Erretter und nicht Verderber genannt werden, die Städte mit Wohlthaten an sich ziehen, und nicht mit Gewalt an sich reißen. Ihre

Worte waren zuverläßiger als jetzt Eide, und Verabredungen galten ihnen für unabänderliche Fügungen." Doch wozu bedarf es einer weitläuftigen Zergliederung des Einzelnen? Denn fast die ganze Rede ist durch solche Wendungen verziert. Jedoch haben die gegen das Ende seines Lebens geschriebenen Reden weniger dieses Jugendliche, weil sie, wie mir es scheint, durch die Zeit zu reifem Verstande gelangten. Darüber ist das bisher Gesagte hinreichend.

15. Jetzt wäre es wohl Zeit, zu den Beyspielen überzugehen, und durch dieselben zu zeigen, worin die eigenthümliche Stärke dieses Redners besteht. Alle Gattungen von Aufgaben, und alle Arten von Reden in einem so engen Raum zu bezeichnen, ist unmöglich. Eine angeführte Volksrede, und einer von den gerichtlichen Vorträgen wird hinreichend seyn. Die berathschlagende Rede ist diejenige, in welcher er die Athener aufruft, den sogenannten bundsgenossischen Krieg zu endigen, welchen die Chier gegen sie führten und die Rhodier; und ihren ehrgeitzigen Absichten auf die Oberherrschaft zu Lande und auf dem Meer zu entsagen; indem er ihnen zeigt, daß die Gerechtigkeit nicht nur sittlicher sey, als die Ungerechtigkeit, sondern auch vortheilhafter. Das Hingeworfene und Nachläßige im Gange, und die Künsteley der Perioden findet sich freylich auch hier; doch sind die der Bühne angemeßnen Wendungen sparsam gebraucht. Dieß müssen die Leser übersehen und nicht wichtig achten; auf das übrige aber ihre ganze Aufmerksamkeit richten. Die Rede fängt so an:

16. „Alle welche hieher treten, pflegen zu sagen,

das ſey das größte und wichtigſte für den Staat, worüber ſie Rath ertheilen wollen. Indeſſen wenn ſich eine ſolche Einleitung nur für irgend einen andern Gegenſtand ſchickt, ſo ſcheint es mir auch den gegenwärtigen Angelegenheiten angemeſſen, damit den Anfang zu machen. Denn wir ſind hier zuſammengekommen, um über Krieg und Frieden zu berathſchlagen, welche den größeſten Einfluß im menſchlichen Leben haben; und wer über ſie richtige Entſchlüße faßt, muß alſo nothwendig die, welche das nicht thun, an Wohlfahrt übertreffen. So groß iſt die Wichtigkeit der Gegenſtände, wegen welcher wir verſammelt ſind! Aber ich ſehe, daß ihr die Redenden nicht nach dem Geſetz der Gleichheit anhört, ſondern euren Geiſt zu den einen wendet, den andern aber nicht einmahl euer Ohr leihen wollt. Es iſt nicht befremdlich, daß ihr ſo handelt. Denn auch zu andern Zeiten wart ihr gewohnt, alle übrigen hinweg zu ſtoßen, außer diejenigen, welche nach euren Wünſchen reden. Man könnte euch mit Recht tadeln, daß ihr, da ihr doch wißt, daß viele große Geſchlechter durch die Schmeichler zu Grunde gerichtet worden ſind, und da ihr diejenigen, welche dieſe Kunſt im häuslichen Leben üben, haßt, in Staatsgeſchäften euch nicht ſo gegen ſie verhaltet; ſondern, indem ihr diejenigen tadelt, welche ihnen Gehör und Beyfall geben, dennoch ihnen ſelbſt offenbar mehr traut, als andern Mitbürgern. Denn ihr habt gemacht, daß die Redner darauf ſinnen und nachforſchen, nicht was dem Staat nützlich ſeyn würde, ſondern Reden, wie ſie euch gefallen können, zu ſagen; in Erwartung welcher, auch jetzt der große Haufe unter euch zuſammengefloſſen iſt. Denn es iſt allen offenbar, daß euch die beſ-

ser gefallen, welche euch zum Krieg ermuntern, als die, welche euch über den Frieden Rath ertheilen. Jene erregen nähmlich die Erwartung in euch, daß wir die Besitzthümer in den Städten bekommen, und die Macht wieder erlangen werden, welche wir ehedem besaßen; diese hingegen erwähnen nichts dergleichen, sondern daß man Ruhe halten müsse, und nicht gegen das Recht nach großen Dingen streben, sondern mit der Gleichheit zufrieden seyn; welches für die meisten Menschen unter allem das schwerste ist. Denn wir hängen so an Hoffnungen, und sind so unersättlich in dem, was ein Vortheil zu seyn scheint, daß nicht einmahl die, welche die größten Reichthümer besitzen, dabey stehen bleiben können, sondern immer mehr begehren, und sich der Gefahr aussetzen, auch das, was sie haben, zu verliehren. Daher darf man wohl besorgen, ob ihr nicht auch von solcher Unvernunft ergriffen werden möchtet. Denn mit Ungestüm scheinen mir einige in den Krieg zu stürzen, als ob ihnen nicht die ersten besten dazu gerathen, sondern als ob sie es von den Göttern selbst gehört hätten, daß wir überall glücklich seyn, und die Feinde leicht besiegen werden. Was sie schon wissen, müßen Vernünftige nicht erst überlegen, denn das ist überflüßig; sondern handeln, wie sie beschlossen haben. Von dem, was sie noch überlegen, müssen sie aber den Ausgang nicht schon zu wissen glauben, sondern so darüber denken, als vermöchten sie nur Vermuthungen anzustellen, was, wie es der Zufall füge, geschehen werde. Keines von beyden ist euer Fall; euer Zustand ist vielmehr so widersprechend wie nur möglich. Ihr seyd nähmlich zusammengekommen, als müßtet ihr das Beste aus allen Vorschlä-

gen auswählen; und ihr wollt niemand hören, wie die, welche euern Wünschen gemäß reden, als wüßtet ihr schon ganz klar, was zu thun sey. Ihr solltet vielmehr, um das öffentliche Beste ausfindig zu machen, auf diejenigen eure Aufmerksamkeit richten, welche sich euren Meynungen widersetzen, als auf die, welche ihnen willfahren; überzeugt daß unter denen, die hier auftreten, die, welche sagen, was ihr verlangt, leicht täuschen können. Denn das nach Wunsch Gesagte verfinstert die Einsicht des Besten. Von denen hingegen, welche nicht nach eurem Beyfall streben, sondern euch Rath ertheilen wollen, dürft ihr dergleichen nicht besorgen. Denn es ist unmöglich, daß sie euch von eurer Überzeugung abbringen könnten, ohne die Heilsamkeit ihrer Rathschläge einleuchtend zu beweisen. Außerdem aber, wie könnte wohl jemand entweder das Vergangne richtig beurtheilen, oder über das Zukünftige gut berathschlagen, wenn er nicht die Gründe der Gegner mit einander vergliche, und einem so wie dem andern zuhörte? Ich erstaune sowohl über die Älteren, daß sie vergessen, als auch über die Jüngeren, daß sie noch von niemand gehört haben, wie wir noch niemahls durch diejenigen, welche uns ermahnten, den Frieden zu suchen, irgend ein Uebel erlitten; daß wir hingegen durch diejenigen, welche so leicht für den Krieg entscheiden, in großes Unglück gerathen sind. Daran denken wir ganz und gar nicht, sondern sind bereit, ohne daß wir uns dadurch im geringsten weiter brächten, Schiffe zu bemannen, Abgaben zu bezahlen, Hülfe zu senden, und mit den ersten den besten Krieg anzufangen, als wenn es nicht unser eigner Staat wäre, den wir in Gefahr setzen. Daran ist

Schuld, daß ihr, da es eure Pflicht wäre, für das Allgemeine wie für das Eigne eifrig zu sorgen, in Rückſicht auf beydes nicht eines Sinnes ſeyd. Wenn ihr über eigne Angelegenheiten berathſchlagt, ſo ſucht ihr die vernünftigſten Rathgeber unter euch aus; wenn ihr aber über Staatsangelegenheiten Verſammlungen haltet, ſo ſeyd ihr mißtrauiſch und tadelſüchtig gegen Rathgeber ſolcher Art, und gebt euren Beyfall den Nichtswürdigſten unter allen, welche die Rednerbühne beſteigen; und haltet die Trunkenen für beſſere Volksfreunde als die Nüchternen, und die welche keine Vernunft haben, als die Verſtändigen, und die welche die Güter des Staats vertheilen, als die, welche öffentliche Ausgaben aus eignem Vermögen für euch beſtreiten. Daher muß man ſich wundern, wenn jemand hofft, der Staat werde, wenn er ſolchen Rathgebern folgt, zu größerer Wohlfahrt anwachſen. Aber ich weiß wohl, daß es ein ſteiler Weg iſt, ſich euren Geſinnungen zu widerſetzen; und daß man, wo das Volk herrſcht, nicht frey reden darf, außer hier die, welche die tollſten ſind und ſich nichts um euch kümmern, und die Poſſenreiſſer auf der Bühne. Das iſt das Schrecklichſte unter allem, daß ihr denen, welche die Gebrechen des Staats unter die übrigen Hellenen ausbringen, mehr Dank wißt, als den Wohlthätern; diejenigen hingegen, welche euch mit Worten ſtrafen und zur Vernunft zu bringen ſuchen, ſo ſehr haßt, wie die, welche dem Staat etwas Uebles zugefügt. Obgleich ſich dieß nun ſo verhält, ſo will ich doch nicht von dem Vorſatz abſtehn, den ich einmahl gefaßt. Denn ich bin nicht gekommen, um euch zu ſchmeicheln, noch um ein Händeklatſchen zu buhlen,

sondern um zu offenbaren, wovon ich überzeugt bin; erstlich über die Gegenstände, welche der Prytanis aufgiebt; dann über die übrigen Angelegenheiten des Staats. Denn die Vorträge über den Frieden werden nichts fruchten, wenn wir nicht über die letztern künftig richtige Beschlüsse fassen. Ich behaupte, man müsse Frieden machen, nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern und Koern, sondern mit allen Menschen; nicht nach den Verträgen, welche jetzt einige entworfen haben, sondern nach denen, welche mit dem König der Perser und mit den Lakedämoniern geschlossen wurden; worin verordnet ist, daß die hellenischen Staaten selbstständig seyn, die Besatzungen aus fremden Städten ausziehn, und alle nur die ihrige inne haben sollen. Denn gerechtere und für den Staat nützlichere, wie diese, werden wir nirgends finden."

17. Nach dieser Einleitung und angemeßnen Vorbereitung der Zuhörer für die zu haltende Rede, wo er die herrlichste Lobrede auf die Gerechtigkeit ausführt, und die gegenwärtige Verfassung tadelt, läßt er sogleich die Vergleichung der damahligen Menschen mit den Vorfahren darauf folgen: „Ich habe diese Einleitung deßwegen vorangeschickt, weil ich im folgenden ohne alle Verheimlichung und ganz unbekümmert zu euch reden werde. Denn welcher aus der Fremde kommende, und von euch noch nicht angesteckte, sondern plötzlich in die gegenwärtigen Begebenheiten versetzte, würde wohl nicht denken, wir seyen rasend und von Sinnen, die wir stolz sind auf die Thaten der Vorfahren, und fordern, daß man die Stadt über das damahls verrichtete lobpreise, und doch nichts von dem thun, was jene, sondern ganz das entgegengesetzte? Denn

jene kriegten beständig für die Hellenen mit den Barbaren; wir hingegen haben diejenigen, welche sich in Asia ihren Unterhalt erwarben, von dort entfernt, und gegen die Hellenen geführt. Jene wurden ferner der Hegemonie würdig geachtet, weil sie den hellenischen Städten Freyheit verschafften und Beystand gewährten; wir hingegen haben sie zu Knechten gemacht, und das Gegentheil gethan, was jene, und zürnen noch, wenn wir nicht dieselbe Ehre und Macht wie jene haben sollen; wir, die wir an Thaten und Gesinnungen so weit hinter den im damahligen Zeitalter lebenden zurückbleiben, als jene für die Rettung der Hellenen" u. s. w. „So wenig bekümmern wir uns um sie; wenn ihr einen Fall anhören wollt, so könnt ihr auch die übrigen leicht entscheiden. Obgleich die Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn jemand der Bestechung überführt wird; so wählen wir doch die, welche dieß am offenbarsten thun, zu Feldherren, und setzen den, welcher die meisten Bürger verführen kann, über die wichtigsten Angelegenheiten. Wir achten die Verfassung nicht minder wichtig, als das Heil des ganzen Staats; wir wissen, daß die Demokratie bey Ruhe und Sicherheit zunimmt und bleibt, im Kriege hingegen schon zweymahl umgeworfen ward; und dennoch bezeigen wir uns feindlich gegen die, welche den Frieden wünschen, als seyen sie oligarchisch; und halten diejenigen, welche Krieg wollen, für wohlgesinnt, als Freunde der Demokratie. Wir, in Reden und Geschäften die erfahrensten, sind so ganz ohne alle Überlegung, daß wir über dieselben Gegenstände desselben Tags nicht dasselbe denken, sondern das nähmliche, was wir, ehe wir in die Versammlung gingen,

mißbilligten, wenn wir zusammengekommen sind, beklatschen; kurze Zeit darauf aber, wenn wir weggegangen sind, das hier Beschloßne wieder tadeln. Wir, die wir die weisesten der Hellenen seyn wollen, folgen Rathgebern, die jeder verachten würde; und bestellen die nähmlichen zu Herren aller öffentlichen Angelegenheiten, denen niemand irgend eine seiner eignen würde anvertrauen wollen."

18. So ist der Mann in berathschlagenden Reden. In den gerichtlichen ist er übrigens sehr streng und natürlich; in der Wortstellung aber hat er jenes Fließende und Glänzende; zwar weniger, wie in andern Reden, aber er hat es doch. Niemand glaube indessen, ich wisse nicht, daß Aphareus, der Stiefsohn und adoptirte des Isokrates, in der Rede gegen den Megakleides über die Erstattung behauptet, sein Vater habe keine gerichtliche Schrift verfaßt; oder daß Aristoteles erzählt, es würden sehr viele Bände gerichtlicher Isokratischer Reden von den Buchhändlern umhergetragen. Ich weiß es, daß sie das sagen. Ich traue aber weder dem Aristoteles, welcher dem Isokrates einen Flecken anhängen will, noch stimme ich dem Aphareus bey, welcher in dieser Absicht eine glänzende Rede erdichtet. Den Athener Kephisodoros hingegen, der ein Zeitgenosse und der ächteste Schüler des Isokrates war, und die bewundrungswürdige Vertheidigung in der Gegenschrift wider den Aristoteles verfertigte, halte ich für einen gültigen Zeugen der Wahrheit, und glaube nach ihm, daß unser Redner einige gerichtliche Aufsätze geschrieben habe, aber nicht viele. Ich führe ein Beyspiel derselben an, denn für mehrere ist kein Raum; nähmlich die

sogenannte Wechslerrede, die er für einen gewissen Fremden, der unter seine Schüler gehörte, gegen den Wechsler Pasion schrieb. Die Rede ist folgende:

19. „Der Streit, ihr Richter, ist für mich sehr ernsthaft. Ich laufe nähmlich nicht bloß Gefahr, eine große Geldsumme zu verliehren, sondern daß man von mir glaube, ich begehre widerrechtlich fremdes Gut; eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für mich. Vermögen würde mir doch hinlänglich übrig bleiben, wenn mir auch dieses genommen wird. Wenn man aber glaubte, ich fordere dieses Geld, ohne Ansprüche darauf zu haben; so würde ich Zeit Lebens einen üblen Ruf haben. Es ist äußerst schlimm, mit Gegnern von dieser Gattung zu thun zu haben, ihr Richter. Denn die Verträge mit den Wechslern werden ohne Zeugen geschlossen; und widerfährt einem Unrecht, so geräth man natürlich in eine sehr üble Lage, da sie so viel Freunde haben, und so viel Geld durch ihre Hände geht, und da sie durch ihr Gewerbe den Schein der Zuverläßigkeit erhalten. Dessen ungeachtet hoffe ich es allen klar beweisen zu können, daß mir dieses Geld vom Pasion geraubt worden sey. Zuerst will ich euch, was vorgefallen, so gut ich es vermag, erzählen. Mein Vater, ihr Richter, ist ein Sinoper, der wie alle wissen, die nach dem Pontos schiffen, mit dem Satyros in einer so freundschaftlichen Verbindung steht, daß er eine große Strecke Landes unter sich hat, und die gesammte Herrschaft desselben besorgt. Der Ruf dieser Stadt und der übrigen Hellas machte mir Lust, auf Reisen zu gehn. Mein Vater befrachtete zwey Schiffe mit Korn, gab mir Geld und schickte mich weg, zum Handel, und zugleich auch damit ich die Merk-

würdigkeiten ſehen könnte. Pythodoros, der Sohn des Phönix machte mich mit dem Paſion bekannt, welchen ich denn auch als meinen Wechsler brauchte. Einige Zeit darauf, da man Verläumdungen an den Satyros gebracht hatte, mein Vater ſtrebe nach der Herrſchaft, und ich ginge mit den Verbannten um, ließ er meinen Vater ergreifen, und trug den aus dem Pontos hieher Reiſenden auf, das Geld von mir in Empfang zu nehmen, und mir zu befehlen, daß ich heimkommen ſolle, und mich, falls ich das nicht thue, von euch auszufordern. Da ich mich nun in einer ſo äußerſt üblen Lage befand, ihr Richter, ſo erzähle ich dem Paſion mein Unglück. Denn ich war ſo genau mit ihm verbunden, daß ich ihn vorzüglich, nicht bloß in Geldſachen, ſondern auch in andern Angelegenheiten, zum Vertrauten machte. Nun glaubte ich, wenn ich alles Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen, falls es mit meinem Vater nicht gut ginge, des hieſigen und des dortigen Vermögens beraubt, alles zu verlieren; wenn ich es hingegen auf den Befehl des Satyros nicht übergeben wollte, mit offnem Geſtändniß dieſer Abſicht, würde ich mich ſelbſt und meinen Vater beym Satyros den größten Verläumdungen ausſetzen. Nachdem wir es alſo überlegt hatten, ſchien es uns das rathſamſte, dasjenige Geld, was ſich nicht verbergen ließ, zu übergeben, dasjenige aber, was bey ihm in Verwahrung lag, nicht bloß abzuläugnen, ſondern mich ſogar ſelbſt anzugeben, als ſey ich auch andern auf Wucher ſchuldig, und alles zu thun, was jene am meiſten überzeugen könnte, ich hätte kein Geld. Damahls nun, ihr Richter, glaubte ich, Paſion rathe mir alles dieſes aus Freundſchaft; nachdem ich

aber meinen Anſchlag gegen die Geſchäftsträger des Satyros ausgeführt hatte, erfuhr ich, daß er es in der böſen Abſicht gethan, mir das Meinige zu entwenden. Denn da ich mein Eigenthum zu mir nehmen, und zu Schiffe nach Byzantion reiſen wollte, glaubte er, jetzt zeige ſich ihm die günſtigſte Gelegenheit; denn die bey ihm in Verwahrung liegende Geldſumme ſey anſehnlich, und einer ſchamloſen Handlung wohl werth; ich habe vor vielen Zeugen abgeläugnet, daß ich irgend etwas beſitze, da es mir öffentlich abgefodert worden, und habe eingeſtanden, daß ich andern ſchuldig ſey; und überdem, o Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich anders wohin wenden wollte, würde er ſich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimſchiffen wollte, würde ich mit meinem Vater umgebracht werden. Durch dieſe Gründe bewogen, faßte er den Gedanken, mir das Geld zu rauben, und gegen mich gab er vor, er habe jetzt nichts, um mich bezahlen zu können. Als ich aber, um zu wiſſen, was an der Sache ſey, den Philomelos und den Menexenos zu ihm ſchickte, um ihn zu mahnen, ſo läugnete er gegen ſie, daß er etwas von dem meinigen habe. Welchen Entſchluß, glaubt ihr wohl, daß ich faßte, da ſo viel Unglück von allen Seiten auf mich einbrach? Ich hatte die Wahl, entweder zu ſchweigen, und mir von ihm das Geld rauben zu laſſen, oder zu reden, und nichts mehr dadurch zu gewinnen; beym Satyros aber mich und meinen Vater in die größte Verantwortung zu bringen. Nach der Zeit aber, ihr Richter, kamen Boten zu mir, daß mein Vater losgelaſſen

ſey, und daß Satyros alles Vergangne ſo ſehr bereue, daß er ihm die größten Beweiſe ſeines Zutrauens gegeben, ſeine Herrſchaft noch größer als die er zuvor beſaß, gemacht, und meine Schweſter zur Frau für ſeinen Sohn gewählt habe. Als Paſion dies erfuhr, und da er wußte, daß ich ihn nun öffentlich über das Meinige belangen würde; ſo ſchaffte er den Sklaven bey Seite, der um das Geld mitwußte. Da ich kam und ihn ſuchte, indem ich in ihm den klarſten Beweis meiner Anklage zu finden glaubte; ſo ſprach er das entſetzliche Wort, ich und Menexenos, wir hätten ihn, da er bey Tiſch ſaß, verführt, und ſechs Talente Silbers von ihm genommen. Damit aber kein Beweis noch Unterſuchung darüber Statt finden möchte, ſagte er, hätten wir den Sklaven aus dem Wege geräumt, kämen ihm nun mit einer Klage entgegen, und forderten den heraus, welchen wir ſelbſt aus dem Wege geräumt hätten. Das ſagend, zürnend, und weinend, zog er mich zum Polemarchos, foderte Bürgen, und ließ mich nicht eher los, bis ich ihm für ſechs Talente Bürgen ſtellte. Zeugen, tretet herbey."

20. Daß dieſe Rede in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks von den ſpielenden und berathſchlagenden der ganzen Gattung nach verſchieden ſey, wird jeder zugeben. Doch weicht ſie nicht ganz von dem Iſokratiſchen Gange ab. Sie enthält noch Spuren jener Künſtlichkeit und Prachtliebe; und die Schlüſſe ſind oft mehr dichteriſch als natürlich. Zum Beyſpiel, wenn er ſagt: „Ich glaubte, wenn ich das Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen" u. ſ. w. Denn kunſtlos und einfach wäre es ſo geweſen; „Ich glaubte, wenn ich das Geld nicht herausgä-

be, würde ich in Gefahr kommen." Ferner die Stelle; „Und außerdem, ihr Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich wo anders hinwenden wollte, würde er sich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimschiffen wollte, würde ich mit meinem Vater getödtet werden." Denn der Periode ist über die Gewohnheit des gerichtlichen Vortrags ausgedehnt, die Wortstellung hat etwas dichterisches, und die Gestalt des Ausdrucks ist aus den in Kunstreden gebräuchlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten genommen. Daß das „Wagen wollte," und „Hinwenden wollte," und „Heimschiffen wollte," an derselben Stelle steht, und die gleiche Größe der drey Glieder, sind Kennzeichen des Isokratischen Styls. Ferner was kurz darauf folgt; „Daß er ihm die größten Beweise seines Zutrauens gegeben, und seine Herrschaft noch größer, als die, welche er zuvor besaß, gemacht, und meine Schwester zur Frau für seinen Sohn gewählt habe." Denn hier ist wieder das „Gegeben" und „Gemacht" und „Gewählt" ähnlich. Man könnte außer diesem leicht noch mehres sagen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieses Redners noch weiter ins Licht gesetzt werden würde. Es ist aber wohl nothwendig, auf die Zeit Rücksicht zu nehmen.

IX.

Caesar und Alexander.

Eine welthistorische Vergleichung. 1796. *)

Als Julius Caesar in den Geschäften eines Quästor nach Gades im jenseitigen Hispanien kam, und daselbst neben

*) Wie die Idee des Schönen das herrschende Princip und das göttlich Positive in der Kunst und im Leben der Griechen ist, und aller hellenischen Bildung als der beseelende Mittelpunkt zum Grunde liegt; so ist es die Idee des Großen, welche in dem römischen Volkskampf so wie in der historischen Entwicklung des römischen Charakters alles bestimmt, und überall vorherrschend den Ton, obwohl in veränderter Gestalt, zu allen Zeiten angiebt. Das Große aber gehört mehr der Natur an, als der Kunst; wie denn auch leicht zu bemerken ist, daß die Römer selbst in dem Gebiete des Kunstschönen, wo sie am glücklichsten waren, wie in der Baukunst, dieses mehr in das Naturgroße hinübergezogen haben. Die Größe des Charakters aber, wenn sie, wie bey den Römern, nicht aus einer geistigen Gesinnung hervorgeht, welche nur das Göttliche sucht, sondern so wie sie mit ausdauernder Festigkeit sich in dem Kampf der rauhen Wirklichkeit bewährt und kriegerisch durcharbeitet, beruht auch mehr auf der Naturkraft, als auf dem innern Sinn und Leben eines sittlichen Gemüths. Indem nun die Römer durch die volle und freye Entwicklung solcher großen Naturkraft, so wie durch die vorherrschende Klarheit des Verstandes mit den Griechen ganz auf einer Linie stehen, gleichwohl aber auch wieder weit von ihnen abgetrennt sind, weil ihnen jene Idee des Schönen und der echte Künstlersinn eigentlich immer fremd geblieben ist; so hat es von jeher einen besonderen geschichtlichen Reiz

dem Tempel des Herkules das Bild Alexanders des Großen erblickte, seufzte er tief; es eckelte ihn gleichsam vor seiner Schläfrigkeit, in einem Alter, wo Alexander schon den Erdkreis unterjocht hatte, noch nichts Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Er forderte sogleich Urlaub, um in Rom die erste Gelegenheit zu größern Unternehmungen zu ergreifen. In seinen Träumen der folgenden Nacht fanden Traumdeuter Anzeichen einer künftigen Alleinherrschaft über den Erdkreis; jedes nur nicht blöde Auge konnte seine Wünsche errathen. Mit diesem Seufzer, mit dieser Rückkehr nach Rom, beginnt ein ganz neuer Abschnitt in dem Leben des Caesar, welcher sich bis zum Übergang über den Rubiko erstreckt.

Caesar selbst hat sich also zuerst neben dem Alexander gestellt; und was war natürlicher, als daß man sie nachher sehr oft verglich? „An Erhabenheit der Entwürfe, Schnelligkeit im Siegen, und Ausdauer in Gefahren, sagt der kostbare Vellejus, (bey dem der wahre Caesar

---

gehabt, eine Nation gegen die andre, oder verwandte Charaktere aus beyden, vergleichend zusammenzustellen. Den höchsten Gipfel solcher Parallelen aber bilden wohl die beyden großen Eroberer, deren Charakteristik dieser Aufsatz gewidmet ist; denn ihre welthistorische Einwirkung war vor allen ähnlichen die umfassendste und dauerndste in ihren Folgen bis auf die spätesten Zeiten; wie auch jeder von ihnen, Caesar wie Alexander, die entscheidende Epoche eines allgemeinen Umschwunges in Sitten, Geist und Denkart, und eines ganz veränderten Zustandes der Dinge, für beyde Nationen bezeichnet. In Hinsicht auf den zum Grunde liegenden Ernst eines solchen Strebens, wird man in diesem ersten Versuche der Art, die jugendliche Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdruckes mit Nachsicht aufnehmen.

schon anfängt, sich in den Divus Julius der spätern Römer zu verlieren) war Caesar, entsprossen aus dem edelsten Geschlecht der Julier, an Schönheit, Geisteskraft und verschwenderischer Freygebigkeit der Erste seiner Mitbürger, dessen Größe die Natur und den Glauben der Menschen überstieg, jenem großen Alexander, aber wenn er nüchtern und nicht zornig war, höchst ähnlich." Auch Plutarch hat das große Paar in die Reihe seiner vergleichenden Lebensbeschreibungen aufgenommen; glücklicherweise ist uns aber für dießmahl die Vergleichung selbst geschenkt worden. Die Liebhaber können sich jedoch im Appian schadlos halten, welcher die beyden Weltüberwinder durch eine ermüdend lange Reihe ganz oberflächlicher oder zufälliger Ähnlichkeiten vergleicht, die nur ein historischer Sophist so zierlich beschreiben und so wunderbar deuten konnte. Plutarch selbst würde ihn kaum übertroffen haben. Überhaupt könnte einem Plutarch, durch sein Haschen nach unbedeutenden Ähnlichkeiten oder Gegensätzen, alle solche Zusammenstellungen sehr verleiden. So bemerkt er einmal nicht ohne Erstaunen, daß die vier tapfersten und schlauesten Feldherren, Philippus, Antigonus, Hannibal und Sertorius, sämmtlich einäugicht waren; und es dürfte uns kaum Wunder nehmen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, uns eine vergleichende Geschichte dieser vier einäugichten Helden zu hinterlassen.

Um die vollständige Eigenthümlichkeit eines großen Mannes zu erforschen, muß man ihn vielmehr für sich allein, in seinem Zusammenhange und in seiner Welt betrachten, und sich vor der Hand wenigstens alle stören-

den Seitenblicke verſagen. Dabey kann es denn auch ſein Bewenden haben, wenn man nur im Allgemeinen bewundern will. Will man aber den Werth oder Unwerth eines Helden genau beſtimmen; ſo iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man auch in die andre Schaale der Wage ein mächtiges Gegengewicht legen kann. Nur muß man nicht Erzeugniſſe verſchiedner Welten zuſammen paaren wollen. So ſollte man nie Helden der alten und der neuen Geſchichte mit einander vergleichen, weil man doch nur Gefahr läuft, indem man nach einem leeren Schatten von Ähnlichkeit haſcht, das Weſentliche aus den Augen zu verlieren. Bey tieferem Forſchen ſtößt man gewiß auf urſprüngliche Verſchiedenheiten, welche alle Vergleichung unmöglich machen; denn die Geſetze, Gränzen und Verhältniſſe der antiken und der modernen Bildung weichen ſo weit von einander ab, daß man die alte und die neue Geſchichte, wie zwey für ſich beſtehende, wenn gleich in einander eingreifende Welten betrachten kann. Wahrer Werth iſt überall ein und eben derſelbe; aber der Maaßſtab der Würdigung für die Alten und für die Neuern iſt dennoch durchaus verſchieden. — Nicht ſo mit den Vergleichungen griechiſcher und römiſcher Männer; dieſe ſind Bürger Einer Welt, und die Vergleichung der Einzelnen ſetzt ſelbſt den allgemeinen Charakter der beyden antiken Völker, welche eine gemeinſchaftliche und ganze Bildung ſo ungleich theilten, in ein helleres Licht; daher ſind auch viele Zuſammenſtellungen des Plutarchus ſo glücklich, und lehrreich unterhaltend.

Caeſar und Alexander, ein gewaltiges Paar; die beyden mächtigſten und auch die beyden würdigſten Welt-

beherrſcher des ganzen Alterthums! Beyde haben ſo unermeßlich viel gethan, daß man Bücher über ſie ſchreiben müßte, wenn man auch nur das Merkwürdigſte ausheben wollte. Die eigentlichen Urkunden zur Geſchichte des Caeſar gehören ſchon an ſich zu den gediegenſten Schriften des Alterthums; hier iſt lauter reines Gold, und man darf ſich nicht erſt durch Schlacken durcharbeiten. Die Hauptquellen zur Geſchichte des Alexander hingegen ſtrömen ſo trübe, die verlohrnen Spuren zur Seite ſind ſo zerſtreut und oft ſo unkenntlich, daß eben dadurch der Scharfſinn des Forſchers gereizt wird. Um hier nicht das ſchon ſo oft Geſagte bloß wiederhohlen zu dürfen, muß man entweder ganz weitläuftig, oder ſehr kurz ſeyn. Ich habe die Kürze gewählt, und werde nur die bedeutendſten Züge bemerken; ich gebe nur ein Urtheil mit Beyſpielen, keine Geſchichte.

* *
*

„Caeſar, ſagte Cato, ſey unter allen allein mit nüchterner Beſonnenheit daran gegangen, den Staat umzuſtürzen"; und Cato war vielleicht der einzige ſeiner Zeit, welcher den großen Feind mit der gleichen Nüchternheit des Urtheils durchſchaute. — Schon als Jüngling hatte Caeſar dieſen nüchternen Blick, und ließ ſich auch den glänzendſten Schein nicht blenden. Er war eben in Aſien, als er den Tod des Sulla erfuhr, und kehrte in Hoffnung auf die neue durch Lepidus erregte Spaltung eilends nach Rom zurück; aber obgleich er durch große Bedingungen gelockt wurde, ließ er ſich dennoch in keine Verbindung mit dem Lepidus ein, weil er theils der Geſchicklich-

keit deſſelben nicht traute, theils die Gelegenheit nicht ſo günſtig fand, als er erwartet hatte. Während ſeiner männlichen Reife aber wußte er die Gelegenheit und den Augenblick ſo behutſam zu erwarten, dann ſchnell und entſchloſſen zu ergreifen, und auch ſo vollſtändig zu benutzen, wie kein andrer. Er lieferte ſeine Schlachten nicht bloß nach dem Entwurf, ſondern auch ganz unvorbereitet, ſo wie ſich plötzlich eine günſtige Gelegenheit zeigte; oft trotz Ermüdung und Ungewitter, um den Feind deſto mehr zu überraſchen. Es war zweifelhaft, ob er kühner oder vorſichtiger ſey. Zur rechten Zeit wagte er das verwegenſte, aber er verſchwendete ſeine Tapferkeit nie. Er ſparte ſie auf die Fälle, wo ſeine Krieger einer ſolchen Anfeurung wirklich bedurften; und pflegte wohl die Pferde wegzuſchicken, das ſeinige zuerſt, um ſich ſelbſt die Mittel zur Flucht zu nehmen. Dann that aber auch ſein durch die Seltenheit ſelbſt wirkſameres Beyſpiel, und beſonders die Gleichheit der Gefahr, Wunder! Die ſchrecklichſte Gefahr brachte ihn nie aus der Faſſung, und ein beyſpielloſes ſtetes Glück machte ihn nicht ſicher und ſorglos im Kriege. Im Gegentheil hat er grade da ſeine ſchönſten Siege erfochten, wo man ihn ſchon rettungslos verlohren glaubte; und je öfter er geſiegt hatte, deſto zurückhaltender ward er zum Schlagen. Kurz man wird kein Beyſpiel finden, daß er den Augenblick verſäumt, oder nur halb benutzt hätte, oder daß der Augenblick ihn unvorbereitet und unſchlüſſig überraſchte. Dieſes war ihm ſo natürlich, daß ihn das Gegentheil an andern gleichſam befremdete. Als er bey Dyrrhachium geſchlagen und nicht verfolgt ward, ſagte er: „Pompejus verſtehe nicht zu ſiegen.“ Nie beſiegte er den Feind, ohne

ihn zugleich des Lagers zu berauben; nie ließ er den Erschrocknen Zeit. Es ist sehr merkwürdig, wie aufrichtig er oft die große Macht des Augenblicks anerkennt, den Eigensinn des wandelbaren Glücks bemerkt. Diese Bescheidenheit hat einen ganz eigenen Reiz in dem Munde eines Helden, der alles, was ihm durch eine gewaltige Anstrengung, oder durch irgend eine große List gelungen ist, mit so sichtbarer Freude, und mit dem Nachdruck einer fröhlichen Heiterkeit erzählt. Er hatte durch eignen Verstand und eigne Kraft so viel selbst gethan, daß er der Fortuna, welche durch ihre Gunst gegen ihn ein altes römisches Sprichwort 1) bestätigte, ihren Antheil nicht mißgönnen durfte.

Bey der damahligen allgemeinen Schlemmerey der Römischen Großen, und bey Caesars sonstiger Sinnlichkeit ist es nicht unbedeutend, daß er auch im wörtlichen Sinne so nüchtern war; seine Feinde selbst konnten es nicht läugnen, daß er im Wein äußerst enthaltsam sey. Noch bedeutender aber ist es, daß er auf diese an sich nicht so seltne Enthaltsamkeit einen gewissen Werth legte, und den Cato in seiner Schrift gegen ihn, unter andern auch darüber schmähte, daß dieser sich einmal im Sokratischen Becher nach alt Catonischer Sitte 2) einen Rausch getrunken hatte. Doch möchte ich nicht sagen, daß er, wie vielleicht Augustus, gefürchtet habe, zu offenherzig zu werden. Diese Art von Verstellung war ihm fremd; er wußte von Furcht so wenig als von Schaam. Er ist in dieser Rück-

1) Fortes Fortuna juvat.

2) Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

ſicht der Einzige ſeiner Art; ein deſpotiſcher Eroberer, der offenherzig und ohne alle mißtrauiſche Angſt war. Entdeckte Verſchwörungen und nächtliche Zuſammenkünfte verfolgte er nicht weiter, als daß er durch ein Edict zeigte, daß ſie ihm bekannt wären. Er lebte ſo ſorglos dabey fort, daß man nach ſeinem Tode glauben konnte, er habe aus Lebensſattigkeit die Dolche der Verſchwornen abſichtlich nicht vermieden; aus Furcht war er alſo nicht ſcharfſichtig. Und dennoch hörte er auch als ewiger Dictator der Römiſchen Republik, als vergötterter Gefährte 3) des Gott Quirinus mitten unter ſeinen Triumphen nicht auf, die Menſchen mit der gewohnten Nüchternheit des Urtheils zu durchſchauen. „Ich ſollte ſo thöricht ſeyn", ſagte er, „und noch daran zweifeln, wie ſehr ich gehaßt werde, da Marcus Cicero ſo lange im Vorzimmer warten muß, bis es mir gelegen iſt, ihn zu ſprechen? Zwar, wenn einer wenig empfindlich iſt, ſo iſt Er es; doch zweifle ich nicht, daß er mich vom Grunde ſeines Herzens haßt." Nachdem Brutus für den Dejotarus ſehr feurig und frey geredet hatte, ſagte er: „Es kommt viel darauf an, was dieſer Brutus will; was er aber auch wollen wird, das wird er entſchieden wollen." — Was von ſeiner Ahndung über die weiſſagende Hagerkeit des Caſſius erzählt wird, iſt bekannt.

Noch mehr aber beweiſt die Art ſeines Todes eine faſt beyſpielloſe Gegenwart des Geiſtes. „Das iſt Gewalt!" rief er als er zuerſt, ergriffen ward, und: „Verruchter Caſca, was beginnſt du?" und verwundete dann ſchnell den

3) Quirini contubernalis.

Cassius. Sobald er aber die gezognen Dolche von allen Seiten auf sich eindringen sah, verhüllte er sein Haupt mit der Toga, und zog zugleich mit der Linken das Gewand herab, um mit Anstand zu sinken. Die holde Schaam einer sterbenden Polyxena darf man wohl nicht bey dem greisen Imperator voraussetzen; denn nichts war entfernter von ihm, als solche überflüßige Empfindungen. Es war ihm zur andern Natur geworden, keinen Augenblick unthätig zu seyn; sobald daher die Vertheidigung zwecklos war, widmete er nun die wenige noch übrige Zeit und Kraft dem äußern Anstand, für den er ja auch im Leben eine beynahe übertriebne Sorgfalt trug; wohl nicht aus Gefallsucht oder aus eigentlicher Liebe zum Schönen, sondern weil er in den größten wie in den kleinsten Dingen die höchste Angemessenheit um ihrer selbst willen liebte, und alles Ungeschickte und Ungestaltete haßte. Er schrieb noch als Imperator eine grammatische Schrift, welche lange nach seinem Tode gepriesen und angeführt ward; denn da er viel zu schreiben und zu reden hatte, so war es ihm, wie überhaupt, so auch hier unmöglich, diesseits der Vollendung stehen zu bleiben. Darum konnte er auch die heillose Zeitverwirrung nicht leiden, und berichtigte den Kalender. So war ihm sein eigner viel verspotteter Kahlkopf sehr verhaßt; auch ergriff er keine Ehre begieriger, als das Vorrecht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen.

Es war die vollkommene Harmonie seines großen Verstandes, und seiner eben so großen thätigen Kraft, aus der jene hohe Nüchternheit entsprang, und welche ihm über seine Gegner eine so entschiedene Überlegenheit gab. Nur der einzige Cato kam ihm darin gleich; ein

Feind, der ihm nicht gewachsen war, weil er nur rechtmäßige Mittel brauchen konnte. Diese Nüchternheit ist eigentlich die charakteristische Eigenschaft des Caesar, und unterscheidet ihn gar sehr vom Alexander, welcher den Wein erst nur als Würze fröhlicher Geselligkeit, bald aber auch um seiner selbst willen ausschweifend liebte; der selten nüchtern, und auch nüchtern tollkühn und jachzornig wie ein Trunkner war. Er pflegte eigentlich alle Knoten, wie den Gordischen, zu zerhauen, nicht zu lösen; und wollte oft das Unmögliche ungestüm gegen das Glück erzwingen und ertrotzen. Es beantwortet sich daher jene Frage, welche die alten Schriftsteller mehrmahls aufgeworfen haben, eigentlich von selbst, wer von beyden Sieger gewesen seyn würde, ob der nüchterne oder der trunkne Held, wenn sie mit gleichen Mitteln um die Alleinherrschaft gegen einander gekämpft hätten.

Caesar hatte allerdings Leidenschaften auch außer denen, die ihn zu seinem Ziele führten; unedle Leidenschaften, welche seinen großen einfachen Gang leicht hätten stören oder ganz verwirren können. Er wußte sie aber zu überwinden, und während seiner Reife gehorchten wirklich alle seine Kräfte schnell und unfehlbar seinem imperatorischen Verstande. — In seiner Jugend konnte er jachzornig aufbrausen. Er vertheidigte einen Clienten gegen den König Hiempsal so eifrig, daß er im Streit den Juba, des Königs Sohn, beym Bart packte, der ihm dafür im Bürgerkriege, als einer der eifrigsten und mächtigsten Pompejaner sehr viel zu schaffen machte. Ueber seine sehr starke Anlage zur Rachsucht giebt der jugendliche Zug mit den Seeräubern viel Licht. Er ward von denselben auf

einer Reise nach Rhodus, wo er seine Muße dem Apollonius, dem berühmtesten Lehrer der Redekunst seiner Zeit, widmen wollte, gefangen und mußte zu seinem großen Verdruß vierzig Tage unter ihnen bleiben, nur mit einem Arzt und zwey Kammerdienern; denn seine übrigen Begleiter und Sklaven hatte er gleich Anfangs fortgeschickt, um Geld zu seiner Auslösung herbey zu schaffen. Als darauf das Geld ausgezahlt, und er am Ufer ausgesetzt worden war, wußte er, wiewohl er damahls keine obrigkeitliche Macht und Würde hatte, noch in der folgenden Nacht eine Flotte zusammen zu bringen, segelte nach dem Ort, wo die Räuber waren, schlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, nahm einige Schiffe und viele Mannschaft gefangen, und kehrte frohlockend über den nächtlichen Sieg zu den Seinigen heim. Er gab die Gefangnen sogleich in Verwahrung, und eilte nach Asien zum Proconsul Junius, um sich von diesem die Vollmacht auszuwirken, die Gefangnen nach Willkühr bestrafen zu dürfen. Da dieser es abschlug, und sagte, er wolle die Gefangnen verkaufen, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit an die Küste zurück, ehe die Briefe des Proconsuls daselbst ankommen konnten, und ließ alle, die er gefangen genommen hatte, wie er es ihnen oft im Scherz gedroht hatte, ans Kreuz schlagen. Eine wohl überlegte, kleinliche und nicht einmal kluge Rache! Denn als er bald darauf nach Rom zurückeilen mußte, gerieth er in die größte Gefahr, weil diese Seeräuber damahls das Meer entschieden beherrschten. Man erschrickt ordentlich, wenn man liest, daß es ihm noch als eine besondre Milde angerechnet ward, daß er die Gefangnen vor der Kreu-

zigung umbringen ließ; denn sie kreuzigen zu lassen, hatte er einmal geschworen. Für einen jungen Römer und einen künftigen Welteroberer freylich milde genug! Allerdings aber zeigt eine solche Einfachheit in Vernichtung seiner Feinde und Befriedigung der Rachsucht von einer gewissen großen Art, durch die sich ein Caesar von dem Pöbel gemeiner Tyrannen unterscheidet, deren sinnreiche Grausamkeit eigentlich kindische Leidenschaftlichkeit und eckelhafte innere Ohnmacht verräth. Jener wird auch wohl fähig seyn, wenn sein Verstand es ihm gebietet, der Rache ganz zu entsagen, und wie der milde, versöhnliche Caesar während seiner Reise, seinen Haß bis auf die kleinste Spur zu vertilgen. Seine hoch gepriesene Milde im Bürgerkriege und während seiner Herrschaft war ein tief durchdachter Entwurf; und die Kraft, mit der er ihn durchsetzte, die Standhaftigkeit, mit der er ihm treu blieb, können in der That nicht genug bewundert werden. Nur muß man dieß seinem gütigen Herzen nicht anrechnen; und an ein Gefühl von Achtung für Pflicht und Recht ist vollends bey ihm gar nicht zu denken. Ich gestehe es, ich habe keinen rechten Glauben an die natürliche Milde eines rachsüchtigen Eroberers, von dem es so ausdrücklich gerühmt wird, daß er die berühmtesten Blutvergießer weit übertroffen habe, dem es auch nicht einmahl einen Entschluß kostete, selbst die entsetzlichste, wenn nur zweckmäßige Grausamkeit zu vollbringen. „Auf diese Art", schreibt er selbst seinen Vertrauten, „wollen wir, wo möglich versuchen, Aller Neigung zu gewinnen, und einen daurenden Sieg zu erlangen; denn die andern haben durch ihre Grausamkeit dem allgemeinen Haß nicht entfliehen, noch auch den Sieg

lange behaupten können, außer dem einzigen Sulla, den ich nicht nachzuahmen denke. Dieß soll eine ganz neue Art zu siegen seyn, daß wir uns mit Milde und Schonung waffnen. Wie dieß möglich sey, darüber fällt mir manches bey, und vieles kann noch ausgedacht werden." — „Nicht aus Entschluß oder aus Hang sey Caesar nicht grausam", sagte der offenherzige Curio: „sondern weil er die Milde für ein Mittel halte, das Volk zu gewinnen; hätte er die Liebe des Volks verlohren, so würde er grausam seyn." Caesar war wirklich sehr versöhnlich, wie er zum Beyspiel den Catullus, wiewohl er selbst gestanden hatte, daß derselbe ihn durch einige noch vorhandne, sehr derbe, aber vielleicht sehr wahre, Gedichtchen auf ewig gebrandmarkt habe, sobald er ihm Genugthuung leistete, noch an demselben Tage zur Tafel zog; aber vielleicht war er nur deshalb so versöhnlich, weil er eigentlich niemanden achtete, und auch niemanden liebte. Nur denke man nicht, daß gar keine Rachlust in der Tiefe seines Herzens vorhanden war. Seine eigne Erzählung verräth, daß er sich sehr gern an den Massiliern, welche eifrig Pompejanisch waren, und ihm mit äußerster Hartnäckigkeit widerstanden hatten, gerächt hätte; und auf seinen vorzüglichen Haß gegen sie, bezieht sich Cicero, als auf etwas allgemein bekanntes. Er giebt vor, er habe die Massilier, ein sehr gebildetes und freyheitsliebendes Volk jonischer Abkunft, nur in Rücksicht auf den Ruhm und das Alterthum dieser Republik geschont; wie Alexander bey der Plünderung Thebens das Haus eines beynahe schon ein Jahrhundert verstorbenen alten Dichters heilig halten ließ. Dem Caesar ist bey jener Versicherung wohl nicht ganz zu trauen. Zwar

hatte er wirklich noch jene köstliche Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum, vor ächter Bildung in Künsten und Wissenschaften, wie viele Züge beweisen; aber er konnte auch, wenn er anders seinem großen Entwurf einer klugen Milde treu bleiben wollte, mit einer so wichtigen Stadt, die so große Vorrechte genoß, und in das Factionsspiel der Hauptstadt so tief verwickelt war, nicht so gradezu verfahren, als mit einer unbedeutenden thessalischen Stadt, die er, bloß weil sie gewählt hatte, was ihr das sicherste schien, ohne Bedenken vernichtete. — Man wundre sich nicht, daß ich auf ein Gefühl einen so hohen Werth lege, welches jetzt fast nur zur Schminke der Faulheit mißbraucht wird, die es behaglicher findet, an den Trümmern der Vorwelt wollüstig zu klagen, als mit angespannter Kraft auf dem graden Wege wacker vorwärts zu streben. So wie bey den Neuern die innige Ueberzeugung von einer unverliehrbaren und gränzenlosen Vervollkommungsfähigkeit des einzelnen Menschen wie des ganzen Geschlechts der letzte Anker der sinkenden Tugend ist; so bey den spätern Alten, als die Menschheit schon rettungslos gesunken war, und immer tiefer sank, die Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum damahls die einzige Grundlage ächter Größe, wie jetzt die Ehrfurcht für Wissenschaft und Aufklärung.

Zwar verachtete er in der Blüthe seiner Kraft seine Gegner, einen einzigen ausgenommen, viel zu sehr, um sie recht ernstlich hassen zu können. Die harten Reden indessen, mit denen er seine milden Thaten begleitete, hatten wohl nicht bloß die Absicht, ein heilsames Schrecken einzuflößen, sondern waren zugleich ein Beweis seiner

gar nicht milden Natur. Seine eignen Darstellungen bekräftigen das mehr als zur Genüge. Wie gehässig und verächtlich macht er nicht alle seine Feinde, nicht ohne triumphatorischen Muthwillen; außer den einzigen Pompejus, welchen er auffallend schont. Besonders gegen den Cato wird er so ausgelassen und spottend, daß er die Würde der Geschichte beynahe darüber vergißt. Ueberhaupt muß es denen, die ein Werk, in welchem Cato und die Pompejaner nicht weniger komödirt werden, als Sokrates und seine Schüler in den Wolken des Aristophanes, als ein unnachahmliches historisches Kunstwerk preisen, noch nicht klar seyn, was ein historisches Kunstwerk ist. Wahr ists, Caesar schrieb seine Commentarien mit dem Geiste, mit welchem er siegte. Ein bloßer Stoff zur Geschichte kann nicht gediegener seyn, und in dieser Rücksicht sind sie leicht einzig in ihrer Art; diese gediegene Kraft der lebendigsten Darstellung in so gedrängter Kürze und leichter Klarheit hat einen ganz eignen Reitz. Ein so höchst einfacher Styl des Ausdrucks würde, nach Cicero's treffender Bemerkung, durch den künstlichen Schmuck eines Redners nur verfälscht werden, und könnte Verständige von fernerer Bearbeitung desselben Stoffs ganz abschrecken. Auf den Nahmen eines vollkommnen historischen Kunstwerks aber darf doch ein solches Partheywerk keinen Anspruch machen; dazu gehört vor allem ein Stoff und Gegenstand, welcher einen allgemeinen Werth und einen bleibenden Gehalt hat, als ein Theil und wesentliches Stück der Menschengeschichte; so groß und würdevoll aufgefaßt, erklärt, geordnet, gewürdigt und dargestellt, wie ein Mann, von sittlich und bürgerlich gediegenem

und großem Charakter, der zugleich ein tiefer historischer Denker und nicht ohne poetisches Gefühl wäre, einen solchen Stoff verarbeiten würde. Die erste Bedingung einer Geschichte des Pompejanischen Bürgerkrieges wäre wohl die gewesen, aus einem höhern sittlich geschichtlichen Standpunkte die Optimaten und Caesarianer mit jener erhabenen Gerechtigkeit eines Thukydides, welcher Athener und Spartaner gleich wahr und streng gerecht würdigt, nach dem Grundsatz der historischen Gesetzesgleichheit gegen einander zu würdigen. Caesars Commentarien hingegen sind, wie schon Asinius Pollio urtheilte, nicht einmal durchgehends aufrichtig und mit zureichend gründlicher Prüfung abgefaßt. Die auffallende Schonung des Pompejus in denselben aber ist eigentlich sehr natürlich. Wer etwa glaubt, daß er in ihm den ehemahligen Freund und Verwandten, den verdienten Bürger oder den großen Mann ehrt, der kennt den Caesar nicht. Er schonte in ihm nur den Triumvir, wie selbst im Sulla den Dictator; darum ließ er Beyder Bildnisse, welche der Pöbel niedergerissen hatte, wieder aufrichten. So wetteiferten die macedonischen Fürsten, Ptolomäus und Demetrius, ein Mann von grausamen und bösem Charakter, aber von geistiger Bildung und von dem zartesten Kunstgefühl, während Tausende der Ihrigen für ihre Ehrsucht im Kriege umkamen, in einer Großmuth die sie nichts kostete, gegen einander! Sie waren nur Nebenbuhler; die eigentlichen Feinde Beyder waren ihre zertretnen Völker.

Die Menge der Frauen, mit welchen Caesar ein Verständniß hatte, verräth eine heftige Sinnlichkeit; und gewiß war es nur sein Verstand allein, welcher seine Lei-

denschaften, wo dieß jemahls der Fall war, zurückhielt, und nicht etwa irgend ein sittliches Gefühl. Auch von Seiten des männlichen Umgangs brachte ihn Nikomedes in üblen Verdacht. Sein berüchtigter Umgang mit diesem bithynischen König war Gegenstand des Spottes mancher Jambendichter, und der Gemeinplatz aller Pompejanischen Redner. Bibulus, welcher nicht vergessen konnte, daß man ihr gemeinschaftliches Consulat, nur Spottweise das Consulat des Julius und des Caesar genannt hatte, hieß ihn dafür die „Bithynische Königinn." „Erst habe er einen König geliebt, so wie nun das Königthum." Cicero antwortete ihm im Senat, als er die Sache der Nysa, der Tochter des Nikomedes vertheidigte, und die Wohlthaten des Königs gegen sich erwähnte: „Rede nicht davon, ich bitte dich; wir wissen nur zu gut, was er dir und was du ihm gegeben hast." Curio, der Vater, ging so weit, daß er ihm vorwarf: „Er sey der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer." Schon als Herr der römischen Welt, während er bey Fackeln, wo vierzig Elephanten zur Rechten und Linken die Fackelträger führten, im stolzesten Siegsgepränge das Capitol festlich bestieg, mußte er sich von seinem Commilitonen sehr nachdrücklich an jene böse Geschichte vom Nikomedes erinnern lassen. Die übermüthige Soldateske spottete auch in ihren frechen Triumphliedern über seine Verschwendung erborgter Gelder, über das schlechte Essen, welches er ihnen zu Dyrrhachium gereicht hatte; ja sogar über seinen Kahlkopf. Die merkwürdigen Bruchstücke dieser Triumph- und Spottlieder auf den Caesar beweisen zur Genüge, daß die Soldaten-Scherze der römischen Veteranen so scharf trafen, wie

ihre Schwerdter. Überhaupt waren eine derbe Luſtigkeit, und kecke Spottſucht urſprüngliche Züge und Eigenheiten des römiſchen Charakters; und nichts iſt unrömiſcher als jene mürriſche Steifheit, welche wir aus der ſpäteren Zeit, wo jede freye Regung unterdrückt war, oder nach einer angenommenen Würde des Ausdrucks bey den Schriftſtellern, in das Bild, welches wir uns von dem römiſchen Charakter entwerfen, aufzunehmen pflegen. Die unbegränzte Freyheit der Soldaten-Scherze bey Triumphen aber war eine uralte Sitte der Römer, welche Dionyſius als einen Beweis für ihre griechiſche Abſtammung anführt. Sie hat auch wirklich etwas Attiſches; nur daß die feſtliche Freyheit zu Athen ein Recht aller freyen Bürger, zu Rom nur dem Soldaten, als ſolchem, vergönnt war.

Es liegt in dieſer durch die Sitte geheiligten Freyheit ausgelaſſener Scherze und fröhlichen Spottes etwas ſehr bedeutendes; und es iſt ein recht eigentlich charakteriſtiſcher Zug, welcher die freye Bildung und den claſſiſchen Sinn der alten Völker verräth und bezeichnet, wenn man anders ganze Nationen und Zeiten, wie einzelne Menſchen aus ihren Spielen oft beſſer kennen lernt, als aus ihrem Ernſt, wo ſie mit einem Anlauf und auf den Effekt handeln.

Unter den vielen römiſchen Frauen, mit welchen Caeſar in Liebes-Verbindung geſtanden, war auch eine Frau des Craſſus und eine des Pompejus. Es iſt bemerkenswerth, daß der argliſtige Mann, während er mit dem Gelde des einen, und mit der Macht und Würde des andern eigentlich allein herrſchte, auch in ihrem Hauſe und Ehebette ſtatt ihrer einzutreten gewagt. Faſt könnte

man daraus vermuthen, daß er bey seinen Liebeshändeln ehrgeitzige und politische Nebenabsichten hatte, wie man dieß späterhin dem Augustus vorwarf, und daß er die Frauen nur zu gewinnen suchte, um die Männer desto sichrer zu lenken oder ihre Geheimnisse zu erforschen. Seine Heirathen wenigstens hatten sichtbar immer einen politischen Zweck! Wie das Eheband in den ruhigen Perioden der alten Republiken der festeste Kitt der geselligen Ordnung war; so gingen in der Periode der bürgerlichen Kriege die Römischen Frauen bey der großen Leichtigkeit der Ehescheidung, als ein wichtiges Verbindungsmittel der gegen einander stehenden Partheyen, schnell aus einer Hand in die andre, und veränderten die Familie nach dem Wechsel der politischen Verhältnisse und Absichten.

Aber Caesar hatte bey seinen Liebesverständnissen gewiß nicht immer bloß solche ehrgeitzige Nebenabsichten; denn er überließ sich ihnen auch da, wo es seinen Hauptzweck hindern konnte. „Er hat auch Königinnen geliebt;" sagt Suetonius: „unter andern die afrikanische Eunoë, Boguds Frau, dem er unermeßliche Reichthümer schenkte; am meisten aber die Kleopatra, mit der er oft die Nächte durch beym Gastmahle zubrachte, und die er sogar nach Rom kommen ließ, mit Ehren und Geschenken überhäufte, und ihr erlaubte, den Sohn, welchen sie gebohren hatte, nach seinem Nahmen zu nennen." Hier hatte ihn wohl die Leidenschaft überwältigt; denn er schadete sich dadurch ungemein viel bey den stolzen Römern, die gar keinen Sinn dafür hatten, daß eine besiegte Königinn des Auslandes eine andre Bestimmung haben könne, als einen Triumphzug in der Alles beherrschenden Roma, vollständiger auszuschmücken, und dann zu sterben, oder zu ei-

nem erniedrigten Leben aus Erbarmen begnadigt zu werden, wie die junge und schöne Arsinoë, der Kleopatra Schwester, mit welcher Cæsar seinen Alexandrinischen Triumph zierte.

Aber wie stimmt nun die für sein Gelingen in Rom ihm so nachtheilige Liebe für diese Königinnen, und besonders der verderbliche Aufenthalt bey der Kleopatra, mit der sonst ihm eignen vollkommnen Herrschaft seines Verstandes über seine Leidenschaften überein? — Nur während der Periode der höchsten Stärke seines Wesens bewährte sich die innre Übereinstimmung aller seiner Kräfte in größter Charakter-Einheit so durchaus vollkommen. Nachher finden sich häufige Spuren von Versunkenheit, und vorher eben so häufige Spuren von Unreife, deren mehrere schon gelegentlich angeführt sind; nicht bloß in dem ersten Abschnitt seines eigentlichen Lebens, welcher mit der hartnäckigen Verweigerung, seine Frau, Cornelia, des Cinna Tochter, auf des blutdürstigen Dictators Gebot, zu verstossen, und mit Sulla's Urtheil, daß in diesem jungen Menschen mehr als ein Marius stecke, beginnt; sondern auch in dem zweyten von der Rückkehr aus Hispanien bis zum Übergang über den Rubico. Wie alle organischen Kräfte, wenn sie nicht gehindert werden, aus ihrem Keim sich allmählig bis zur Reife entwickeln, und nach erreichtem Gipfel, sich wieder ihrer Auflösung nähern; so findet sich dieses auch im Ganzen und im Einzelnen der antiken Menschheit, indem die Bildung der Alten nur ein reines Erzeugniß der durch keine Kunst gestörten Natur war. Es befremdet uns beym ersten Blick, mit welcher Zuversicht die Alten die Perioden und besonders die höch-

ſte Blüthe eines Künſtlers und Denkers, oder eines Helden angeben; da aber die beſtimmteſte Entſchiedenheit der Bildungsſtufen wie der Arten eine weſentliche Eigenſchaft der freyen, natürlichen Entwicklung iſt, ſo bedurfte es auch wirklich nur eines geſunden Blicks, um ſie wahrzunehmen. Wer den angebohrnen Sinn für das Claſſiſche durch vielfaches Forſchen genährt und geſchärft hat, kann leicht in dieſe Weiſe der Beurtheilung und der Lebensanſicht eingehen, ſelbſt da wo ihn die Spuren der Alten verlaſſen. In Caeſars Leben vollends ſind die Abſchnitte ſo hervorſpringend, daß ſie ſich dem Auge von ſelbſt darbieten. Wer kennt nicht ſein merkwürdiges Verweilen am Rubico, und ſeine raſche Entſcheidung? Eine große Epoche nicht bloß in ſeiner äußern Lage, ſondern auch in ſeinem innern Charakter! Von dieſem Übergange über den Rubico, wo er nun endlich grade auf ſein großes Ziel, durch die drohendſten Gefahren und Hinderniſſe aufs höchſte geſpannt, unverhohlen zugehn konnte, bis zur Pharſaliſchen Schlacht, waren alle ſeine Kräfte in der größten Wirkſamkeit und in der vollkommenſten Harmonie. Man wird während dieſer Zeit auch nicht die geringſte Spur von Unvorſichtigkeit oder Erſchlaffung an ihm entdecken können; ſelbſt ſeinem natürlichen Übermuth wußte er Einhalt zu thun. In dieſer Periode drängen ſich ordentlich die Züge einer ächt Themiſtokleiſchen Verſchlagenheit, nicht wie die verunglückte Nachahmung des Themiſtokles beym Pompejus, der ſeine ungeſchickte Flucht mit dem großen Beyſpiel jenes alten claſſiſchen Meiſters 4) politiſcher Verſchlagenheit

4) Die Römiſchen Großen der damaligen Zeit verglichen ſich gern mit den claſſiſchen Staatsmännern der gebildeten politiſchen Vor-

zu beſchönigen ſuchte, während er, der doch auch nur herrſchen wollte, eigentlich floh, weil er hoffte, wie Sulla zurückkehren zu können, und dieſe thörichte Hoffnung nicht einmahl verſchweigen konnte. Ob Caeſar bey Aleſia mehr Kriegskunſt gezeigt hat, würde ſchwer zu entſcheiden ſeyn; daß er ſich aber bey Ilerda und Dyrrhachium noch mehr als großen Mann und Charakter überhaupt zeigte, das iſt aus ſeiner eignen Erzählung klar. Jetzt erſann er auch ſeinen großen Entwurf einer durchaus milden und ſchonenden Dictatur und Militärherrſchaft ganz gegen die Natur aller, und gegen das Herkommen der römiſchen Bürgerkriege. Die glücklichſten Erfindungen haben ein ſo natürliches Anſehen, daß jeder hinterdrein denkt, ſo würde er es auch gemacht haben. Man bedenke aber nur, daß Caeſar die vorhandnen republikaniſchen Formen ohne Umſchweif über den Haufen warf; daß er auch nicht einmal den Schein annahm, bloß als geſetzmäßiger Dictator im altrömiſchen, ſchon verlohren gegangnem Sinn des Worts, neue Formen an ihre Stelle ſetzen, den Staat reinigen, von ſeinen Wunden heilen, und eine Conſtitution ſtiften zu wollen; daß er ſchlechthin ins Große rauben und plündern mußte, um die Kriegskoſten zu beſtreiten; daß er von Verbrechern und Grunde gerichteten Verſchwendern umgeben war, die alles zu fordern wagten, und ihn unaufhörlich zum Morden ermunterten. Er war genöthigt,

zeit; denn als ſolche betrachteten ſie wirklich die berühmteſten griechiſchen Staatsmänner und beurtheilten ihren politiſchen Charakter völlig nach Art der Kunſtkritiker. So verglich Caeſar, der ſo geſchickt grade die Schmeicheleyen zu treffen wußte, welche den Cicero am meiſten gewinnen mußten, denſelben in ſeinem Anticato mit dem Themiſtokles und Perikles.

die Republik und die Provinzen Männern anzuvertrauen, deren keiner, wie Cicero doch wohl etwas übertrieben sagt, sein väterliches Vermögen nur zwey Monathe hatte verwalten können. Dazu kommt noch, daß ein einziger rascher Schritt unvermeidlich unzählige andre nach sich gezogen hätte; wie denn Curio, welcher den Gang der Begebenheiten gewiß aus der Nähe beobachtet hatte, urtheilte, daß die Ermordung des hartnäckigen Metellus, zu welcher der Sieger allerdings sehr gereizt ward, unvermeidlich ein großes Blutvergießen nach sich gezogen haben würde. Ueberdem war der Weg ganz gebahnt, nachdem Proscriptionen und Hinrichtungen den römischen Partheyen in ihrem erbitterten Kampf so geläufig geworden waren. Pompejus selbst verhehlte nicht einmahl die Absicht, den Sieg nach Sullas Art zu gebrauchen, und auch die Optimaten erwarteten nichts andres, als was sich von der gleichgültigen Härte eines unter Blutvergiessen graugewordnen Kriegers, von einer Rotte raubgieriger Verbrecher, und von der Wuth eines Bürgerkriegs erwarten ließ; nämlich ein allgemeines Morden und eine allgemeine Plünderung. Auch der Undank der begnadigten Pompejaner mußte Caesars Rache und Leidenschaften aufreizen. Wenn man alle diese Umstände erwägt, so kann man der Kraft der Selbstbeherrschung, der hohen Standhaftigkeit, mit welcher Caesar seinen großen Entwurf ausführte, die höchste Bewunderung nicht versagen. Er gab der Welt zum erstenmahle das beyspiellose Beyspiel einer den republikanischen Gegnern selbst beynahe heilsam erscheinenden Tyranney; wie denn Cicero selbst nach Caesars Tode gleichsam wider Willen

gesteht, das verworfne Zeitalter hätte einen solchen Herrn kaum verweigern dürfen.

Den Augenblick, wo Caesar den höchsten Gipfel seiner Charakterstärke erreichte, und nun wieder zu sinken anfing, hat er selbst wunderbar deutlich bezeichnet. In seinen Commentarien, die sonst immer so entfernt von allen müßigen Betrachtungen, schnell und grade zum Ziele eilen, und auch das gedrängte Urtheil nur als Thatsache geben, verweilt er nur ein einzigesmal bey jenem gewöhnlichen Volks-Aberglauben, mit welchem griechische Mythographen und Rhetoriker wie Römische Chronikenschreiber im Geiste der Priester und Augurn ihre kunstreiche historische Darstellung, so oft überfüllt haben. Er kann nicht müde werden, die Wunderzeichen des Pharsalischen Sieges zu häufen. Es ist, als wollte er sagen: es geschah ein gewaltiger Ruck durch die ganze Natur, da Caesar Herr der römischen Welt wurde. Auch ging wirklich das in ihm selbst vor, was er auf die Natur übertrug. Gleich darauf sagt er: „Caesar hatte, im Vertrauen auf den Ruhm seiner vollbrachten Thaten nicht angestanden, mit einer geringen Macht nach Alexandria zu reisen, und glaubte nun an jedem Orte sicher zu seyn." „In Alexandria" fährt er fort „zwangen ihn die Etesien oder Jahreswinde zu bleiben; denn diese sind die widrigsten für die, welche von Alexandria abschiffen wollen." Man weiß, welchen aegyptischen Zauber diese Etesien bedeuten. Es ist auch nicht unbedeutend, daß er nun für gut fand, seine Geschichte nicht weiter selbst zu schreiben; denn Muße hatte er wohl vorher eben so wenig wie seitdem. Sein dürftiger Nachfolger in der Aufzeichnung sei-

ner Thaten, ſagt uns bald darauf: „daß die Kleopatra im Schutz des Caeſar geblieben ſey.“ Endlich reißt er ſich von ihr los; aber ſeine ausſchweifende Freude über die ſeltne Schnelligkeit 5) eines für ihn gar nicht ausgezeichneten Sieges über den Pharnakes iſt ſchon ein Beweis der rettungsloſen Verſunkenheit, welche wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen.

Der Charakter eines claſſiſchen Staatsmannes und antiken Heiden muß nach dem beurtheilt werden, was er in der Periode ſeiner vollendeten Kraftentwicklung war. Caeſars eigenthümlichſte und unterſcheidende Eigenſchaft iſt dieſem gemäß die innre Conſequenz ſeines Weſens; die vollkommene Uebereinſtimmung nämlich einer vollendeten imperatoriſchen Kraft, und eines vollendeten imperatoriſchen Verſtandes. Was unter der imperatoriſchen Kraft zu verſtehen ſey, bezeichnet ſchon der Römiſche Nahmen ſo glücklich, daß es kaum einer langen Erklärung bedarf; die Kraft, Menſchen nicht bloß äußerlich zu beſiegen, ſondern auch innerlich ihren Geiſt ſich zu unterwerfen und zu beherrſchen. Daß Caeſar eine empörte Legion durch ein Wort beugte; daß er einen Lucullus durch bloße Drohungen ſo zu überwältigen wußte, daß dieſer ihm zu Füſſen fiel; gehört eben ſo gut dazu, als daß er oft allein ein wankendes Heer wieder zum Stehen brachte, indem er ſich den Fliehenden entgegenwarf, ſie einzeln bey der Kehle faßte, und mit dem Angeſicht gegen den Feind kehrte, wenn auch der Schrecken ſchon ſo groß war, daß ein

5) Veni. Vidi. Vici.

Adlerträger ihn zu verwunden drohte, ein andrer das Zeichen in ſeiner Hand zurückließ.

Auch Caeſars Verſtand war durchaus nur ein imperatoriſcher Verſtand, aber dieſes war er im höchſten Maaße; es war eben ein ſolcher, wie ihn ein vollkommener Held zum Handeln und zum Siegen braucht, ohne alle andre überflüſſige Zugabe. An dieſer imperatoriſchen Einſicht und Gewalt übertreffen denn auch ſeine Commentarien ſelbſt die größten hiſtoriſchen Kunſtwerke der Griechen, ſo wie durch die Römiſche Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Caeſars Familie einheimiſche Urbanität und geiſtreiche Art der fröhlichen geſellſchaftlichen Stimmung, welche überall hindurchſchimmert. Eben dieſes war auch an ſeinen Reden zu bemerken, welche er mit heller Stimme und feuriger Gebehrde vortrug, an denen man vorzüglich die große Kraft, Schärfe und Raſchheit, vor allen aber eine bewundernswerthe Sorgfalt in der Sprache, eine vollendete Richtigkeit und Angemeſſenheit des Ausdrucks prieß. Caeſar iſt zwar in allem, was noch von ſeinen Werken, Briefen oder Reden vorhanden iſt, nie auf Koſten der Klarheit kurz im Ausdruck; doch liebte er auch hier wie überall im Leben und Handeln den kürzeſten Weg, grade zum Ziele, ſo daß ihm auch der ſchnellſte Tod der beſte dünkte. Der ganze Charakter ſeiner Beredſamkeit iſt eine Beſtätigung ſeines Strebens in allen Dingen nach dem, was auf die meiſten am ſchnellſten wirkte. Was ſeinen Commentarien ſo großen Werth giebt, iſt nicht etwa eine der Dichterkraft ähnliche Rednergabe. Es iſt in ihnen auch kein Gedanke von einer ſchön gegliederten und kunſtreich großen Anordnung des Gan-

zen, wie in keiner römiſchen Geſchichte, den Salluſtius ausgenommen; und in dieſer Rückſicht ſcheinen ſie ſelbſt gegen Xenophons Anabaſe ungebildet und roh an Kunſt.

Wohl hatte auch Caeſar die Schwachheit, Gedichte zu machen; dieſe waren aber nicht glücklicher, als die des ernſten Brutus und des gelehrten Cicero, und beynahe ſchlecht zu nennen. Man kann es nicht ohne Lächeln leſen, wie ſorgfältig ſich Cicero bey ſeinem Bruder nach der vollſtändigern Meynung des Caeſar über einen poetiſchen Verſuch von ſich erkundigt, und dann deſſen vorläufiges Kunſturtheil anführt, das durch ſeine Bedingtheit und durch ſeinen geiſtreich abgefaßten Ausdruck ſelbſt noch ſchmeichelhafter lautet, und einen komiſchen Anſtrich von Kennerſchaft hat. Ueberhaupt hatte Caeſar durchaus kein eigentliches Gefühl für das wahre Schöne. Seine Liebe für die Werke der alten Mahler und Bildner, für künſtliche, prächtige und koſtbare Sachen aller Art, widerſpricht dem nicht, und ging ganz natürlich aus vielen andern charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeines Weſens hervor. Wohl hatte er eine eigne Liebe und Liebhaberey für das Vollendete jeglicher Art; dieſelbe Ehrfurcht für das alte Claſſiſche, welche in jener Zeit unter den Gebildeten allgemein war. Dazu kam die römiſche Liebe zu gediegener Pracht; und endlich jener den großen Herrſchern und Eroberern oftmahls eigne Hang zu Koſtbarkeiten von blos willkührlichem Werth. So war er ein Liebhaber von großen Perlen, deren Gewicht er dann und wann vergleichend in ſeiner Hand prüfte.

Conſequent vollendet, wie ſein ganzes Weſen waren auch die beyden weſentlichen Beſtandtheile deſſelben,

seine praktische Kraft und sein großer Verstand. Die Schnelligkeit und die intensive Stärke seiner Thätigkeit war nicht größer, als ihr unermeßlicher Umfang, ihre unerschütterliche Ausdauer. Sein Urtheil war unfehlbar sicher, sein Verstand fest, aber auch sein Gedächtniß war stark und sein Geist erfinderisch. Wegen dieser innern Consequenz und Zusammenstimmung aller seiner intellektuellen Vermögen und praktischen Eigenschaften zu dem Einen Ziele, wird man auch nicht leicht in der neuern Geschichte einen Helden auffinden, welcher darin dem Caesar gleich gestellt werden könnte; da überdem der eigenthümliche Vorzug der Neuern nicht sowohl in der ausserordentlichen Größe der einzelnen geistigen und moralischen Kräfte, als in der Anlage zu einer höhern Richtung und Anwendung aller besteht. Sonst wird man hier im Einzelnen wie im Ganzen der modernen Bildung und Geschichte, sehr oft Schnelligkeit und Ausdauer im Leben und Handeln, Charakterstärke und Umfang, umfassende Größe des Geistes, so wie auch mehrentheils Gedächtniß und Erfindsamkeit, oder Geist und Einbildungskraft und Beurtheilung, nur auf gegenseitige Unkosten zu einer großen Höhe gebracht finden. Den Charakteren des Alterthums giebt dagegen eben jener Einklang aller Kräfte und des ganzen Lebens, auf einen gegebnen Mittelpunkt und auf ein, wenn gleich nicht so geistiges, bestimmtes Ziel, die antike Größe und den festen, sichern Styl im Leben, welcher ihnen den Anstrich einer höhern Vollendung, d. h. einer entschiednen und consequent vollendeten Naturkraft verleiht. Ueberdem haben solche Schwierigkeiten und ein solcher Schauplatz für politische Charakter- und

Heldengröße nach dem Untergange der römiſchen Republik kaum jemahls wieder in der Art Statt gefunden. Die Kraft, welche dazu gehört, eine ererbte Monarchie zu erheben und zu erweitern, und die, welche erfordert wurde, eine Republik, und zwar die größte, welche je geweſen iſt, durch republikaniſche Mittel monarchiſch zu beherrſchen, leiden gar keine Vergleichung. Es kann uns das nur als ein einzelner Zug von der Thätigkeit und Schnelle ſeines Geiſtes gelten, daß er zwey Briefe im Reiten, oder auch vier, oder wenn er ganz müſſig war, ſogar ſieben zugleich dictiren konnte. Wohl aber erregt es Erſtaunen, wenn wir erwägen, daß darunter Briefe ſo großen Inhalts waren und vielleicht oft auch von ſo vollendeter Feinheit, wie ein noch vorhandner an Cicero, der ganz das Gepräge des Caeſar an ſich trägt. Er mußte überhaupt, um ſeinen Zweck zu erreichen, alle bedeutenden Männer in der ganzen ungeheuren Römerwelt, welche ihm nützlich oder ſchädlich ſeyn konnten, durchſchauen, bewachen und nach ſeinen Abſichten lenken; wie er aber dieſes wirklich ausgeführt hat, das kann man ſchon aus ſeinem Verhältniß zum Cicero und zum Pompejus, welches wir noch am vollſtändigſten kennen, einigermaſſen ſich denken und bewundern lernen.

An Schnelligkeit und Feuer war er dem Alexander gleich, an Ausdauer und Umfang übertraf er ihn ſehr weit; auch hatte ihm kein Philippus vorgearbeitet. Kein früherer und kein ſpäterer römiſcher Held hat ſolche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die ältern hatten es eben darum leichter, weil ſie, wenn auch eben ſo ehrgeizig von Geſinnung, doch der Form nach Republikaner

waren, und also wie Caesars Nachfolger einen schon gebahnten Weg betraten.

Gäbe es einen Maaßstab von Herrscher-Größe, so würde Caesar in Hinsicht der Kraft wohl den höchsten Gipfel derselben bezeichnen. Wollte man bloß in dieser Rücksicht die Heldencharaktere der neueren und neuesten Zeit, welche in ähnlicher Art die gleiche Laufbahn imperatorischer Allgewalt haben beschreiten wollen, gegen ihn aufstellen und mit ihm vergleichen; so würde Caesar besonders durch die innre Consequenz und glückliche Vollendung, und die eben daher rührende große Sicherheit des Verstandes, den Vorzug behaupten. Wir müssen hier die Begriffe genau auffassen und sorgsam auseinander halten; denn der vollendete Charakter ist von dem, welcher bloß außerordentlich und groß in dem Maaße seiner Kraft ist, nicht bloß dem Grade sondern selbst der Art nach ganz verschieden. Man bemerkt an mehreren großen Eroberern der modernen Zeit vom Attila an, etwas Trauriges in ihrer Stimmung, eine innere Unzufriedenheit, die aus dem Mangel an Uebereinstimmung hervorgeht, und einen hier und da sogar mürrischen Anstrich hervorbringt. Caesar hingegen war mit sich zufrieden, ja von entschieden fröhlichem Charakter, wie alle vollendeten und mit sich selbst in Harmonie stehenden Menschen. Der Genuß der inneren Vollendung scheint wohl der höchste, den es, so weit die Natur allein solchen gewähren kann, für den Menschen überhaupt giebt; gegen diesen ist selbst der in seiner seltnen Reinheit köstliche Genuß der frischesten Jugendblüthe des ganzen Wesens gering. Vollendung aber, diese höchste Gunst der Natur, ist nichts andres, als das glückliche Zu-

ſammenwirken, die vollſtändige Vereinigung mehrerer großen Kräfte, und aus dieſer Vereinigung gehen ganz neue Eigenſchaften und Vollkommenheiten hervor, welche kein auch noch ſo großes Maaß einer einzelnen Kraft hervorbringen kann. Die wunderbare Macht, welche in der innigen und gegenſeitigen Gemeinſchaft und Harmonie aller ſittlichen und geiſtigen Kräfte liegt, geht ſchon aus der Geſchichte der alten Staaten hervor, die ganz auf dieſer Gemeinſchaft beruhten. In Rückſicht dieſer glücklichen Vollendung kann Caeſar mit dem Perikles verglichen werden, der groß als Staatsmann, Feldherr, Redner und Oberhaupt einer untergehenden Republik, gleich ihm, an der Gränzſcheide einer glorreichen alten Zeit und einer neuen Weltentwicklung für den kleineren Kreis von Athen in der Geſchichte da ſteht, wie Caeſar in der umfaſſenderen Römiſchen Welt.

Die Natur hat, ſo ſcheint es, ihre Günſtlinge; doch wird das Gleichgewicht einigermaaßen durch das große Geſetz wieder hergeſtellt, daß Vollendung faſt immer nur durch mannichfache Beſchränkungen erkauft wird.

So war zum Beyſpiel ein gänzlicher Mangel an dem feinerem ſittlichem Zartgefühl ein weſentlicher Zug und Beſtandtheil in Caeſars Charakter und eigenthümlicher Größe. Ein Caeſar, der dabey noch einige Regungen von Edelmuth oder von Gewiſſenhaftigkeit, kurz ſo eine gewöhnliche halbe Tugend gehabt hätte, würde nicht nur ein höchſt unvollkommnes, ſondern vielleicht ſogar, trotz der Größe einzelner aber übel zuſammenhängender Kräfte, ein ſehr ſchwaches Weſen geweſen ſeyn; denn Schwäche iſt oft nicht urſprünglicher Mangel, ſondern Folge ei-

nes unglücklichen Verhältnisses großer Kräfte, die sich gegenseitig hemmen und aufheben.

Für einen vollkommnen Weltüberwinder war Alexander bey aller Leidenschaftlichkeit, welche bey so gränzenloser Macht freylich mehrentheils schlimmere Folgen haben kann und wirklich hat, als die nüchterne Bösartigkeit eines vollendet klugen Verstandes, ein viel zu guter und menschlicher Held. Die leichte Entzündbarkeit seines Herzens und seiner Leidenschaften selbst, war von sehr edler Art, wie die des Homerischen Achilles. Sie verräth eine so tiefe Fühlbarkeit, so regen Sinn und lebendige Schnellkraft starker und edler Neigungen, daß Caesar dagegen als eine rohe Römische Natur ganz hart und rauh erscheint. Nur muß man dem Alexander verzeihen, daß er Gefühle, die einen tiefen Quell ächter Sittlichkeit in seinem Innern verrathen, mit gewohnter despotischer Gewaltsamkeit äußerte; und dem Caesar in seiner mehrentheils noch republikanischen Welt, die mehr bürgerlichen Formen nicht zum Verdienst anrechnen; da er von Charakter und nach seinen Absichten und Gesinnungen mehr Tyrann war als jener. Das, was Alexander gegen schuldige oder angeklagte Macedonier that, muß man wenigstens nach den Grundsätzen des strengen Kriegsrechts beurtheilen, welche immer auch bey den billigsten Völkern rascher zu Werke geht, als die bürgerliche Rechtsstrafe. Alexanders scheinbare Tollkühnheit übrigens war mehrentheils dem Zweck gemäß und im Ganzen aufrichtige Einsicht gegründet, eine Folge und eine Pflicht seiner Lage. Es galt hier nicht, einen verständigen Feind durch größern Verstand kunstmäßig zu besiegen, sondern eine überlegne aber blinde Macht über den

Haufen zu werfen, wobey der Ruf seiner unglaublichen Thaten fast mehr that, als diese selbst. In dem Charakter keines Eroberers wird man so viele tugendhafte Elemente und schöne Züge finden. Die unvermeidliche Zerstörung Thebens kostete ihm einen schweren innern Kampf. Mit Zuversicht gab er sein Leben in die Hand des Philippus, eines eifrig ergebnen und erprüften, aber schwer verläumdeten Dieners. Er glaubte an Treue und ist der höchsten, innigsten Freundschaft fähig gewesen. Er liebte den Hephästion so, daß er in der Blüthe seiner Kraft, und im Überfluß von Macht und vergötternden Ruhm, kurz von allen Gütern, die das Glück geben und nehmen kann, über seinen Verlust untröstlich blieb.

Man könnte vielleicht nach gewöhnlichen Vorurtheilen sagen, an die Tugend zu glauben, sey Thorheit an einem Eroberer, und die wahre Freundschaft eine unnütze Episode in seinem Leben. Aber darin zeigt es sich eben, daß Alexander mehr war, als die gewöhnlichen Eroberer; der nüchterne Caesar dagegen war von solchen ruhmwürdigen Schwachheiten allerdings ganz frey. Doch diesen Mangel an edlen und sittlichen Gefühlen hat Caesar wohl mit vielen andern großen Eroberern und Weltbeherrschern gemein. Eine ganz andre Beschränktheit, die seines politischen Geistes, der Bildung, die er selbst hatte, und die er der zerrißnen Welt zum Ersatz hätte geben können, so wie in der Art und den Mitteln, wie und durch welche er diese Bildung zu befördern und auszubreiten vermochte, ist ihm mehr ausschließend eigen.

Nach dem pharsalischen Siege glaubte er, es sey nun alles geschehen; und da begann doch eigentlich erst der

ſchwerſte Theil ſeiner Aufgabe. Denn die Macht der Pompejaner, oder vielmehr die alten republikaniſchen Formen hatten in der ganzen römiſchen Welt unglaublich tief Wurzel gefaßt, und waren nach allen erlittenen Erſchütterungen noch ſehr feſt und ſtark. Man kann leicht denken, daß die Verfaſſung der Römer, die bis auf ihre Landſtraſſen und Waſſerleitungen wie für die Ewigkeit bauten, nicht ſogar loſe begründet, noch ſo leicht umzuwerfen geweſen. Was war natürlicher, als daß das ungeheure morſche Gebäude über dem Haupte des ſorgloſen Siegers zuſammenſtürzte, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte. War ſein Fall nothwendig, mußte ſein Entwurf ſcheitern; ſo lag die Schuld alſo an einem innern Widerſpruch deſſelben, der bey ſeiner Vollendung wohl nur aus einem urſprünglichen Mangel ſeines Genius entſpringen konnte.

Caeſar hat während der kurzen Zeit ſeiner ungeſtörten Alleinherrſchaft viel Großes angefangen, vieles Größere gewollt; nur das einzige nicht, was Rom vor allem Noth war, und was allein ihm ſelbſt Sicherheit geben konnte: eine wenn gleich im innern Weſen mehr monarchiſche, doch aber zwiſchen den alten Formen der Republik, und der neuen Zeit und Epoche dieſer zur Weltherrſchaft angewachsnen einzelnen Stadt, ſchonend und weiſe vermittelnde, aber feſt begründete Verfaſſung und organiſche Staatsgeſtaltung. Sehr nachdrücklich erinnert ihn Cicero in der ſchönen Rede für den Marcellus an dieſe Pflicht, mit einer Würde und Freymüthigkeit, welche man hoch ehren müßte, wenn der Redner ſie nicht durch falſche Betheurungen von Wünſchen für Caeſars Sicherheit entweiht hätte, während er nach dem Tode des

Siegers lechzte, vielleicht gar um die keimende Verschwörung wußte; denn daß er die heilsame Wahrheit an die angenehme mit Feinheit anschließt, daß er den Caesar so glänzend aber doch mit Wahrheit lobt, darf wohl nicht getadelt werden.

Hätte Caesar gekonnt, was Cicero, Rom und die Menschheit laut und schweigend von ihm forderten, so würde er es sicher auch gewollt haben. Aber er hatte überhaupt nur diejenige politische Kraft und Geschicklichkeit und einen solchen Verstand, welcher dazu gehört, um das Haupt einer Parthey zu seyn; aber durchaus gar kein gesetzgebendes, oder organisch einrichtendes Staatsgenie, wie etwa ein Solon oder andre große Staatenbegründer und Erneuerer. Ein überraschender Mangel zeigt sich beym Caesar, sobald es über die Gränzen jenes Partheykampfs hinaus geht. Selbst da er auf der größten Höhe seiner Macht stand, und noch neu, zuerst als Sieger nach Rom kam, machte er sich in sechs, sieben Tagen jener Menge selbst, deren Sache er zu führen vorgab, so verhaßt, daß Cicero daraus große Hoffnungen schöpfte. Er fand den hartnäckigsten Widerstand, und gesteht selbst, daß er ohne seinen Zweck erreicht zu haben, die Stadt hatte verlassen müssen. Und was durften sich nicht die Republikaner, selbst nach ganz beendigtem Kriege, eben um seines Übermuthes willen gegen ihn erlauben? Es ist daher nicht für zufällig zu halten, wenn alles Politische in seinen beynahe nur militärischen Geschichtsbüchern immer nur so beyläufig berührt, und ganz oberflächlich behandelt wird. An der Spitze seines Heeres oder als Haupt einer Parthey im politischen Kampf und Bürgerkrieg hatte er eine unüber-

windliche Gewalt und war einzig groß; nicht so aber als oberster Lenker eines großen Staats in ruhiger Friedenszeit, um auf die Dauer mit Ordnung zu herrschen.

Wenn ein Mann das Ziel aller seiner Wünsche und den höchsten Gipfel des Glücks bis zur Sättigung erreicht hat; so kann man aus diesem Ziele selbst die eigentlichen Gegenstände und den Umfang seiner Neigungen am besten vollständig kennen lernen. Da geschieht es denn oft, daß wer nur von göttlich hohen Bestrebungen träumte, oder laut prahlte, plötzlich still wird, und nun keine Wünsche mehr hat, weil seine nächsten Begierden befriedigt sind. Die Gränzen der Neigung sind ein sicherer Maaßstab der Kraft; denn, was der Mensch recht vollständig kann, das will und wünscht er auch dauernd. Caesar hat das äußerste Ziel seiner Wünsche erreicht, und war vor Zufriedenheit ordentlich lebenssatt, jedoch ohne alle Spur jener Schwermuth, welche ein unbefriedigtes und hoffnungsloses höheres Streben andeuten könnte. Es war auch nicht Überdruß und Unmuth aus heimlicher Verzagtheit oder aus Mißtrauen in die bestehende Fortdauer seines Glücks; eine reine Lebenssattigkeit war es, ohne Wunsch und Furcht, bey der er immer heiter, ja sogar ausgelassen fröhlich blieb; das bloße Gefühl, daß er am Ziel sey. „Ungern, sagt Cicero, habe ich Dein höchst erhabenes und höchst weises Urtheil gehört: „Du hättest zur Befriedigung der Natur, und auch für den Ruhm genug gelebt. Genug, wenn du willst, vielleicht für die Natur; ich will auch, wenn du meynst, hinzusetzen, für den Ruhm; aber, was das wichtigste ist, für das Vaterland, gewiß noch viel zu wenig. Daher laß, ich bitte dich, diese Einsicht

denkender Männer in Verachtung des Todes; wolle nicht auf unsre Unkosten ein Weiser seyn. Denn ich muß es oft hören, daß du dasselbe immer wiederhohlst: „Du bedürfest des Lebens nicht weiter.“ Ich würde es zugeben, wenn du nur für dich lebtest, oder nur für dich gebohren wärest. Jetzt aber, da deine Thaten das Heil aller Bürger, und den ganzen Staat umfaßt haben, bist du so weit von der Vollendung der größesten Werke entfernt, daß du noch nicht einmal mit der Grundlage deiner Entwürfe fertig bist.“ So redeten die großen Römer jener Zeit einer zu dem andern!

Da Caesar nichts mehr wünschte, hatte er gewiß alles gethan, was er vermochte, und wozu er die Kraft und die Anlagen, so wie das Streben des Geistes besaß. Oder war es etwa kein lockendes Ziel einer hohen Ruhmbegierde, die sinkende Größe des römischen Volks zu retten? — Selbst die leichteste Auflösung der schweren Aufgabe jenes für eine neue, monarchische Staatsgestaltung reifen Zeitalters; den alten bürgerlichen Formen leise einen andern, der jetzigen Beherrschung angemeßnern Sinn unterzuschieben, das ganz Morsche aus dem frühern Leben in der Stille bey Seite zu schaffen, das blos Schadhafte zu bessern, zu stützen und neu zu übertünchen, schien ja ein so verdienstvolles Werk, daß der versteckte und verstellte Charakter, der das Glück und den Verstand hatte, es zu vollenden, beynahe von der Geschichte selbst unter die Götter versetzt worden ist. Der neue Stifter des größesten Staats, der neue Bildner des erhabensten Volks zu seyn, dazu fehlte dem Caesar die innre Kraft und Anlage. Siegen im weitesten Sinne des Worts,

das konnte er; nicht bloß mit dem Schwerdt, sondern auch durch die Gewalt der Rede und den Einfluß der geſellſchaftlichen Verbindung, durch überlegne Kraft und Verſchlagenheit die Menſchen einzeln und in der ganzen Maſſe unter ſich beugen, an ſich reißen und feſſeln, und nach ſeinen Abſichten lenken; und das war ſein eigenthümliches Talent, worin Caeſar vielleicht von keinem andern Staatsmann oder Helden übertroffen worden iſt.

Moderne Sophiſten irren ſehr, wenn ſie dem Caeſar ihren Lieblingsirrthum leihen, und durch ſein Beyſpiel vielleicht beſtätigen wollen: als ſey die Alleinherrſchaft ihm nur Mittel geweſen, um ſeiner unbegränzten Menſchenliebe Genüge zu leiſten, und die allgemeine Glückſeligkeit nach dem ganzen Maaße ſeiner unermeßlichen Kräfte befördern zu können. Nein, das Siegen ſelbſt, in jenem weitern und auch im gewöhnlichen Sinn, war ſein letzter Zweck. Es war einer ſeiner Lieblingsentwürfe einen Tempel des Mars zu bauen, ſo groß als er noch nirgends vorhanden wäre; ein Zug, der bedeutend iſt für dieſe Seite ſeines Charakters. Das Triumphiren war es, was er eigentlich wollte und liebte. Auch konnte er es ſich nicht verſagen, gegen alle politiſche Klugheit, ſelbſt über römiſche Bürger auf eine Weiſe zu triumphiren, welche alle, die noch römiſch dachten, empören mußte.

Seine Bildung beſchränkte ſich darauf, daß er Vollendung jeder Art, in den größten, wie in den kleinſten Dingen um ihrer ſelbſt willen liebte, alles Ungeſchickte haßte, und das Claſſiſche, nicht weil es wahr, gut, ſchön und gerecht, ſondern weil es in ſeiner Art vollendet war, ehrte. Denn für ächte ſittliche Güte,

künſtleriſche Schönheit, oder die innere göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit hatte er ſo wenig Anlage, Sinn und Vermögen, als zum Dichten. Seine Welt und ſein Gegenſtand war das Angenehme und das Nützliche. Aber freylich betrieb er das Nützliche ins unermeßlich Große; daher denn auch viele ſeiner Entwürfe durch die Weiſe und die Kraft erhaben ſcheinen, wiewohl ihr letzter Zweck von der Art iſt, daß er ſtreng genommen, nie erhaben genannt werden darf.

Das höchſte, was er zur Beförderung und Verbreitung dieſer materiellen Bildung zu thun vermochte, war: Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, vor denen jeder andre erſchrocken wäre, und unermeßlichen Stoff zur Stelle zu ſchaffen. Er hat nicht vermocht, auch nur auf einen ſeiner Anhänger einen geringen Theil ſeines großen Geiſtes fortzupflanzen, wie Alexander eine ganze Pflanzſchule von Helden, Feldherren und großen Herrſchern hinterließ, noch wie ein Solon oder Themiſtokles politiſche Einrichtungen zu ſtiften, oder neu zu beleben, und ihnen ſeinen Gedanken einzuhauchen. Er iſt zur größern Hälfte ein Barbar; denn ſein Genius war kinderlos.

Ein rohes, oder mißgebildetes Volk zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben, das lag ganz außer ſeinem Gebiet. Aber ein kriegeriſches und freyheitsliebendes Volk mit dem Schwerdt in der Hand dergeſtalt zum Frieden zurichten, (was die Römer mit einem eigenen Ausdrucke pacare nennen,) daß es wie zerſchmettert war, und ſich fortan geduldig unter das Joch der eiſernen Weltherrſchaft von Rom beugte, das verſtand er wie kein andrer. Nach ſolchem Zwecke und in dieſem Geiſte handelte er

denn auch in Gallien so, daß einige im Senat den Vorschlag machten, ihn den Feinden auszuliefern. Gallien war für ihm freylich nur ein Mittel und Vorbereitung zu andern höhern Zwecken; eine reiche Goldgrube, und eine Kriegsschule für seine Legionen.

Alexander hingegen, immer das Entgegengesetzte zusammenfassend, schützte seine neuen Unterthanen eben so sehr gegen den Uebermuth seiner Krieger, als gegen die Grausamkeit und Habsucht der eigenen Satrapen. Noch in den späteren orientalischen Sagen wird seine Menschlichkeit hoch gepriesen. Heißt er auch einigen der „Räubergott"; welcher Eroberer hat jemals der leidenden Menge nicht so geheißen? Und weiß denn diese auch die unvermeidlichen Uebel, welche selbst den gerechtesten Krieg besonders im Alterthum begleiten mußten, von den überflüssigen und zwecklosen Verheerungen zu unterscheiden? Alexanders Krieg gegen die Perser aber war so gerecht, als nur je einer ist geführt worden. Freylich wuchs und vermehrte sich seine Lust am Erobern mit den Fortschritten selbst; er nahm dann auf seinem Wege mit, was ihm zur Hand lag, sonst wäre er nicht Alexander gewesen. Die griechische Freyheit schonte er so sehr, daß er sogar einige, die sich zu Tyrannen aufgeworfen hatten, ihren Mitbürgern auslieferte.

Es genügte ihm nicht, Völker zu überwinden; das höchste Ziel seines Ehrgeitzes war, der Stifter eines allgemeinen Staats, der Bildner aller Völker zu seyn, und das ganze menschliche Geschlecht mit dem hellenischen Geist zu erfüllen. Ueberhaupt war der Charakter des griechischen Erobrungstriebes, der sich schon geraume Zeit

vor Alexander, ja selbst vor den Entwürfen des Philippus, Jason und Agesilaus, und vor dem Rückzuge der Zehntausend mit Xenophon mächtig zu regen anfing, ungleich edler als der Römische. Die Triebfeder der Asiatischen Erobrer war Ruhmsucht und Liebe zum Glanz; die Seele der Karthagischen Eroberungen war Habsucht und Geld, oder Handelsvortheile; von den Scythen endlich d.h. von allen, welche nomadisch lebten und dachten, könnte man sagen, daß sie nur aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt oder an hinreichender Beschäftigung auf Eroberungen ausgingen. Die Römer strebten nach unbegränzter Macht und Ehre und Herrschaft; daher die Größe des Romischen Weltstaates; denn jedes über die sinnliche Gegenwart hinaus gehende Streben nach einer Idee von dauerndem Nachruhm und Ehre des Vaterlandes, ist schon im Einzelnen erhaben, geschweige denn die öffentliche Begeisterung eines ganzen Volks. So wie jede organische Kraft, wenn ihre innre Entwicklung vollendet ist, und der Stoff des Lebens sich nun vollkommen gestaltet hat, sich fortzupflanzen und ein Gleichartiges aus sich heraus zu bilden strebt; so äußert sich bey den Griechen von dem Augenblick an, da ihre gesammte Bildung, deren allgemeine Gültigkeit und hohe Bedeutung sie selbst nicht wissenschaftlich wußten und erkannten, aber sehr bestimmt ahndeten, den höchsten Gipfel erreicht hatte, den Trieb, diesen Geist allgemein zu verbreiten, und alle Völker hellenisch zu bilden. Von diesem Augenblick an war allgemeiner Frieden und Brüderschaft unter allen Griechen, und ewiger Krieg gegen alle angränzenden Barbaren und Tyrannen der öffentliche Lieblingswunsch, und der Ge-

meinplatz aller Sophisten und politischen Redner, weil es die herrschende Denkart jener Zeit und des ganzen hellenischen Volks war.

Alexander hat wohl den Anfang gemacht oder wenigstens die große Absicht gehabt, die mißgebildeten Asiaten zu einer ächt menschlichen Bildung zu erheben. Konnte nun gleich der hellenische Geist in Asien nie völlig durchdringen, welches ihn auch, als ein von Ursprung aus fremdartiges Element, in einer spaten Zeit, obwohl sehr verfälscht, ganz wieder von sich geworfen hat; so ist doch die allgemeinere Verbreitung ächter Bildung, zu der Alexander so jung und so schnell, einen so dauerhaften Grund zu legen wußte, für die Entwicklung der Menschheit nicht verlohren gewesen, und sie beweist in ihrem Gründer einen Umfang und eine Mittheilungskraft ächter Bildung, gegen welche das Wirken des Römischen Weltbeherrschers nur roh und ungebildet erscheint. Man findet diese ächte Bildung, so wie den Geist und Sinn dafür, überhaupt wohl nur bey Griechischen Herrschern und Eroberern, deren erster und würdigster Alexander war und geblieben ist.

Er wußte den königlichen Feldherrn der Macedonier, das freye Oberhaupt des Systems der Griechischen Freystaaten, und den Asiatischen Beherrscher des großen Persischen Reichs auf das vollkommenste in sich zu vereinigen. Während er in der Kriegskunst Epoche machte, dem Handel eine ganz neue Richtung gab, Asien mit griechischen Pflanzstädten übersäete, Entdeckungsreisen veranstaltete, durch welche die Gränzen der Erdkunde und Naturgeschichte unermeßlich erweitert wurden; untersuchte er, ein

würdiger Schüler des Aristoteles, mit Philosophen die Natur ächter Bildung, den Charakter der fremden Asiatischen Völker und ihre zweckmässigste Behandlung. In der Anmuth des Betragens und des Geistes ein zweyter Alcibiades, schmückte er den Gang seiner Eroberungen selbst dergestalt mit ächt Griechischer Schönheit der Kunst und des Lebens, mit gymnastischen Spielen und musikalischen Festen, daß er einem fröhlichen Zuge des Bakchus ähnlicher sah, als einem verheerenden Kriege. Ganz eigen war ihm besonders, was man das Vermögen politischer Belebung und organischen Schöpfung nennen könnte; die Kraft und die Kunst, Menschen nicht bloß an sich zu binden, sondern auch unter sich in einer neuen politischen Schöpfung zu vereinigen; dem so vereinigten und neu gestifteten Wesen aber ein von seinem Stifter unabhängiges eignes Leben mitzutheilen, und überhaupt den eignen Schöpfergeist auf seine Anhänger fortzupflanzen. Es ist bekannt, wie geschickt er die Sitten der Asiaten und der Griechen umzubilden, zu mischen und zu vereinigen verstand. Seine Neigung, Städte zu stiften, ging beynahe in das Uebertriebne, und war nicht ohne hellenische Eitelkeit; denn nach dem Sinne der Griechen, war es noch schöner und heiliger, Urheber eines politischen Wesens, Bildner eines Volks (κτίστης) als Sieger in öffentlichen Spielen zu seyn. Wie aus der Schule des Sokrates und Isokrates durch ihre bildende Meisterkraft eine Schaar von Philosophen und Rednern hervorging; so war das Lager des Alexander eine Pflanzschule von Königen. Seine Nachfolger und Schüler waren an Kraft und Geist, an Kühnheit und Verschlagenheit, an Schönheit

und Würde der Geſtalt, königliche Menſchen; ſie ſchienen, ſagt ein Alter, nicht aus einem einzigen Volke, ſondern aus dem ganzen menſchlichen Geſchlecht auserleſen zu ſeyn. Der geringſte von ihnen wäre noch würdig geweſen, mit dem Caeſar um den Preiß des Sieges als Feldherr zu kämpfen.

Von Alexanders höherm ſittlichem Charakter wollen wir nur noch zwey Züge anführen. Er iſt wohl der einzige bekannte Welteroberer, von dem uns berichtet wird, wie er ſeine im Zorn begangenen Fehler ſo aufrichtig bereuen konnte. Seine heiße Reue über die Ermordung des Klitus kann an den Schmerz erinnern, durch welchen Timoleon ſeine große Handlung nicht, wie ein griechiſcher Sophiſt wähnt, entweihte, ſondern vielmehr die heilige Reinheit ſeiner Triebfeder beſtätigte. Die rettungsloſe Schwermuth, in welche Alexander gegen das Ende ſeines Lebens verſank, die er ſo vielfach und ſo heftig äußerte, iſt in dieſer Hinſicht ſehr bemerkenswerth und giebt den tiefſten Aufſchluß über das innerſte Weſen ſeines ſittlichen Vermögens und Strebens. Es liegt in dieſer erhabnen Unzufriedenheit, welche der Tod des geliebten Freundes beym Alexander nur veranlaßte, etwas wunderbar rührendes, und wiederum auch etwas ergreifend großes. Ein lebendiger Beweis gleichſam, daß der Menſch nur die Wahl hat, zwiſchen zufriedner Beſchränkheit und raſtloſer Hoheit. Was iſt größer, als im üppigſten Ueberfluß von allem, was man nur begehren kann, unbefriedigt nach dem unerreichbaren Höhern und Göttlichen zu ſchmachten? Das iſt mehr als Ilerda und Dyrrhachium!—Wohl war auch über das Leben und ganze

Weſen des Brutus, wie uns von den alten Geſchichtſchreibern bemerkt wird, eine Schwermuth von ähnlicher Art verbreitet, durch welche die Strenge ſeiner Tugend für unſer Auge zur ſittlichen Schönheit gemildert wird. Dem Caeſar aber war ein ſolches Gefühl ganz fremd. Sein materieller Lebensüberdruß war eine bloße Sattigkeit im Uebermaaß aller irdiſchen Güter; und grade an dieſem Endpunkte ſeiner Lebensbahn wird es am auffallendſten ſichtbar und deutlich, wie es überhaupt in allen ſeinem großen Thun und Wirken an dem Streben nach dem unſichtbaren Höheren und an einer göttlichen Idee gefehlt hat. Wer wollte nun nicht lieber der unbefriedigte, unvollendet gebliebene Alexander ſeyn, als der glückliche Caeſar, welcher das volle Ziel ſeines Strebens erreicht hat; der aber dabey dem Catilina ähnlich war, und den Cato haſſen mußte?

Seine Aehnlichkeit mit dem Catilina bekannte Caeſar ſelbſt öffentlich, als man ihm Vorwürfe machte, daß er einige Menſchen von der niedrigſten Herkunft zu den höchſten Ehrenſtellen befördert hatte, indem er darauf erwiederte: „Wenn ihm Meuchelmörder und Räuber in Behauptung ſeiner Macht und Würde nützlich geweſen wären, ſo würde er auch dieſe eben ſo belohnen.“ Es ward allgemein geglaubt, er hätte bey einer gewiſſen Gelegenheit, einen gemietheten Angeber, weil der Entwurf mißlang, durch Gift bey Seite geſchaft. In ſeinem erſten Conſulat ſtahl er dreytauſend Pfund Gold aus dem Capitol, und legte eben ſo viel vergoldetes Erz an deſſen Stelle, verkaufte Bündniſſe und Reiche. Sehr oft plünderte er Tempel und geheiligte Stätten und zerſtörte un-

ſchuldige Städte der Beute wegen. Die Koſten des bürgerlichen Krieges, und den Aufwand ſeiner Triumphe und öffentlichen Schauſpiele und Werke beſtritt er nur durch ſolche und ähnliche Räubereyen.

Cato, der lieber gut ſeyn als ſcheinen wollte, und in allem ſittlich ſtreng nach altrömiſcher Tugend handelte, weil er nach ſeinem Charakter nicht anders konnte, war dem Caeſar an Seelengröße in einer entgegengeſetzten Art völlig gleich und gewachſen; welcher ihn eben darum herzlich haßte, weil er ihn nicht verachten konnte. Der Anfang ihrer offnen Fehde war jener große Tag, wo die Donner der Catoniſchen Beredſamkeit den ſchon ſiegreichen, verrätheriſchen Rath des verſchlagnen Caeſar über die Catilinariſchen Verſchwornen zerſchmetterten, und den ſinkenden Senat mit altrömiſcher Begeiſterung erfüllten. Wie klein war es, daß der Sieger das Bildniß dieſes Mannes im Triumphe aufführte, welcher durch ſeinen freyen Tod eigentlich in höherm Sinne über ihn triumphirt hatte; denn allerdings glaublich iſt die Nachricht eines ſonſt nicht ſehr glaubwürdigen Zeugen, daß der Tod des Cato den Caeſar wirklich ſchmerzte, weil er ihn um den gehofften Triumph brachte, wiewohl er ſich nicht darüber äußerte, bis er endlich in die wohlfeile Betheurung der milden Abſichten ausbrach, die er gegen ihn gehabt zu haben verſicherte. Kleinlicher noch iſt, daß er ſelbſt als Dictator, einem müſſigen und zänkiſchen Redner gleich, Schmähungen gegen ihn ſchrieb, welche ſo armſelig waren, daß die Republikaner ſelbſt ſie zu verbreiten wünſchten, um Cato's Ruhm dadurch deſto mehr zu verherrlichen, und Caeſars Abſicht, den Cato zu tadeln, lächerlich zu machen.

Alexander gab seinem Zeitalter eine ganz angemeßne, ja die möglichst beste Richtung auch für die griechische Geistescultur und deren Verbreitung in Asien. An den Gräueln der nachfolgenden Despoten hatte er keinen Theil und keine Schuld; sie waren seiner großen Natur ganz entgegen. Caesar hat den Sturz des alten freyen Rom nicht zum Bessern angewandt oder umgestaltet, sondern nur auf das Schlimmere und Schlimmste beschleunigt und vorgearbeitet; und andre unwürdigere Welttyrannen haben, ihm nachfolgend, die Früchte seiner Thaten genossen. Der ganze Ertrag seiner herkulischen Arbeiten war am Ende doch nur ein Beytrag mehr zum Glück des Augustus. Caesar würde Legionen von Menschen, wie Sulla und Augustus waren, in jenem weitern Sinne des Worts besiegt haben; aber in der feinern Herrscherkunst war er nur ein Anfänger gegen den Augustus, der so meisterhaft der verborgne Monarch einer scheinbaren Republik zu seyn wußte; und an organischem Gesetzgebergenie übertraf ihn selbst Sulla, der zwar ein unumschränkter Dictator, aber doch noch in einem ganz republikanischen Geiste und Sinne Dictator war, sehr weit. Für einen republikanischen Imperator war Caesar zu tyrannisch, für einen unumschränkten Monarchen zu republikanisch, zu frey und sorglos in seinen eignen Sitten und Leben.

Und dieses war nicht etwa Folge eines zufälligen Fehlschrittes, welcher die andern unvermeidlich nach sich gezogen hätte. Es war nicht, daß er gleich im Anfange seines öffentlichen Lebens über den Rubiko gegangen war; es war vielmehr eine ursprüngliche Unzulänglichkeit seines

Weſens, um der großen Aufgabe der damaligen Weltepoche völlig Genüge leiſten zu können. Er war ſchon von Natur tyranniſch geſinnt und voll von monarchiſchem Stolz, aber ohne die ſolcher Form angemeßne innre Würde und ſittliche Haltung und Strenge gegen ſich ſelbſt. Schon ſehr frühe rühmte er ſich in der Leichenrede auf ſeines Vaters Schweſter Julia, ſeines vermeynten königlichen Geſchlechts, und prieß die Erhabenheit einer ſolchen Abkunft. Solche Äußerungen waren ſehr unweiſe und unpaſſend für den Bürger eines Freyſtaats, für ein Partheyhaupt in der damaligen Römerwelt, und konnten nicht anders als zu einer ſolchen Kataſtrophe führen. Aber leicht wird dieſe vergeſſen, ſo lange der Gott des Tages noch auf dem Gipfel des Glücks ſteht; und unaufhaltſam ſchnell und leicht iſt der Übergang von einem demagogiſchen Sieger zu einem tyranniſchen Alleinherrſcher. Caeſar hatte ſeine herrſchſüchtigen Geſinnungen auch gar nicht hehl, und führte immer den Spruch des Eteokles beym Euripides im Munde: „Um der Herrſchaft willen könne man ſchon ungerecht handeln, im übrigen gerecht.“ Als Sieger ſcheute er den Nahmen eines unumſchränkten Herrſchers und Tyrannen ſo wenig, daß er ihn vielmehr zu fordern ſchien. „Sulla ſagte er, habe nicht die Anfangsgründe der Herrſcherkunſt verſtanden, daß er die Dictatur niedergelegt habe. Die Republik ſey nichts, als ein weſenloſer Nahme; die Menſchen möchten immer ſchon vorſichtiger mit ihm reden, und ſeine Worte als Geſetze ehren.“ Gegen das Ende ſeines Lebens pflegte er oft im Schlaf zu erſchrecken. Er mußte wohl fallen, ſo groß

er auch war; und hat dieß im voraus gefühlt. Und groß war auch, wie er fiel; da er am Brutus einen seiner würdigen Gegner und Rächer fand.

Caesar bahnte weit schlechtern Tyrannen als er selbst war, einem Tiberius, dem Caligula und Nero den Weg, und war ihnen auch in seinem Sturz ein obwohl vergeblich lehrendes und warnendes Beyspiel und Vorbild. Konnte die Republik damals auch nicht länger bestehen, so hätte doch die neue monarchische Verfassung durchaus fester, sittlicher und rechtlicher begründet werden müssen. Es giebt Zeiten, welche einer zwiefachen Richtung gleich fähig sind, wo das Schicksal der Menschheit gleichsam an einem Haare hängt. Wenn nun das Zeitalter des Caesar und Augustus ein solches gewesen wäre? Wenn es sich wahrscheinlich machen ließe, daß die Geschichte der Menschheit jetzt von einigen greuelvollen Jahrhunderten rein seyn würde, wenn Caesar entweder nicht gesiegt, oder diesen Sieg weiser und größer benutzt hätte? Davon werden zwar die historischen Sophisten, welche so genau zu wissen wähnen, warum alles Schlechte, was je geschah, nothwendig war und durchaus geschehen mußte, nichts hören wollen. Und doch sind dieses nützliche und lehrreiche Fragen und Probleme einer höhern welthistorischen Sittlichkeit und Beurtheilung.

Auf dieser Wagschale verglichen, neigt sich das Uebergewicht auf die Seite des jugendlich begeisterten Alexander, dessen welthistorische Wirkung mehr befruchtend für die Zukunft, als zerstörend in der Gegenwart war. Und auch Nation gegen Nation gehalten, bietet die Auflö-

sung der hellenischen Freyheit und Bildung ein weniger herbes und freudenloses Schauspiel dar, als der sittliche Zusammensturz der alten strengen Römerwelt; indem wir dort noch durch einen letzten herrlichen Aufflug schöner hellenischer Begeisterung im Alexander im Gemüthe erhoben werden; während hier in dem Römischen Abendlande alles in einförmiger Erschlaffung darnieder sinkt, bis die neue Sonne eines höheren göttlichen Glaubens, über den alten Schutt des untergegangnen Heidenthums emporsteigt.

10.8.28/
PH 41250

Wien, gedruckt bey Franz Ludwig.

Digitized by Google

ML